Ottilie Wildermuth's Werke.

II. Band.

Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1862.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Bilder und Geschichten

aus

S ch w a b e n.

Zweiter Band.

Gestalten aus der Alltagswelt.

I.

Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit.

„Ahnfräulein“ oder „Ahnfrau“ wird in einigen Gegenden Schwabens die Großmutter oder Urgroßmutter genannt, und unter diesem Namen möchte ich am liebsten eine meiner Vorfahren einführen, deren lebensvolles Bild mir heute besonders frisch vor die Seele tritt.

Selten wird ein Leben weniger Wechsel der Scene geboten haben, als das der Ahnfrau. Von ihrer Geburt bis zum Tode, vom ersten bis zum vierundachtzigsten Lebensjahr, waren die Mauern einer und derselben kleinen Stadt der einzige Schauplatz ihrer Freuden und Leiden, ihrer ganzen Wirksamkeit, ein Schauplatz, den sie nur sehr selten zu kurzen Besuchen bei Geschwistern oder Kindern verließ. Und doch, wie mannigfache Bilder in diesem einfachen Rahmen! Welch frisches, lebenswarmes Gemüth, welch unverwelkliche Herzensblüthe hat sich auf einem Boden erhalten, den man sonst kaum für tauglich hält, um Küchengewächse darauf zu ziehen!

Sie war einmal jung und schön gewesen, das Ahnfräulein, das ich nur noch als eingeschrumpftes Mütterchen gekannt, und sie ließ das nicht ungern merken, um so mehr, als das Conterfei, das noch aus ihrer Blüthezeit existirte,

leider durchaus von keiner Meisterhand herrührte und einen gar unvollkommenen Begriff von ihren jugendlichen Reizen gab. Doch schaute selbst dieses mittelmäßige Machwerk mit der Rose in den gepuderten blonden Haaren und mit den lichtblauen Augen so freundlich drein, daß ein Bauersmann einst ganz verwundert fragte: „Aber wer ist denn die schöne Jungfer da?“ — „Das bin ich einmal gewesen, Jakob.“ — „Sie, Frau Syndikusin? Ach, du lieber Gott, wie kann doch der Mensch verwesen!“ Dieser wenig schmeichelhafte Ausruf hat dennoch das gute Ahnfräulein höchlich ergötzt, denn wenn sie noch eitel war — und wer ist's nicht? — so war sie's am liebsten auf ihre Vergangenheit, in der sie lebte und webte bis zum letzten Hauch.

Jugendliebe.

Die Ahnfrau hatte jung geheirathet, sehr jung, wie das in früheren Zeiten viel öfter geschah, wo man den Most gern süß einkellerte und es dem Ehstand überließ, ihn abzuklären, während es bei uns meist im Lauf der Dinge liegt, daß er gehörig ausgegohren hat, ehe er in's Faß kommt. Beides mag sein Gutes und Schlimmes haben; wie man mir sagt, soll der süß eingekellerte Most leichter geneigt sein, trüb und schwer zu werden. Beim Ahnfräulein war dies nicht der Fall; sie ist nicht schwer geworden, bis zum letzten Tropfen nicht.

So früh sie nun aber auch das bedeutungsvolle Ja gesprochen, auf das ihr ganzes Leben als volles, freudiges Amen gefolgt ist, es war doch nicht so früh, daß nicht ihr Herz zuvor Zeit gefunden hätte, sich noch ein klein wenig auf eigene Hand zu rühren. Diese erste leise Herzensregung ist eine schöne traurige Geschichte, die ich sie am liebsten selbst

erzählen lasse; wenn ich es nur noch ganz mit ihren Worten könnte.

„Siehst du, ich habe es recht gut gehabt in meiner Jugend, obgleich wir zehn Geschwister waren und tüchtig schaffen mußten. Der Vater war nicht reich, aber gar angesehen, und von Mangel und Sorge war keine Rede. Jetzt kann man sich's gar nicht mehr vorstellen, was ein Beamter seiner Art dazumal für ein Herr war, und vollends, wenn einer so ein grundgescheidter Mann war wie mein Vater, der zum Herzog mußte, so oft er nach Stuttgart kam. Ja, ja, wir haben etwas Rechtes gegolten; ich selber trug mein Näschen etwas hoch und dachte damals nicht, daß hier in N., wo der Vater regierte, auch sein Tochtermann wachsen würde.

„Nun, es kamen manchmal vornehme und gescheidte Herren aus der Residenz zum Vater, und wir waren solche Besuche gewöhnt; aber einer ist bisweilen gekommen, nicht oft — da hat mir allemal das Herz geklopft, wie sonst nie in meinem Leben, und es hat sich sonderbar getroffen, so oft er gekommen ist, gefahren oder geritten, jedesmal mußte ich just am Fenster sein und ihn sehen, und jedesmal hat er heraufgeschaut und mich gegrüßt, und ich mochte nun am Küchen- oder am Oehrnfenster stehen, oder in der Stube, er hat immer am rechten hinaufgeguckt. Wenn er bei uns zum Essen geladen wurde, bin ich aber immer zuletzt gekommen: ich hätte mich so gern recht schön angezogen und habe mich doch wieder geschämt, es zu thun."

„Haben Sie denn auch recht viel mit einander gesprochen?" — „Gesprochen? ich möchte wissen wann? Ich sah ihn nur bei Tisch, und da hätt' ich den Vater sehen wollen, wenn Eines von uns ungefragt bei Tische geredet hätte. Hie und da hat der S. doch die Rede an mich gerichtet, aber ich bin immer so roth geworden und so verlegen, daß ich

kaum antworten konnte. Ich habe auch gar nie geglaubt, daß er nur ein klein wenig an mich denke, ein so schöner Mann, und so vornehm! Man sagte damals schon, daß ihn der Herzog mit der Gesandtschaft verschicken werde. Nur ein einzigesmal habe ich's doch ein bischen gemeint. — Da war er beim Vater und kam gerade allein über den Hof, als ich eben auf der Staffel stand und meine Blumenstöcke goß; ich hatte nicht viele: zwei Rosenstöcke und einen großen Nelkenstock. — Ich spürte schon von weitem, daß er auf mich zukomme, aber ich rührte mich nicht und zupfte nur immer an einem einzigen Rosenblatt. Wie fuhr ich aber zusammen, als ich seine Stimme hörte: ‚Ei, was für schöne Rosen, Jungfer Caroline!‘ Ich wußte gar nicht was sagen, und sah nur ein klein wenig nach ihm auf. ‚Blüht gar keine von den schönen Knospen für mich?‘ fragte er wieder. Da hatte ich, ehe ich mich besonnen, die allerschönste abgeschnitten, aber ich hatte nicht den Muth, sie ihm zu geben, bis er selbst sie sanft aus meiner Hand zog. ‚Danke, danke schön,‘ sagte er mit einem Lächeln — das vergesse ich nicht! — und ging rasch weiter. Was sonst noch am selbigen Tage vorgefallen ist, weiß ich nicht; ich glaube, ich wurde tüchtig gezankt von der Mutter, weil ich wie im Traum herumlief; es war mir immer, wie wenn ich mit allen Glocken zusammenläuten hörte. Am andern Morgen ritt er ab vom Schwanen drüben; das Röslein hatte er an seinem Knopfloch stecken, es war über Nacht aufgegangen. — Ich habe viele Nächte nicht schlafen können und viel Angst gehabt, ob es keine der großen Schwestern bemerkt.

„Ein paar Wochen nachher war der Vater verreist und wir hatten große Putzerei im Hause. Das ganze Haus wurde umgekehrt, Kisten und Kasten geleert, und wir alle hausten mit Besen und Bürsten, wuschen, polirten und

wichsten Kommoden, Tische und Schränke, und fürchteten uns sehr vor der Mama, die an den Putztagen immer höchst übler Laune und leicht erzürnt war. Da kam der Bastel, der alte Stadtbote, an mir vorbei die Stiege herauf. ‚Wo find' ich die Frau Mama? Da ist ein Brief, nicht an's Amt, an den Herrn selber.' — ‚Droben ist sie, Bastel, in der obern Gaststube.' Der Bastel ging hinauf; nach dem Brief fragte keines von uns.

„Der Vater blieb damals viel länger aus, als er selbst und wir geglaubt. Er war aber schon wieder ein paar Tage zu Haus, als er gelegentlich bei Tisch zur Mutter sagte: ‚Ei, Nane, denke, der S. ist mit der Gesandtschaft nach Oesterreich gekommen, und er hat nicht einmal schriftlich oder mündlich Abschied von uns genommen. So geht's, wenn die Leute vornehm werden! Von dem hätte ich's aber nicht geglaubt.' Die Mutter verwunderte sich gehörig darüber, auch die Schwestern gaben ihr Wörtchen drein, ich aber konnte keinen Bissen mehr essen; ich war froh, daß der kleine Christian, der neben mir saß, mein Teller in der Stille ableerte, weil's zufällig was Gutes war. In der Nacht habe ich wohl bitterlich geweint; ich hatte freilich nie geglaubt, daß S. an mich denken werde, nun aber that mir's doch in der Seele weh. Niemand sprach indessen mehr von ihm, und ich dachte, ich sei eben ein recht einfältiges Mädchen gewesen.

„Da bekam mein Mann selig, der seither Substitut beim Vater gewesen war, die Stelle eines Syndikus, was für seine Jugend schon recht viel war. Er kam zum Vater und hielt um mich an. Der Vater ließ mich in seine Stube rufen und eröffnete mir den Antrag recht feierlich. ‚Du hast ganz deinen freien Willen, Caroline,' sagte er zum Schluß; ‚ich erwarte aber, daß du vernünftig bist, und den Antrag eines so geschickten und rechtschaffenen Mannes mit Dankbarkeit annimmst.'

Da wußt' ich nun wohl, wie es mit dem freien Willen stand, und daß ich nicht anders durfte; aber es war mir noch gar, gar nicht um's Herz, wie wenn ich ja sagen wollte. — Siehst du, ich hatte gewiß immer rechten Respekt gehabt vor meinem Mann selig, er war auch ein schöner, stattlicher Mann, sehr ernsthaft und gesetzt für seine Jugend, und der Vater hielt große Stücke auf ihn; aber daß er mein Mann werden könnte, daran hatte ich mein Lebtag nicht gedacht, und ich meinte, es könne nicht sein. Der Vater aber hielt es für puren Hochmuth von mir, weil mein Mann von armen Eltern herstammte, und sagte mir tüchtig die Meinung darüber. Endlich aber sprach er: ‚Wenn du nur einen einzigen vernünftigen Grund hast, Nein zu sagen, so will ich dir mit keinem einzigen Worte zureden.' Einen vernünftigen Grund hatte ich aber nicht, nur einen recht unvernünftigen; so sagte ich denn in Gottes Namen Ja, und bat Gott, mir ein freudiges Herz dazu zu geben. Das hat er auch gethan, und ich wurde eine recht vergnügte Braut, als ich sah, wie sie alle ihre Freude hatten, und wie die Eltern meinen Bräutigam ehrten und mich mit, so daß ich jetzt am Tisch mitsprechen durfte, wie die Mama selbst. Mein Bräutigam that mir auch zu Lieb und Freude, was er nur konnte. Einmal aber, da hat er's mit dem besten Willen doch nicht gut getroffen, das war mir gar zu arg."

„Ja, was war denn das?" — „Nun sieh, er hatte eine neue Wohnung verwilligt erhalten, das schöne, große Haus, das du ja wohl kennst, und hatte es bereits bezogen. Nun hatte ich ihm lange versprochen, ihn einmal mit der Mama zu besuchen, und es wurde endlich auf einen gewissen Tag ausgemacht. So gingen wir also, ich und die Mama, in aller Stille über den Marktplatz, ich dicht an den Häusern, weil ich in einiger Verlegenheit war. Siehe, da fuhren

an dem neuen Logis alle Fenster auf, und der Stadtzinkenist mit all seinen Gesellen blies heraus mit Trompeten, Pauken und Klarinetten, die allerneueste Ecossaise! — Du kannst dir denken, daß die Fenster der ganzen Nachbarschaft auch aufflogen, und alle die Köpfe herausstreckten, und die Gassenkinder zusammenliefen, und alles fragte: ‚Was ist's, was gibt's?' — ‚Ei, der neue Syndikus läßt seiner Jungfer Braut aufspielen!' — Ich hätte in den Boden sinken mögen! Er hatte es freilich herzlich gut gemeint und mir die höchste Ehre anthun wollen, aber ich hab' es lang nicht vergessen können.

„Nun gut, das war vorbei, und wir waren vergnügt und zufrieden mit einander, da meldete sich eines Tags der Herr Onkel Landschaftsassessor zum Besuch an. Das war immer eine große Wichtigkeit. Man stach Kapaunen und bestellte Forellen, in der obern Staatsstube wurden frische Vorhänge aufgemacht und das seidne Bettcouvert überzogen. Der Vater, der sich sonst gar nie um Haushaltungssachen bekümmerte, ging selbst mit mir hinauf, um nachzusehen, ob auch alles recht im Stande sei. Ich langte eben das Lavoir von ächt chinesischem Porzellan von der Kommode, ein Prachtstück, das nur bei solchen Gelegenheiten, und stets mit großer Angst gebraucht wurde, weil man uns von Kindheit an fabelhafte Begriffe von seinem Werth beigebracht hatte. — ‚Da liegt ja ein gesiegelter Brief an Sie, Papa!' rief ich erstaunt, und mit einemmal fiel mir selbiger Brief ein, den der Bastel damals am Putztag gebracht hatte, und mir wurde recht bang auf das Ungewitter, das es wegen dieser Vergeßlichkeit der Mutter geben werde.

„Der Vater öffnete rasch den Brief und las ihn. Sein Gesicht wurde immer ernster und nachdenklicher. ‚Das kommt nun zu spät!' sagte er langsam, und gab mir nach kurzem Besinnen den Brief: ‚Da lies, Caroline, es geht dich an.'

Und mit großen Schritten ging er auf und ab, während ich erstaunt und mit klopfendem Herzen den Brief las. Aber das Herz ist mir fast still gestanden. — Was meinst du, daß in dem Briefe stand? Eine förmliche Werbung des S. um meine Hand beim Vater, und ein klein Brieflein darin an mich, so schön, ich könnte es heut noch auswendig sagen. Da wurde mir's ganz dunkel vor den Augen; ich wollte nur allein sein, und ging hinunter in das Schlafstüblein."

„Aber das ist doch gar zu traurig! Ja, was haben Sie denn gethan?" — „Gebetet habe ich, Kind, wohl auch geweint, aber gebetet zu dem, der den Sturm auf dem Meer gestillt hat, und es ward auch in mir eine große Stille. Nach einer Stunde ließ mich der Vater wieder zu sich kommen. Nun hat mich's mein Lebtag gewundert, daß der Vater mir nur den Brief gezeigt und noch ein Wort über die Sache verloren hat, nachdem ich schon eine verlobte Braut war; aber es muß bei ihm eben sehr tief gegangen sein. Er sah ganz bleich, ganz verlegen und bekümmert aus. ‚Caroline,' sagte er, ‚das ist nun schlimm; mir thut's weiß Gott leid, daß es so gegangen ist, aber mein Wort —' — ‚Wir brauchen uns nicht mehr zu besinnen, Papa,' sagte ich ruhig. ‚Wenn es Gottes Wille gewesen wäre, so hätt' er's anders fügen können. Ich habe wohl einmal gedacht, ich möchte einen Mann, den ich recht, recht lieb haben könnte, so von ganzer Seele, und so will ich nun den Friedrich (so hieß mein Mann selig) lieb haben, und Gott wird mir dazu helfen.' — ‚Du bist ein braves Mädchen, Caroline; Gott wird dir's gut gehen lassen.' Und der Vater gab mir zum erstenmal die Hand. Sein Wort ist auch in Erfüllung gegangen; der liebe Gott hat's uns gut gehen lassen, und uns reichlich gesegnet mit Wohlstand und Herzensfreude, und acht

gesunde und brave Kinder sind heute noch meines Alters Trost und Freude.

„Aber haben Sie denn dem S. gar nicht einmal geschrieben?“ — „Ob der Vater es gethan hat, weiß ich nicht, für mich, als eine verlobte Braut, wäre das nicht recht gewesen. Weh gethan hat mir's freilich, daß er sich so verschmäht glaubte und im Groll von uns geschieden ist; aber ein recht stolzer Mann muß er doch gewesen sein, sonst hätte er nicht so scheiden können.“

„Aber der Bräutigam, der hat doch das Opfer gewiß recht erkannt und Sie auf den Händen getragen?“ — „Er war ein getreuer und rechtschaffener Mann und mein bester Freund auf der Welt, der mich sein Leben lang in Liebe und Ehren gehalten hat; aber da wärest du falsch daran, Kind, wenn du glaubtest, er sei darum ein besonders unterthäniger Ehemann gewesen, weil ich zuerst kostbar that und mir eine Weile wie ein Prinzeßlein vorkam. Nein, er ist recht der Herr und das Haupt des Hauses gewesen und ich ihm gehorsam und unterthan, wie es einer rechten Frau gebührt. Ich würde das nicht selbst sagen, aber er hat mir's noch auf seinem Todbett bezeugt. Die Geschichte mit dem S. aber und dem Brief habe ich ihm erst anvertraut, wie er und ich gewiß wußten, daß ich den Irrthum nicht mehr beklagte. Es ist eine schöne Sache, Kind, um das eheliche Vertrauen, und eine rechte Frau wird kein Geheimniß vor ihrem Mann behalten; aber gar zu voreilig muß man nicht damit sein, sonst wirft man leicht ein Häkchen in des Mannes Seele, das nachher schwer auszuziehen ist.“

Hochzeit und Ehestand.

Wer sich nun nach der Geschichte dieser Jugendliebe die Ahnfrau vorstellen wollte als eine Harfe mit zerrissenen Saiten, die nur noch Einen wehmüthigen Accord nachklingen, oder als eine Trauerweide, lebenslang hinabgebeugt auf das Grab des versunkenen Jugendtraumes, der wäre groß im Irrthum. Die Herzen à la Werther trug man dazumal noch nicht, und wenn man sie getragen hätte, so meinte sie just nicht, daß sie alle Moden mitmachen müsse. Sie ertrug das Leben nicht, sie griff es an mit frischem Muth, und wenn das Leben ein Kampf ist, so hat sie ihn freudig und ritterlich durchgefochten.

Daß sie nicht eben sentimentaler Natur war, das beweist der erste Schmerz ihres Ehestandes, der in der Entdeckung bestand, daß ihr junger Ehegemahl — nicht tanzen könne. Neben aller Sitteneinfalt der guten alten Zeit wurden wichtige Lebensereignisse, Hochzeiten, Taufen und dergl., stets mit entsprechender äußerlicher Feierlichkeit begangen. Hochzeiten, wo man sämmtliche Gäste mit einer Flasche Malaga und einem Teller Süßigkeiten abfertigt, deren Rest der Conditor nachher wieder zurücknimmt, kannte man dazumal noch nicht. So wurde denn auch die Hochzeit der Ahnfrau mit gebührender Solennität gefeiert, alle Freunde, Verwandte und Bekannte, sämmtliches Schreibereipersonal ihres Vaters waren geladen, alle Dienstleute, Wäscherinnen und Taglöhner des Hauses, ja sogar ehemalige Mägde, nebst Eltern und Geschwistern der gegenwärtigen, wärmten sich am grandiosen Küchenfeuer und der reichlichen Mahlzeit, die daran bereitet wurde. Der Hofrath, ein Jugendfreund des Bräutigams, producirte ein schalkhaftes Carmen, auf Atlaß gedruckt, aus dem ich mich nur noch der Strophe entsinne:

„Hinführo darfst du deine Syndikussin
Ohne alle Sünde kussen.“

„Nun war am Abend,“ erzählte die Ahnfrau, „wie üblich, der Hochzeitball. Vorher hatte es seit langem keine Tanzgelegenheit gegeben, wo ich hätte erfahren können, wie mein Mann tanze. Als nun die Spielleute ankamen, stand ich mit ihm auf zum ersten Menuet. Als wir aber anfangen sollten, trippelte er nur so mit den Füßen hin und her. ‚Ei, warum fangen Sie denn nicht an?‘ fragte ich; ich habe nämlich erst nach der Hochzeit Du zu ihm gesagt. — ‚Ja, tanzen habe ich noch nie können; es thut mir leid,‘ sagte er mit Lachen. Mir aber war's gar nicht lächerlich; ich schämte mich vor all meinen Gespielen, daß ich einen Mann habe, der nicht tanzen könne, und es kam mir wie eine rechte Unredlichkeit vor, daß er's nicht vorher gesagt.“

Viel Zeit zum Tanzen hat die gute Ahnfrau nun nicht gehabt, wie tanzlustig auch damals die sechzehnjährige Hochzeiterin gewesen sein mochte. Als sie kaum zwanzig Jahre alt war, wimmelten schon drei Kinderchen um sie, „wären alle unter Einen Korb gegangen.“ Auch hat ihr der Gatte die Tanzfreude, die er nicht selbst theilen konnte, wenigstens nicht mißgönnt.

„Man wußte damals gar nicht anders, als daß Frauen in gesegneten Umständen zur Ader lassen mußten, und es war der Brauch, sich an diesem Tage etwas zu gute zu thun. Man machte einen Spaziergang über Land, und es wurde etwas Besonderes gekocht. Nun war's gerade ein regnichter Tag, als ich das erstemal zur Ader gelassen hatte. Unser guter Freund, der Hofrath, kam herüber: ‚So, die Frau hat heut zur Ader gelassen; was stellt ihr denn an bei dem bösen Wetter?‘ Man rathschlagte lange hin und her; endlich sagte der Hofrath zu meinem Mann: ‚Wenn du deine Geige holen wolltest, so könnten wir ein Tänzchen machen.‘ Gesagt, gethan. Du mußt wissen, daß mein Mann selig

prächtig die Geige spielen konnte; so holte er denn die Geige und spielte den ganzen Nachmittag auf, und wir zwei tanzten dazu. Der Doktor ist nachher freilich böse geworden, aber es hat mir nichts gethan, und unser Aeltester war ein Prachtkind."

„Aber, Ahnfrau, so jung möcht' ich doch nicht heirathen." — „Ist auch ganz und gar nicht nöthig, nicht im Mindesten, will dir's durchaus nicht wünschen, und deinem künftigen Mann noch weniger, wenn's gleich bei uns gut ausgefallen ist. — Ich bin noch ein rechter Kindskopf gewesen, und habe viel Lehrgeld bezahlt. Gesund war und blieb ich, Gott Lob und Dank! Als mich die Frau Försterin in meinem ersten Wochenbett, das im kalten Winter war, besuchen wollte und ganz leise in das Schlafzimmer trat, sah sie nur das aufgemachte Staatsbett, weit und breit keine Wöchnerin. ‚Wo ist denn Ihre Frau?' fragte sie verwundert und ängstlich die Magd. — ‚Ach, die Frau sind nur hinten im Hof auf dem Eis und schleifen ein Bischen!' Es hatte mich nämlich schon lang gelüstet nach der prächtigen Schleife im Hof. Du kannst Dir aber denken, daß ich scharf von den Frauen mitgenommen wurde, und mehr noch später einmal, als ich am Jahrmarkt eine ganze Tafel voll Gäste sitzen ließ und dazwischen hinein mit meinen Schulkamerädinnen auf dem Markt spazieren ging, daß die Magd daheim sich derweil nicht zu helfen wußte."

Vergeblich waren die Lehrgelder nicht ausgegeben, und die Ahnfrau ist eine so gute und tüchtige Hausfrau geworden, wie nur je eine im guten Schwabenland, die nicht nur der Küche und dem Haus, sondern auch Gärten, Feldern, Ställen und Wiesen nebst Kühen und Kälbern vorzustehen hatte. Und doch hat sie ihren frischen Muth dabei behalten. — Die Kinder, die rasch hintereinander nachwuchsen, wurden

nicht als Last und Plage, sondern recht als Gottesgabe aufgenommen. Dafür machte man auch keine Umstände mit ihnen, kleidete die Jungen in Zwilchwämser und Lederhosen, die Mädchen in selbstgewobenen Barchent, wenn gleich ein Bild, das die zwei Aeltesten des Hauses, den Knaben im Federhut, das Mädchen in hoher Frisur und Poschen darstellt, noch Zeugniß gibt, daß man bei festlichen Gelegenheiten auch Staat mit ihnen machen konnte.

Die Garderobe vererbte sich auf das nächstfolgende Familienglied, es wurde ihm anprobirt und paßte, wie die Ahnfrau meinte, stets „wie angegossen.“ Die Söhne und Töchter selbst waren gerade nicht immer dieser Meinung, und die Kleider und Wämser mit recht gesunden Flicken darauf, ließen meist noch hinlänglich Raum für künftige Körperentwicklung. — Die Betten waren je für zwei und zwei, und das konnte bei Störungen der geschwisterlichen Eintracht fatal werden. Der Gottlieb und der Christian z. B., später die einträchtigsten Brüder, waren in ihrer Kindheit so eine Art Don Manuel und Don Cäsar, und geriethen sich im wörtlichsten Sinn dergestalt in die Haare, daß die Mutter darauf kam, ihnen die Köpfe glatt abrasiren zu lassen. Sie erzählten, es sei eigen gewesen, wie dann die Hände auf den kahlen Köpfen so ausgeglitten seien.

Drangsale aller Art blieben natürlich nicht aus, Löcher und Beulen, Keuchhusten und Scharlachfieber; die Ahnfrau aber steuerte getrost auch durch solche Trübsalsfluthen. Sie war einmal eben im Stall, um der Magd praktische Anleitung im Melken zu geben, da stürzte die gesammte Kinderschaar mit Zetergeschrei herunter: „der Christian hat Mausgift gegessen, der Christian hat Mausgift geschleckt!“ (genascht). Schnell besonnen, reißt die Mutter den armen Sünder herbei, gießt ihm von der warmen, frischgemolkenen Milch so

viel ein, als nur immer den Schlund hinab zu bringen ist, und noch ehe der in Eile herbeigerufene Arzt erscheint, ist durch die gewaltsame Explosion, die nun erfolgte, das Gift mit all seinen schädlichen Wirkungen entfernt, und Christian bildete sich später noch etwas darauf ein, daß er in solcher Lebensgefahr gewesen.

Der Gottlieb freilich, sein älterer Bruder, der sah's bedenklicher an. Als er mit dem Christian einige Jahre später beim Herrn Onkel Landschaftsassessor in Stuttgart zu Gast essen durfte, wartete ihnen dieser zum Nachtisch drei Pfirsiche von einem Spalier seines Gartens als höchste Rarität auf, und fragte triumphirend: „Nicht wahr, Buben, so habt ihr noch nichts gegessen?" — „O, warum nicht," sagte Christian; „'s Frizles Käther gibt so sechs für einen Kreuzer." Dem älteren Gottlieb, in tödtlicher Verlegenheit, wie er des Bruders Taktlosigkeit beschönigen sollte, fällt endlich bei: „Ach, Herr Großonkel, nehmen Sie's doch nicht übel, daß mein Bruder so dumm ist, aber vor drei Jahren hat er einmal Mausgift gegessen, das hat ihm vom Verstand genommen."

Das Haus des Ahnherrn lag dicht neben dem Gasthof. So geschah es denn einmal, daß ein dicker Herr ganz pazig in die Stube trat, wo eben die Ahnfrau mit den Kindern allein war. „Kann ich einen guten Schoppen haben?" — „Warum nicht?" meinte die Ahnfrau, die den Irrthum gleich gemerkt, und brachte aus ihrem Keller einen bessern, als jemals der Schwanenwirth seinen Gästen vorgesetzt. — „Ich möcht' auch ein Brod!" befahl der Dicke wieder. — „Da ist ein neugebackenes," sagte die gefällige Hausfrau. „Und ein Licht zu meiner Pfeife!" — „Sophie, bring Licht!" befahl die Mutter. — „So, und jetzt möchte ich allein sein," kommandirte er ferner, da sich die Jugend des Hauses mit aufgesperrten Mäulern um den ungenirten Gast zu schaaren

begann. „Schon gut, will meine Kinder hinausschicken, kommt, Kinder!“ Und mit unerschüttert gutem Humor verließ sie mit der jungen Schaar das Zimmer. Der Dicke aber stellte seinen Schoppen neben sich, öffnete das Fenster der Parterrewohnung, und begann so recht behaglich seine Pfeife hinauszurauchen. Da bemerkte ihn sein Kutscher, der indeß ausgespannt hatte. „Ei, Herr Amtmann, wo sind denn Sie?“ fragte er erstaunt. — „Wo werd' ich sein? Im Wirthshaus um mein Geld,“ schnauzte der hinaus. — „Du lieber Gott, nein! da wohnt ja der Herr Syndikus; Sie sind um eine Thür zu weit.“

Da machte der dicke Amtmann sachte das Fenster zu, steckte die Pfeife ein, und schlich sich eben so leise hinaus, als er laut herein getreten war, nachdem er vergeblich nach der Magd gespäht, um ihr etwa ein Trinkgeld in die Hand zu drücken. Um Weihnachten aber kam eine Schachtel guten dürren Obstes als Zeche für die liebe Jugend. Man sagt, der Herr Amtmann sei künftighin selbst in Wirthshäusern höflicher aufgetreten.

Mit so frischem Humor wußte sie alle Verhältnisse aufzufassen, und ich bin nicht gewiß, ob er Ursache oder Wirkung der körperlichen Rührigkeit und Lebendigkeit war, mit der die Ahnfrau durch Wochenbetten, Kinderkrankheiten und Kriegsnöthen rüstig durchsegelte. Niemand sah der zartgebauten Frau an, welch kräftiges Regiment sie als Hausfrau und Mutter führte, wie sie den Töchtern thätig voranging bei Feld- und Hausarbeiten jeder Art, zu denen jetzt jede Magd von Bildung noch eine Untergehülfin verlangt. Darum ist ihr auch der reiche Segen, der ihr Haus sichtbar krönte, und der mit jedem Kind zu wachsen schien, nicht zugeflogen wie eine gebratene Taube, sondern zugewachsen wie dem

fleißigen Winzer der edle Wein, der die Frucht seines sauren Schweißes, und doch eine wundersame Himmelsgabe ist.

Abwege.

So eine gehorsame und redliche Ehefrau die Ahnfrau war, einmal, das hat sie gestanden, hat sie doch nicht ganz den geraden Weg eingeschlagen mit ihrem gestrengen Herrn (gestrenge Herrn müssen sich das schon hie und da gefallen lassen), als eine schwere Gefahr das Glück und den Frieden ihres jungen Hausstandes bedrohte.

„Da war einmal eine Commission von der Regierung hier, weiß nicht mehr warum, ein paar vornehme, junge Herrn, die hatten auch mit meinem Mann selig Geschäfte und schienen groß Wohlgefallen an ihm zu finden. Jeden Abend holten sie ihn ab in den Schwanen, und da ihnen die Gesellschaft dort nicht vornehm genug war, schlossen sie sich in ein besonderes Stüblein ein. Nun hat es keinen rechtschaffeneren und verständigeren Mann gegeben als meinen, und kein Kaiser in der Welt hätte ihn bewegen können, Unrecht zu thun oder unwahr zu reden; aber das war seine Schwäche, daß es ihm erstaunlich wohl that, wenn vornehme Leute freundlich mit ihm verkehrten; mag vielleicht daher kommen, daß er in so sehr dürftigen und bescheidenen Umständen aufgewachsen war.

„Er kannte die Karten gar nicht und hatte großen Abscheu vor dem Spiel; eines Abends aber erzählte er mir, die Herrn haben ihn ein gar sinnreiches Kartenspiel gelehrt; er hätte nie geglaubt, daß es solche gebe. Das war mir nun gleich nicht recht, doch schwieg ich darüber. Als aber die Herrn jeden Abend kamen, und er, der sonst auf die

Minute heim kam, immer länger mit ihnen sitzen blieb, immer erpichter auf ihre Gesellschaft wurde, immer weniger nach seinen alten, guten Freunden fragte, da wurde mir bang und ich faßte mir ein Herz, ihm zu sagen: ‚Aber, Vater, meinst du nicht, das Spiel und die vornehme Gesellschaft werde dir gar zu lieb? hast ja selbst gesagt, die erste Spielkarte, die Einer in die Hand nimmt, sei das Haar, an dem ihn der Teufel faßt?‘ Da wurde er aber recht böse. ‚Hältst du mich für so schwach, daß ich nicht aufhören könne, wenn ich will? Kann ich darum unmanierlich sein gegen die Herrn, weil sie eben an dieser Unterhaltung Freude finden?‘ — Ach, er fand sie selbst daran; aber ich durfte nichts mehr sagen. Und doch bemerkte ich, daß er viel öfter als sonst Geld aus der Kasse nahm und es vor mir zu verbergen suchte, was sonst so gar nicht seine Art war; auch kam er oft recht übler Laune heim und war dann am andern Tag nur erpichter auf das Spiel. Es war mir eine rechte Herzensangst und ich lag viele Nächte schlaflos in stillem Beten und im Besinnen, wie ich's wohl anders machen könnte.

„Mein Mann hatte seine Arbeitsstube im Seitenflügel des großen alten Baues, in dem wir wohnten, und die Herrn holten ihn immer dort ab. Da schlich ich denn einmal leise, als ob es die schlimmste That wäre, in großer Seelenangst über den Hof, zu der Zeit, wo sie gewöhnlich kamen, schloß die Vorthüre ab und steckte den Schlüssel ein. Mit Zittern und Zagen wartete ich hinter dem Küchenfensterlein bis sie kamen. Sie klopften an die Thür, als sie nicht aufging, probirten sie das Schloß, eine Glocke war nicht daran, und zogen zuletzt, wie's schien, verwundert und verdrießlich ab. Ich schlüpfte wieder hinüber und schloß auf. Nach einer halben Stunde kam mein Mann und sah nach der Uhr. ‚Schon so

spät? Ist Niemand hier gewesen?' — ,Bei mir nicht,' sagte ich mit einem Herzklopfen, das mich schier erstickte. Er ging verstimmt in der Stube auf und ab. Da sprang unser kleiner Christian herein: ,Papa, gehen Sie nicht auch ein einzig's mal wieder mit in den Augarten?' Das kam nun eben zur guten Stunde; er willigte freundlich ein und wir erfreuten uns mit einander an dem schönen Obst.

„Am andern Tag probirte ich's wieder mit dem Abschließen. Die Fenster seiner Schreibstube gingen zum Glück nicht auf die Hausthür. Die Herrn kamen und zogen abermals ab; beim Weggehen begegneten sie der Magd. ,Ist der Syndikus ausgegangen?' — ,Nein, Sie sind daheim.' — ,Aber die Thür ist ja verschlossen.' — ,Da müssen sich der Herr selber eingeschlossen haben,' sagte diese, die von nichts wußte; ,soll ich die Frau fragen?' — ,Nein, nein,' sagten die Kommissarien und zogen kopfschüttelnd ab. Ich machte wieder auf und in einer Viertelstunde kam der Mann wieder, recht verdrießlich, fragte aber nicht mehr. Da kam der Hofrath, der schon lange nicht mehr eingesprochen hatte. Mir war's, als ob ihn der Himmel schickte. ,Muß doch auch einmal wieder sehen, wie's steht und ob wir nicht 'mal wieder ein Tocadill mit einander machen?' — ,Warum nicht?' meinte mein Mann, schon ein wenig aufgeheiterter. ,Bring's Tocadillbrett, Auguste, und laßt auch den Herrn Hofrath vom Neuen versuchen; er wird sich wundern, wie gut sich der macht.'

„Da saßen denn die Zwei wieder beisammen und ich mit meinem Strickzeug hinter dem Tisch; ich hätte weinen mögen vor Freude. — ,Eben ist mir auch der Kaufmann Mohrle begegnet,' erwähnte der Hofrath, ,der hat ganz gestrahlt vor Freude und wieder mehr französisch wie deutsch gesprochen. Die Herren Kommissäre haben ihn zu einem

l'Hombre eingeladen.' — ,Der alte Narr!' sagte mein Mann ärgerlich, ,weil er einmal ein halb Jahr in Straßburg gewesen, meint er heut noch, er sei ein Franzos und berufen, mit hohen Herrschaften zu verkehren.'

„Dabei blieb's aber, die Herren kamen nicht wieder; ihnen nachzulaufen, wäre mein Mann zu stolz gewesen; er blieb wieder daheim, wie zuvor, und war viel vergnügter als je. Die Gefahr war glücklich vorüber."

„Aber, Ahnfrau, war das recht?" — „So ganz glaub' ich nicht, Kind; ich hab's wohl gespürt an meinem Herzklopfen und meinen großen Aengsten, daß es kein gerader und guter Weg war, wenn ich's auch gut gemeint. Aber der liebe Gott hat zum besten gewendet, was ich in meiner Schwachheit nicht anders anzugreifen wußte. Ich hab's ihm immer nachher einmal gestehen wollen, aber wenn dann später vom Spiel und seinen Gefahren die Rede war, und er so gar vergnügt sagte: ,Ja, ja, mich hätte der Spielteufel beinah auch einmal gepackt, aber ich hab's noch zur rechten Zeit gemerkt und mich frei gemacht,' da fand ich das Herz nicht, ihm zu sagen, wie es zugegangen. Und als er noch in seinen letzten Stunden mit demüthigem Herzen Gott die Ehre gab auch für diese Bewahrung, da fühlte ich, daß es jetzt kein Geständniß mehr brauche und daß er mein ganzes Herz und Meinen bald besser verstehen werde als ich selbst."

Kriegszeiten.

Der Ahnherr war eine durch und durch conservative Natur. Die französische Revolution mit ihren Folgen erschütterte ihn fürchterlich; am Tage, wo er die Hinrichtung

Ludwigs XVI. erfuhr, hat er sich einen ganzen Tag eingeschlossen, kein Wort gesprochen und keinen Bissen gegessen. — Da konnten die französischen Soldaten, die bald darauf das Land überschwemmten und die kleine Stadt besonders stark heimsuchten, keine willkommene Gäste für ihn sein. Die gute Hausfrau trug oft schwere Sorge, ob sein tiefer Groll nicht einmal durchbreche durch die unbeweglich ernste und feierliche Haltung, mit der er die ungebetenen Besucher aufnahm und beherbergte.

Das vielgestaltige, bewegte Leben und Treiben, das sie mit sich brachten, hatte aber, zumal für den rührigen Geist der Ahnfrau, etwas Aufregendes, das das Gefühl der Trauer und des Widerwillens nicht recht zum Bewußtsein kommen ließ. Auch müssen die zusammengewürfelten französischen Truppen oft einen komischen, buntscheckigen Anblick gewährt haben. Schuster und Schneider durften nicht feiern, Schuhe gehörten unter die ersten Requisitionen der einziehenden Truppen, auch war der Appetit vortrefflich, so viel sie auch über „die schwäbisch Fressen" schimpfen mochten. Die Ahnfrau sorgte stets, durch gute und reichliche Küche sie bei guter Laune zu erhalten.

Einmal aber hat sie viel Sorge durchgemacht. Es waren vier, ziemlich ungentil aussehende Offiziere im Haus einquartirt, deren Insolenz der Hausherr nur mit Mühe ertrug. Einer unter ihnen, der etwas deutsch verstand und den Dolmetscher der übrigen machte, kam mit beglückender Miene zu den Töchtern des Hauses: „Heut Abend groß Ball, schön Ball; Sie mit kommen, ich Sie tanzen lassen!" So tanzlustig die Mädchen auch sonst sein mochten, diesmal waren sie gar nicht aufgelegt, der Vater aber erklärte kurzweg: „Meine Töchter tanzen auf keinem Franzosenball." Der Dolmetscher verstand das schon und erklärte es den andern. Diese erhoben ein Geschrei und ein Säbelgeklirr, daß es

Mutter und Töchtern angst und bang ward; endlich stürmten alle vier fort. Da kam nach einer Weile der Hofrath: „Hört, das Ding kann bös gehen, die Offiziere haben sich beim Obersten beklagt; der nimmt's als Beleidigung der französischen Ehre und speit Feuer und Flamme. Er will die Mädchen mit Militär abholen lassen, wenn ihr sie nicht gutwillig zum Balle schickt; er droht mit Plündern und was allem. Seid gescheidt und führt sie selbst hin, so wird gewiß den Mädchen kein Leid widerfahren.“ Die Mutter bat, der Hofrath sprach zu, der Vater selbst sah ein, daß da nichts zu machen war, und gab zähneknirschend seine Einwilligung und den Mädchen Befehl, sich anzukleiden.

Nie wohl ist eine Ballgarderobe von jungen Damen unlustiger in's Werk gesetzt worden, als diese. Die hochgesinnte patriotische Auguste verlangte, daß man in Trauer gehen sollte; die trotzige Sophie schlug die alten Hauskleider vor, um seine Geringschätzung recht zu zeigen; Carolinchen aber meinte, man müsse sich doch hübsch anziehen, es könnte dem Papa Verdruß machen. Ob sie dabei nicht eben so viel an ihr hübsches Gesicht und an minder patriotische und mehr geputzte Freundinnen dachte, als an den Papa, das sei dahin gestellt. Die Schwestern ließen sich auch umstimmen und fanden in kleidsamen blauen Kattunkleidern die richtige Mitte zwischen zu festlicher und zu alltäglicher Tracht. Wie sie abzogen zum Ball seufzte aber Auguste ganz tragisch: „Wenn das die Kaiserlichen wüßten!“

Die Offiziere hatten ihre Empfindlichkeit vergessen und erschienen im höchsten Putz, dessen ihre zusammengelesenen Uniformen fähig waren, um die Damen auf den Ball zu geleiten. Der Papa aber im feierlichsten Staatskostüm mit Haarbeutel und Buckeln war nebst der Mutter schon bereit, die Töchter unter seine Fittiche zu nehmen, und schritt an

ihrer Seite voran mit so tiefernster Miene, als ging's zur Leiche und nicht auf einen Ball.

Es ging übrigens alles gut von Statten; die Franzosen benahmen sich ganz anständig und waren flinke Tänzer, so daß die jungen Damen sich in etwas mit ihrem Geschick aussöhnten. Wenn nicht an der Thüre des Ballsaals Wachen mit gezogenen Säbeln aufgestellt gewesen wären, um etwaiges Entweichen der Damen zu verhüten, so hätte man glauben können, es sei ein Ball, wie ein anderer.

Ein komisches Zwischenspiel war es, als der Offizier, der den Dolmetscher machte, die im Gang zuschauende Magd des Hauses absandte, um seinem Bedienten zu befehlen, daß er ihm seinen Mantel bringe. — „Er spielt g'rad Karten und mög' ihn nicht bringen," meldete diese zurückkehrend. — „Er ihn muß bringen, tout de suite!" schrie der Offizier. Die Magd kam zum zweitenmal zurück: „Es sei ja erst acht Tag', daß Sie ihn g'stohlen haben," berichtete sie; „da werden Sie noch nicht so d'ran gewöhnt sein." Wüthend, mit gezogenem Degen stürzte er hinaus, muß aber Gründe gehabt haben, seinen unverschämten Bedienten zu schonen; er kam bald zahmer zurück, mit dem bestrittenen Mantel auf dem Arm, zwischen den Zähnen fluchend: „Sacré chien! ich muß haben mein Mantel, ich!"

„Einmal aber," erzählte die Ahnfrau, „hab' ich doch auch durch die Franzosen einen Hauptspaß gehabt. Was nicht Platz finden konnte von dem Volk in den Quartieren der Stadt, das speiste alles im Schwanen, die Stadt mußte Tag für Tag hundert Gulden dafür bezahlen. Nun fiel es den Herrn einmal ein, sämmtlichen Honoratioren der Stadt auch eine Ehre anzuthun und sie mit ihren Frauen zur Tafel zu laden; ist eine theure Ehre gewesen, die Stadt hat's auch zahlen müssen. Du hättest meinem Mann sein Gesicht sehen

sollen, mit dem er den weißen Staatsfrack mit den großen Perlmutterknöpfen anzog; der beste Wein wäre davon zu Essig worden. Mir hat das Ding ein bischen Spaß gemacht, ich dachte, das erlebst du so bald nicht wieder, es lächerte mich, daß die Kerle so unverschämt waren, einen auf ihr gestohlenes Gut noch zu Gaste zu laden. Merken lassen durfte ich mir's freilich nicht, ich zog mich aber ganz staatsmäßig an und setzte ein Tafelaufsätzchen von Atlas auf mit Rosen.

„Wie wir in den Schwanen kamen, mußte man im Vorzimmer warten. Der General, der ein wenig deutsch konnte, bekomplimentirte uns und man mußte sich paarweise aufstellen, der General schritt voran in den Speisesaal mit der Frau Oberamtmännin am Arm; ich glaub' ich hätt's auch nicht übel genommen, wenn er mich geführt hätte, wenn es gleich ein Franzose war. Die Tafel war prächtig gedeckt, aber nur für die Damen. ‚Die Damen nehmen Platz!' kommandirte der General, das geschah; was aus den Herrn werden sollte, wußte man noch nicht. ‚Jeder Herr stellt sich hinter den Stuhl seiner Dame!' kommandirte er wieder; die haben aufgeschaut! Das war noch keinem von unsern Männern passirt, daß er hinter seiner Frau Stuhl stehen mußte! Der General aber fing an, die andern mußten nachfolgen; die Offiziere stellten sich hinter die ledigen Damen, wir hatten unsre Töchter daheim gelassen. Ich setzte mich, als müsse das so sein, konnte aber gar nicht aufsehen vor Lachen, wenn mir's einfiel, daß mein eigener leiblicher Mann, den wir daheim Alle ehrten und bedienten, wie sich's für den Herrn vom Hause gehört, da hinter mir stehe wie ein Bedienter. Ich bot ihm ganz vornehm und gnädig den Suppenteller hinauf, da stand er, bolzgrade wie ein preußischer Grenadier, und hatte er vorher ein Gesicht geschnitten, so schnitt er jetzt noch ein ärgeres; ich guckte ihn nur ein klein wenig von der Seite an, und

wie er sah, daß mir's so lustig vorkam, so lächerte es ihn auch ein klein Bischen, wie er mir aber den Teller wieder gebracht hatte, ward es ihm doch zu bunt, er ging davon und suchte sich in der Nebenstube etwas zu essen. Daheim sprach er kein Wörtchen davon, wenn er aber guter Laune war, so durft' ich ihn später wohl dran mahnen: ‚weißt nimmer, Alter, wie du mir so nett den Teller präsentirt hast?‘“

Auch traurigere Scenen gingen in dieser bewegten Zeit an dem hellen Blick der Ahnfrau vorüber. Im Gasthof neben ihr hatte sich ein französischer Oberst einquartiert mit seiner jungen Frau, einer feinen, schönen Dame, von so ganz anderem Aussehen als die sonstigen Mamsells, die die glorreiche Armee zu begleiten pflegten. Der Oberst wurde weiter beordert und mußte die arme junge Frau allein krank zurücklassen. Das Herz der Ahnfrau war von tiefem Mitleid mit der Fremden bewegt, der es in dem geräuschvollen Wirthshaus gerade an der Pflege fehlte, die Kranken am wohlsten thut. Sie besuchte sie täglich und opferte die noch gesparten Schätze ihrer Speisekammer, um ihr Erquickung zu verschaffen. Sie verstanden einander kein Wort; aber die Fremde konnte doch die Sprache der treuen deutschen Augen lesen und die sanfte Pflege der geschickten Hand empfinden, und sie schloß sich mit kindlicher Innigkeit an sie an. Stunden lang saß die deutsche Frau schweigend am Bette der Kranken, deren schwarze Augen so innig vertrauend in ihre blauen blickten, daß sie wohl glaubte, sie denke vielleicht einer fernen Mutter dabei. Der Zustand der Leidenden verschlimmerte sich rasch und ihr Ende nahte sichtlich, noch ehe der abgeschickte Bote den Obersten erreichen konnte. Aber ein rastloses Verlangen schien die Sterbende zu quälen, und so weit die Ahnfrau mit des Arztes Hülfe sich mit ihr verständigen

konnte, galt es mehr noch dem letzten Trost ihrer Kirche, als dem abwesenden Gatten.

Da war guter Rath theuer; weder ein Feldprediger noch sonst ein katholischer Geistlicher war in der Nähe zu finden, und einen protestantischen wies sie mit wahrem Abscheu zurück. Schon saß der Tod auf ihren Lippen und noch diese peinliche Unruhe im Auge. Die gute Ahnfrau konnte sie nicht so sterben lassen. Da nahm sie das große, schöne eiserne Kruzifix, das als werthes Erbstück in der Familie bewahrt wurde, und brachte es als letzten Trostversuch der Kranken. Da leuchtete das erstorbene Auge auf, und ihr Erstaunen, daß auch die Ketzerin das heilige Bild mit Ehrfurcht und Andacht betrachte, zeigte, welch seltsame Begriffe die arme Frau vom Glauben der Fremden gehabt. Man mußte das Kreuz auf dem Bett ihr vorhalten, sie faltete die Hände und flüsterte mit leiser Stimme einige Worte — wohl ihre Beichte — und ihr seliges Lächeln im Tode sagte, daß ihr auch die Absolution nicht gefehlt. — Die Ahnfrau schmückte sie für den Sarg, in dem sie erst der verzweifelnde Gatte wiedersah, sie hob von ihren prächtigen schwarzen Haaren zum Andenken auf und pflegte treulich das einsame Grab.

Allmählig verlief sich der Franzosenstrom; der Ahnherr lebte auf im Befreiungskrieg; Russen, Oesterreicher, Preußen zogen als willkommene Gäste durch. Mit den Oesterreichern stand sich die Familie sehr gut und die Ahnfrau berichtete gar gern, was für vornehme Herrn bei ihnen gewohnt hatten und wie viel Ehre sie ihr erwiesen.

„Einmal war ich weit draußen, ganz am Ende der Markung auf unsrem Acker und habe Oelmagen (Mohn) gebrochen, den größten Sack voll, und wartete nur noch auf den Knecht, der sie heimführen sollte. Da kam der Herr Ge-

neral, der damals bei uns im Quartier war, in seiner prachtvollen Chaise dahergefahren; all mein Lebtage habe ich kein so flottes Gefährt mehr gesehen, innen mit Sammt, außen glänzend wie ein Spiegel mit gemalten Wappen und Goldverzierungen. „Was schaffens da so allein?“ fragte er, „fahrens mit mir heim.“

„Danke, Euer Excellenz,“ sagte ich, „ich kann den Sack da nicht allein stehen lassen; wo alles voll Soldaten lauft, da ist nichts sicher.“ Er lachte und ich merkte, daß ich einen Reußer gemacht. „Wissen's was,“ sagte er gutmüthig, „den Sack packt mein Kutscher hintenauf und Sie sitzen 'rein.“ „Mußte der Kutscher den garstigen Oelmagensack hinten auf die Staatskarosse packen: er hat wahrscheinlich tüchtig geflucht, aber auf schlawakisch, ich hab's nicht verstanden, und ich fuhr in Pracht und Herrlichkeit wie eine Prinzessin mit dem General bis vor's Haus, daß alles die Fenster aufriß.

„Ein andermal ist mir das Staatmachen nicht so gut bekommen. Ich war im Flachsrupfen auf dem andern Acker, auch weit genug von der Stadt; dazumal, wo man noch sparen konnte, trug man in bessern Kleidern vorn ein eingesetztes Stück von selbstgewobenem Barchent, um Zeug zu ersparen. Da es nun sehr heiß war und die Sonne mir auf den Rücken brannte, zog ich mein Kleid verkehrt an, um den Zeug zu schonen, das hatte ich im Amtseifer ganz vergessen. Wie ich nun eben fertig war, kommt der Graf Serbeloni daher, der in unsrer Nachbarschaft einquartiert war und oft zu uns kam. ‚Ah, Madam,‘ sagte er, ‚wir gehn Einen Weg, Sie erlauben, daß ich Ihnen meinen Arm anbiete.‘ Nun war ich zwar das nicht gewöhnt, aber es hat mir immer gefallen, wenn die Herren galant sind; so ließ ich mir's gefallen. Zuerst war ich in Verlegenheit, dann aber legte ich ganz vornehm meinen Arm in den seinen und unterhielt

mich sehr gut mit dem Herrn Grafen und zog in Einer Glorie an seinem Arm durch die Stadt; ich hörte wohl die Leute hinter uns lachen, aber ich dachte, das geschehe aus lauter Verwunderung. Wie wir aber an's Stadtschreibers Haus vorbeikommen, springt das Nanele herunter und winkt mir, ich will's allweil noch nicht verstehn, bis sie mir in die Ohren büsemet (flüstert): ‚Ach, Frau Syndikussin, wissen Sie's denn nicht, daß Sie Ihren Rock verkehrt an haben und den Barchentpletz hinten.‘ Da war meine Glorie zu Ende, ich versicherte den Herrn Grafen, daß ich da d'rinn ein Geschäft habe, und lief recht künstlich rückwärts, daß er den Schaden nicht merken sollte; weiß nicht, ob er's gewußt. Ich ging eine gute Weile nachher immer durch Hintergäßchen und mein Mann, der mich vom Rathhaus aus so in Pracht und Eitelkeit hatte daher ziehen sehen, hatte sein Plaisir an meiner Demüthigung; wenn ich ihn mit dem Franzosengastmahl necken wollte, so sagte er: ‚sei nur still, sonst komm ich mit dem Grafenspaziergang!‘

„Galante Leute sind freilich auch oft die Franzosen gewesen. Da Drüben bei den Jungfer Schneidemänninnen war ein gar netter, artiger Lieutenant einquartiert, er führte sie auch auf den Ball, sie waren aber dazumal schon alt und alleweil wüst, so wollte, außer dem Lieutenant, der sie gebracht, kein Mensch mit ihnen tanzen. Der wußte in seiner Herzensgüte gar nicht, was er ihnen alles zu lieb thun solle, er brachte ihnen Braten, Biskuit und zuletzt gar Kirschen, was noch die größte Rarität war. Die Jungfern hatten sich unten im Saal gesetzt; wie sie den Lieutenant mit den Kirschen sehn, schlägt Gustel, die Aelteste, ihr weißes Ballkleid sorgfältig hinauf, um es zu schonen, ebenso den weißen Rock darunter, bis ein grau kölschener Rock kam, und schrie dem Offizier aus allen Kräften, daß man's durch den ganzen Saal

hörte: ‚daher, Herr Lieutenant, daher!‘ da hatte er genug und ließ sich nimmer sehen.

„Heutzutage sind freilich die Frauenzimmer feiner,“ schloß die Ahnfrau, „wenn ich aber allemal wieder in die Garnisonsstadt komme, und sehe die Fräuleins so an der Wachtparade und auf Spaziergängen an den Offizieren vorbeitänzeln und hinter den kleinen Sonnenschirmchen so schalkhaft hervorgucken, so muß ich allemal denken, das heißt eben auch: ‚daher, Herr Lieutenant, daher!‘ nur in feinerer Manier als bei der Gustel Schneidemännin.“

Am Ende aber zog der willkommenste Gast von allen, der goldne Friede, und mit ihm Freude und Gedeihen in das vielbedrängte Haus des Ahnherrn ein. Die vergrabnen Kleinodien und Schatzgelder wurden aus dem Keller geholt, Gärten und Felder mit neuem Fleiß und Eifer bestellt. Statt fremden Kriegsvolk rückten jetzt als fröhliche Einquartierung die studierenden Söhne des Hauses mit einem Geleite flotter Kameraden ein, die alle im gastlichen Hause willkommen waren.

Dazwischen kamen kleine und große Herzensangelegenheiten der aufgeblühten Töchter, die nicht so tragisch endeten, wie der stille Herzenstraum der Mutter. Die Söhne gingen ihren Weg, erstarkend in eigener Kraft, und der Ahnherr erlebte noch die Freude, sich als Gast des eigenen Sohnes zu sehen. Fast schien es als ob die alte Geschichte vom Kroatenähne noch einmal in der Familie neu aufgelegt werden sollte. Ein österreichischer Hauptmann war einige Tage im Quartier gewesen und hatte in seiner treuherzigen, etwas linkischen Weise den Töchtern alle Aufmerksamkeit erzeigt. Er reiste ab und war fast vergessen im Hause, als nach Beendigung des Krieges ein Brief von ihm an den Vetter August kam, Karolinens stillen Verlobten, der über die Kriegszeiten auch

im Hause gewesen war. Er schrieb diesem in ziemlich ungefügter Sprache, daß er gern eine der Töchter des Hauses heirathen möchte, „weiß ihren Namen nicht mehr, jedenfalls eben nicht die, welche Sie selber wollen, sagen Sie ihr, ich sei ein braver Soldat, ein schöner Bursch und ein ehrlicher Kerl, und für den Fall, daß todt, ist gut gesorgt.“ Dieser Antrag machte den drei Mädchen viel Spaß, Jede wollte der Andern die Ehre lassen, bis endlich Minele, die Jüngste, auftrat; man hatte sie von den scherzhaften Berathungen ausgeschlossen, sie hatte aber das Nöthige an den Thüren erhorcht und Alles für Ernst gehalten. Sie erklärte mit vielem Edelmuth, wenn Keine von den Schwestern wolle, so müsse eben sie das Opfer werden und den Oesterreicher nehmen, es könnte ja sonst wieder Krieg geben. Sie war recht gekränkt, daß man ihr Opfer verschmähte und noch obendrein ihren Edelmuth verlachte. Ich glaube, der Oesterreicher hat keine Antwort erhalten.

Wittwenstand und Tod.

Durch all dies Keimen, Treiben und Reifen in den gesunden Aesten und Zweigen eines kräftigen Stammes wehte ein kalter Hauch: der Todeshauch, und der Hausvater, des Hauses Stütz' und Krone, sank nieder vor seinem eisigen Wehen.

Die Ahne hatte in jungen Jahren schon sich vor diesem Feind fürchten lernen; ihr Mann war groß und hager, und man hielt ihn für schwindsüchtig, bald nach dem Beginn ihres Ehstandes. „Das war eine schwere Sorge, die auf mir lag,“ sagte sie später oft, und erzählte dabei wohl einen selt-

samen Traum, der ihr sehr wichtig erschien, wie denn überhaupt in ihrer klaren, frischen Seele doch Raum blieb für das geheimnißvolle Gebiet der Träume und Ahnungen. „Wie ich so schwer bekümmert war wegen meines Mannes Brustleiden und fürchtete, er sterbe vor der Zeit von mir und den kleinen Kindern weg, da träumte mir einmal, ich wandelte in tiefer Nacht allein auf einem großen, weiten Kirchhof; da kam eine schauerliche Gestalt auf mich zu, ich wußte, das war der Tod, und ich schrie in großer Angst: ‚o Tod, hol' meinen Mann nicht!‘ Der Tod sagte: ‚wenn du mich dreimal um der Wunden Christi willen bittest, so will ich ihn verschonen.‘ Da hub ich an und bat ihn einmal, und bat ihn zweimal, wie ich ihn aber zum drittenmal bitten will, so schreit mein kleiner Konrad und ich wache auf.“

Damals war ihr der Gatte erhalten geblieben, aber als er starb mit sechszig Jahren, meinte sie doch: „vielleicht wenn sie den Tod zum drittenmal hätte bitten können, er hätte doch noch länger gelebt!“

Der Tod des Gatten war der Wendepunkt im Leben der Ahnfrau; ob auch ihre innere Jugend, ihr lebensvoller Geist sich nach langer und tiefer Trauer wieder aufrichtete an den Freuden und Pflichten der Mutter, es war doch nicht mehr das volle Tageslicht, es war eine friedliche Dämmerung, in der ihr langes und reiches Leben nun verfloß.

Die wohlerzogenen stattlichen Töchter ließ sie ziehen an der Hand der Erwählten, um den eigenen Heerd zu gründen; sie durfte ihr Wittwenstübchen schmücken, um die blühenden Bräute der Söhne zu empfangen. In jeder Gegend des Landes, im Neckarthal, auf der rauhen Alb, in der Residenz, in abgelegenen Pfarrdörfern, stand da oder dort ein eigen Haus für sie, ein Haus, in das sie ihre lakonischen Brieflein,

ihre Grüße, ihre Rathschläge sandte, wo sie verweilte mit ihrer Liebe, ihren Sorgen, mit Mitleiden oder Mitfreude.

Sie selber ist allein geblieben, allein mit ihren Erinnerungen, ihrer geistigen Kraft und Regsamkeit. Das große stattliche Haus diente andern Zwecken, andere Bewohner gingen ein und aus; sie zog sich in ein bescheidenes Quartier zurück, das aber trotz seiner Mansardenwände, an denen die Bilder auf ergötzliche Weise in der Luft bumelten, mit seinen Familiengemälden, der wunderlich gestalteten Spieluhr, den mannigfachen Geräthen aus alter Zeit, Drisuren, Tabourets und Gueridons, eine äußerst gemüthliche, unterhaltende Heimath für Jung und Alt war.

Sie lebte allein mit einer alten Dienerin, die mit den Tugenden auch alle Fehler alter Mägde in sich vereinigte und ernstlich Miene machte, ihre Herrin zu beherrschen. Von den Söhnen und Töchtern, die längst in Aemtern und Würden standen, sprach sie stets in höchst vertraulicher Weise: „Warum schreibt wohl der Gottlieb so lange nicht? Ich mein', der Christian dürft' sich jetzt auch um einen bessern Platz melden. — Jetzt sollt' aber die Auguste doch ein Kindsmädchen nehmen." Auch waren alle einlaufenden Familienbriefe stets Gemeingut zwischen ihr und der Herrin.

Eine sparsame Seele war sie, die gute Susanne, im Interesse der Herrschaft noch viel mehr als in ihrem eigenen. Sie war im Stande, mit der Frau zu grollen, wenn sie ein halbes Schwefelholz weggeworfen, mit dem man doch noch „das schönste Licht" hätte anzünden können, und als ihr diese befahl, dem Boten, der die glückliche Geburt eines Enkels anzeigte, eine noch vorhandene Bratwurst zu geben, ging sie brummend hinaus: „Soll dem Kerl die schöne Wurst geben; hätt' meine Frau noch mit abfergen können; so kommt man zu nix!" — Wie sie's angegriffen, sich aus ein Paar

abgelegten schwarzen Beinkleidern des Gottlieb noch einen „Gottestischrock“ zu machen, weiß ich nicht. Schade, daß sie nicht zum Besten der edlen Schneiderzunft das Geheimniß veröffentlicht hat.

Der guten Susanne war ein schweres Ende beschieden; eine qualvolle, langwierige Krankheit kürzte den Abend ihres thätigen Lebens noch vor der Zeit ab. Die Ahnfrau wollte nichts davon hören, sie in ein Spital unterzubringen. „Sie hat Leid und Freud' mit mir getheilt, nicht wie eine Fremde, so soll sie auch nicht sterben unter fremden Händen.“ Und so pflegte sie ihrer wie einer Schwester, nicht wie einer Magd. Und als sie die treue Gefährtin nach langen schweren Tagen und Nächten in den Sarg gelegt, behielt sie als einzige Hülfe und Dienerin die junge rasche Nichte derselben, ein frisches Bauernmägdlein, die sie sich nach eigenem Sinn zustutzen konnte.

Ihr stilles Leben war darum kein einförmiges. Der behagliche Wohlstand, die Frucht des Fleißes und der Sparsamkeit ihrer jungen Jahre machte ihr möglich, Vielen zu dienen und zu helfen. Eingewachsen in alle Verhältnisse des Städtchens, das ihre einzige Heimath war, ja in die der ganzen Gegend, wurde sie für Hohe und Niedere eine treue Rathgeberin.

Da kam einmal die alte Jungfer Kiliane aus der Nachbarschaft, um sich in einer Magdangelegenheit zu besprechen; dann kam der reiche Bauer Geiger vom nächsten Dorf. „Jetzt, Frau Syndikussin, muß ich Sie auch um guten Rath fragen. Mein großer Bub will heirathen.“ — „Nun, Geiger, das ist kein Unrecht; ich glaube, Euer großer Bub ist dreißig Jahr alt.“ — „Ja, aber's Mädle hat nix.“ — „Gar nichts?“ — „Ha, das heißt nicht viel.“ — „Ist sie aber brav?“ — „Grundbrav und fleißig, aber wir wollen's nicht leiden.“ —

„Aber wenn sie so brav ist, wird's besser sein als viel Geld." — Nachdem die Ahnfrau lang die schönsten und bündigsten Beweisgründe aufgeboten hatte, um den hartnäckigen Vater umzustimmen, begann dieser wieder: „'S wär' alles recht, Frau, 's hat aber nur noch Einen Haken." — „Ja und der wär?" — „'S Mädle will net, sie nimmt einen Andern." — „Er dummer Geiger, was läßt Er mich dann so lange schwatzen?"

Nicht immer war der gute Rath der Frau Syndikussin so vergebens aufgewandt, und wo Fremde sein nicht bedurften, da gab's in der eigenen Familie Gelegenheit genug. Da kamen Brief vom Ober- und Unterland mit Botschaften, wie da ein Urenkelein geboren, dort ein Enkelsohn confirmirt, hier eine Enkelin Braut geworden, und die freigebige Hand der Ahnfrau durfte nicht ruhen. Wie ein Speditionshaus sah vor Weihnachten ihre Wohnung aus, bis all' die zahlreichen Schachteln und Schächtelein ausgesandt und alle bedacht waren: die Enkel mit Backwerk und blanken Thalern, die Söhne mit auserlesenem Kirschengeist, die Sohnsfrauen und Töchter mit feinem Flachs.

Dann kamen wieder Danksagungsbriefe, Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen, zierliche Carmina von den Enkelsöhnen, die sie, dankbar für den guten Willen, meist ungelesen bei Seite legte und honorirte, schöne Handarbeiten der Enkeltöchter, mit denen aber die gute Ahnfrau nicht so recht wußte, wie sie d'ran war; denn ihrer Zeit waren sie noch nicht im Schwang. So begegnete es ihr, daß sie einen gestickten Schemel als Zierrath auf die hohe Kommode stellte, einen niedlichen Fußsack, der sie hätte im Winter warm halten sollen, als Bildniß an die Wand hing, und einen Tischteppich, der ihr gar zu schön zu diesem Zweck erschien, als

Shawl umnahm. Sie selbst lachte am herzlichsten, wenn sich der Irrthum herausstellte.

Auch kamen als noch frischere Lebenszeichen die Kinder selbst und brachten ihre Freuden und Sorgen zu der stets heitern, stets geschäftigen Ahnfrau, und die Besuche waren, wenn auch eine Freude, so doch auch eine gewaltige Unruhe für die alte Frau, die auf Ehre und Reputation hielt und namentlich vor den Sohnsfrauen gern ihre Kochkunst in vollstem Glanz zeigte, zu welchem Ende denn auch stets zu solchen Zeiten ein aufgeschlagenes Kochbuch auf ihrem Nachttisch bereit lag.

Aber recht fröhlich und gemüthlich saß sie dann auch wieder im Kreis der Ihren und nahm Theil an Taufen und Hochzeiten, Examen, Krankheiten und Genesungen. Für alle Fälle hatte sie ein Geschichtchen in Bereitschaft, jede Begebenheit weckte eine Jugenderinnerung in ihr, da sie, wie die meisten alten Leute, ein viel lebendigeres Gedächtniß hatte für lang verflossene Jugendjahre als für den eben vergangenen Tag.

Ich habe schon oft gefunden, daß es, selbst in jungen Jahren, leichter sein muß, von einem vollen befriedigenden Dasein zu scheiden, als von einem verfehlten, das doch mehr Todessehnsucht wecken sollte. Ich habe zärtliche Mütter, geliebte Gattinnen mit getrostem Muth dem Tod entgegenblicken sehen, während abgelebte Greise, während einsame Jungfrauen mit getäuschtem Herzen, mit siechem Körper, sich noch krampfhaft an's Leben festklammerten, als ob sie von dem dürren Strauch noch die Blüthen hofften, die der Lenz versagt. Nun war der Ahnfrau ein volles, befriedigtes Dasein beschieden gewesen, und so viel Liebes das Leben für sie hatte, so war doch keine Spur von der krankhaften Lebensliebe bei ihr, wie sie oft alten Leuten inwohnt. Sie hatte sich nie weichlich

abgewandt von den bittern Tropfen in ihrem Lebensbecher, darum blieb ihr die Bitterkeit nicht erst auf die Hefe erspart. Wie sie klaren Blickes in's Leben gesehen, so blickte sie ruhig dem Tod in's Auge. Sie hatte neben allem Wirken und Sorgen des Lebens ihr Herz lange heimisch gemacht in dem Lande, zu dem er sie führen sollte.

Von treuen Händen gepflegt, segnend und gesegnet, starb sie, ohne die Leiden eines langen Lagers erfahren zu müssen. Der Mund, der im Leben so reich war an heitern Scherzworten, floß im Tode über von wunderbaren, herrlichen Segensgrüßen für die Ihren, zum klaren Beweis, daß nicht nur stille, daß auch bewegte Wasser tief gründen können.

Das war die Ahnfrau im Leben und im Tode. Ich kann nicht erwarten, daß ihr anspruchsloses Bild für andere den Reiz hat, der es für die Ihrigen bekleidet; wenn aber diese einfache Schilderung da und dort eine ähnliche, liebe, verehrte Erscheinung in's Leben ruft, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

II.

Aus dem Leben einer Hausfrau der neuen Zeit.

Ihr habt gut reden und rühmen von den Hausfrauen der alten Zeit. Damals war's noch ein Spaß, Hausfrau zu sein, trotz aller Ochsen und Kühe, Gärten, Wiesen und Felder, die zu einem rechtschaffenen Hausstand gehörten. Wenn eine Frau ihre Kinder so weit gebracht hatte, daß sie auf eigenen Füßen stehen und gehen konnten, ihnen Strümpfe und Hosen flickte, Mann und Gesinde mit Nahrung und Kleidung versorgte und ein scharfes Auge auf die Mägde hielt, so konnte sie ihr Haupt ruhig niederlegen, auch da und dort eine Kaffeevisite mit gutem Gewissen mitmachen. Die Erziehung war die einfachste Sache von der Welt. Mit dem Studium der Individualitäten befaßte man sich nicht im mindesten; die geistige Ausbildung überließ man getrost dem Präceptor und seinem Stock, der sittlichen half man mit ein paar gesunden Püffen und Schlägen nach und blieb im Uebrigen gut Freund.

Die Erziehung der Mädchen vollends gab sich ganz von selbst; im zehnten Jahr mußten sie anfangen, ihre Haare selbst zu flechten, die kleinen Geschwister hüten und in den Keller gehen. Allmählich avancirten sie vom Strickstrumpf

zum Nähzeug, vom Begießen zum Bepflanzen der Gartenländer. Waren sie im vierzehnten Jahr confirmirt, so war die Mutter höchlich erleichtert: „So, jetzt hat das Gelerne ein Ende und das Mädchen ist auch zu etwas zu brauchen.“ Nun wurde sie erst recht, nach gut schwäbischem Ausdruck, „im Haus herum gepudelt,“ in Küche und Keller, Hof und Garten, im Stall und auf den Feldern. Wollte man ihrer Ausbildung noch die letzte Politur, die höchste Vollendung geben, so schickte man sie auf ein Jahr zu irgend einer Frau Base oder Tante, die als eine besonders böse und exacte Frau bekannt war (welche zwei Begriffe sonderbarerweise sehr häufig in Einen zusammenfallen), und die es vortrefflich verstand, „den jungen Mädchen den Rost herunter zu thun;“ hernach noch ein halb Jahr nach Stuttgart, um „das Haubenstecken“ zu lernen, und damit war's gethan, und die Ricke oder Mine konnte jeden Tag, wenn sich ein passender „Anstand“ zeigte, in die Fußstapfen der Mama treten; im schlimmsten Fall gab sie seiner Zeit eine gute Tante ab, die man „in's Haus metzgen“ konnte, oder eine brauchbare Haushälterin für einen respektablen Wittwer.

Dieses solide eherne Zeitalter ist nun vorüber; wir sind im bleiernen, dessen Gewicht so schwer auf der Menschheit lastet, daß sie das Blei in eine Menge von Formen und Gestalten verarbeitet, um es tragbarer zu machen. Sonst war der weibliche Beruf der einfachste, der gar kein Besinnen brauchte, jetzt sind fast die Männer zu beneiden, die doch die Wahl unter bestimmten Brodstudien und eine mehr abgegrenzte Bahn zu durchlaufen haben, während eine töchterreiche Mutter ihrer Seele keinen Rath weiß, für welche Art von Zukunft sie ihre armen Mädchen zustutzen soll, wenn sie sie nicht dereinst nach Californien spediren will.

Doch ich wollte keine philosophische Abhandlung liefern,

gewiß nicht! Darum bitte ich den geneigten Leser mir nur in die Stube einer Hausfrau der neuen Zeit zu folgen (ein Boudoir besitzt sie nicht), und er wird die Drangsale einer armen Frau begreifen, die der Zeit Rechnung tragen muß.

Und es ist noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emancipirte und kein Blaustrumpf. Sie hat Mann und Kinder von Herzen lieb und nach achtzehnjährigem Ehestand noch hie und da eine wehmüthige Sehnsucht nach den idyllischen Freuden ihrer Brautzeit. Ihr Mann ist der respektirte Herr des Hauses und ihre Kinder ihres Herzens Stolz und Freude, wenn sich dieselbigen auch theilweise etwas tölpelhaft geberden würden, falls sie, gleich den Gracchen, anstatt des Schmuckes präsentirt werden sollten.

Frau Dokter Bernhard steht zu einer ziemlich frühen Stunde auf, denn ein schweres Tagwerk liegt vor ihr. Morgens hat sie ihre Einsammlungen für den Kreuzerverein für Schleswig-Holstein zu machen, eine Arbeit für die indische Missionslotterie soll vollendet werden; Nachmittags ist eine Sitzung des verwahrlosten Kindervereins; Abends Arbeitskränzchen des Frauenvereins für arme Wöchnerinnen; daneben trifft sie die Runde der Krankenbesuche und die Visitation der Suppenanstalt. Das alles ist nur das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, die innern sind gar nicht aufzuzählen.

Es ist noch eine Weile still im Haus, die liebe Jugend schläft, die Köchin besorgt das Frühstück und die Kindsmagd den Kleinen. Jetzt könnte sie eben noch die Statuten eines Beschäftigungsvereins für brodlose Mädchen aufsetzen, und daneben hat sie den jüngsten poetischen Versuch ihres ältesten Sohnes zu recensiren. Schon ist sie an Paragraph 3 der Statuten: „Die beaufsichtigenden Frauen erbieten sich zu

mütterlicher Leitung und Anweisung der Mädchen," da erschallt die etwas gellende Stimme ihrer Sophie aus dem Bett: „Mutter, mein Strumpf hat ein Loch." — „Schon wieder! Mädchen, wie greifst du's an, alle Tage zwei Paar zu zerreißen! Bäbele gibt dir andere." — Die etwas kleinere Kornelie kann die Schuhe nicht anziehen. „Natalie soll dir helfen." — „Die Natalie singt schon eine halbe Stunde; es ist heute Probe des Vereins für ursprüngliche Volksmelodien," bemerkt der eintretende Ehemann, der einen zerrissenen Paletot in der Hand hält. „Vor acht Uhr solltest Du mir die Knöpfe da annähen; so kann ich ihn zu keinem Krankenbesuch mehr anziehen." Während die bedrängte Frau die Knöpfe verspricht und die Köchin an die Schuhe der seufzenden Kornelie kommandirt, rückt der Gustav an mit dem Zumpt in der Hand: „Mutter, überhör' mich!" Mechanisch nimmt sie das Buch und der Bube leiert mit heller Stimme:

Viele Wörter sind auf is
Masculini generis etc.

Jetzt aber schreit der Kleine, dem das Bäbele den Mund mit dem Brei verbrannt hatte; die Mutter läßt den Zumpt fallen und eilt dem Kind zu Hülfe, der Mann beordert das Frühstück herein, die krawalirende Jugend sammelt sich um den Tisch, die Mutter erscheint endlich auch, nachdem sie „nur geschwind" die Milchfrau bezahlt und den Buben der Frau Registratorin drüben abgefertigt hat, der schon in aller Frühe gekommen ist, um die „Worte einer Frau an Frauen über ihre Stellung zur Gegenwart" für seine Mutter zurückzufordern. Auch Natalie erscheint und muß eilig Kaffee trinken, um zeitig in die englische Stunde zu kommen, Gustav kündigt an: „Mutter, du mußt mich dann erst noch zwei Seiten im Kärcher überhören," und der zehnjährige Emil supplicirt

um eine gestickte Fahne für das bevorstehende Schützenfest für Knaben; die dreizehnjährige Mathilde hat heute die erste Abendstunde in der Experimentalphysik, und Natalie erinnert die Mutter, vom Einsammeln für die Holsteiner doch ja noch zeitig in die Vorlesung über alte Hünengräber zu kommen.

Eine einzige friedliche Viertelstunde rettet die vielgeplagte Frau für das Morgengebet. Das Lied, das sie heute liest, sind auch Worte einer Frau, der frommen Schweizerin Anna Schlatter, und die Strophe:

Und drängt mich der Geschäfte Last,
Will ich entlaufen dir,
Der du den Sturm gestillet hast,
Still auch den Sturm in mir!

ist ihr aus der Seele geschrieben und hilft ihr zu etwas Ruhe und Sammlung. Aber das äußere Leben mit seinen Forderungen fällt alsbald wieder gewaltsam über sie her.

Wir wollen sie nicht den ganzen Tag auf ihren Gängen begleiten durch Armenhütten, Krankenstuben, Vereinssitzungen, Vorlesungen, in die Lehrstunden der Kinder, wo in neuerer Zeit eine gewissenhafte Mutter hie und da assistiren muß, in die Küche, wo das Sauerkraut angebrannt ist und die Suppe um ein Haar ungesalzen auf den Tisch gekommen wäre, in die Stube, wo die Kornelie eben im Begriff ist, das Brüderlein aus lauter Liebe mit einem Stück Brod zu Tod zu stopfen, bis die geplagte Mutter am Abend endlich erschöpft neben ihrem gleichfalls erschöpften Mann auf dem Sopha sitzt.

„Aber hör', Liebe," meint der, „so kann's doch unmöglich fortgehen; du gehst an Leib und Seele zu Grund." — „So sag mir," fragt die bedrängte Frau, „wo ich abbrechen

soll? Die Schleswiger Sammlung kann ich unmöglich aufgeben." — „Nein, die nicht, das ist eine deutsche Sache!" — „Die Krankenbesuche auch nicht, du bist ja Arzt und sagst selbst, daß sie manchmal wohlthätig sind." — „Manchmal, meinetwegen, aber die Vorlesung?" — „Aber, Lieber, du weißt doch, daß ich an meiner Ausbildung noch manches nachzuholen habe; zudem schickt sich's nicht, ein junges Mädchen allein gehen zu lassen, und für Natalie ist es unerläßlich; du weißt ja, welche Ansprüche man gegenwärtig an junge Mädchen macht." — „Schon gut, aber die Experimentalphysik und die italienische Conversationsstunde für die Mathilde neben den vielen andern Lektionen —" — „Aber siehst du denn nicht ein, daß die Mathilde nicht hübsch ist? Mitgeben können wir ihr nicht viel, so bleibt nichts übrig, als sie zur Gouvernante auszubilden, und sie hat noch nicht die Hälfte der Fächer gehört, die dazu erforderlich sind, zumal sie nicht musikalisch ist, was ein so großer Vorzug bei Natalie ist. Aber leid thut mir's, daß ich nicht mehr Zeit habe, die poetischen Versuche Hermanns zu leiten und seine Tagbücher durchzusehen, und jetzt kommt die Zeit, wo für die Sommerkleider zu sorgen ist und für Schmalz." — „Ja, fällt mir bei dem Schmalz ein, das Essen wird alle Tage schlechter, wie kommt's denn?" — „Weiß wohl," seufzte die Frau, „die Greth hat eben gar keine Pietät für's Kochen, wenn ich nicht selbst darnach sehe, so ist's nichts." — „So thu in Gottesnamen eine gewandte Köchin ein, es wird das Leben nicht kosten." — „Das wird wohl nöthig sein, obgleich so eine Köchin vom Fach immer anspruchsvoll ist. Eine Aenderung mit der Kindsmagd wäre aber noch nöthiger, Bäbele ist brav, aber wie die meisten Bauernmädchen plump und schwerfällig in Verkehr mit Kindern, sie weiß die kleinen nicht zu unterhalten, dann

werden sie immer unartiger.“ — „Das weiß der Himmel,“ seufzte jetzt der Doktor, „ich kenne ihre Stimmen nur noch am Schreien, und wenn sie Abends heimkommen, fällt mir, verzeih mir's Gott, immer der Vers aus Schillers Glocke ein:

Kommen brüllend
Die gewohnten Ställe füllend,

aber wie willst du da helfen?“ — „Ich sollte ein jüngeres Kindermädchen haben, Selma schlug mir eine vor, die in Fröbels Anstalt für Kindergärtnerinnen gebildet wurde, aber das ist zu theuer.“ — „Bah, Unsinn, was Kindergärtnerin?“ — „Ja gewiß, Lieber, wenn Du nur den letzten Aufruf an Mütter gelesen hättest, man kommt sich wie eine wahre Rabenmutter vor, wenn man seine Kinder nicht nach Fröbel'schen Grundsätzen erzieht. Ich will auch nächstens, so bald ich dazu komme, die ganze Fröbel'sche Erziehungsliteratur studieren und indessen ein ganz junges, bildsames Geschöpf zum Kindsmädchen nehmen, die den Kindern Hüterin und Gespielin zugleich ist. Ich weiß schon eine solche, ein Blümchen vom Thale, ein wahres Madonnengesichtchen, ganz unverdorben, unberührt vom Welthauch, die Pfarrerin von R. hat sie mir empfohlen, sie ist gegenwärtig zur Aushülfe bei Stadtpfarrer N's.“ — „Nun gut, so nimm den Seraph, wenn er uns nicht davon fliegt; sind wir dann versorgt?“ — „Ja, — das heißt, ich fürchte sehr ein zu großes Dienstpersonal, aber wenn wir für Küche und kleine Kinder sorgen, so wäre es doch unrecht, wenn die größern Kinder, eben im bildungsbedürftigsten Alter, verwahrlost bleiben sollten.“ — „Schatz, das geht in's Große. Wäre es nicht kürzer, ich suchte eine Oberamtsarztstelle in einem Landstädtchen? In kleinen Städten fallen doch diese Teufeleien von Vorlesungen und was zum Gukuk noch, weg und die Sache ließe sich vereinfachen.“ —

Unmöglich! Wolltest du deine unversorgten Kinder aller der Bildungsmittel berauben, die eine größere Stadt bietet, und die ihnen allein eine Zukunft sichern können?“ — „Nun denn,“ sagte der Doktor resignirt, „was verlangst du drittens?“ — „Nun siehst du, ich sollte ein gebildetes Mädchen haben, die in meiner Abwesenheit bei den Kindern meine Stelle versieht, die Lektionen und Arbeitsübungen der Mädchen beaufsichtigt und mir im Nähen etwas Beistand leistet. Wenn du die Berge von Flickwasch ansähest! und ich muß jetzt an die Kleider der Mädchen denken ....“ — „Und an meine Hemden,“ sagte der Mann lachend, indem er an den bauschenden Kragen zog, „sie sitzen nun und nimmermehr recht.“

Diesen Stein des Anstoßes und Quell der Trübsal für Männer und Frauen, die Klage über nicht passende Männerhemden, die auch ein Produkt der Neuzeit ist, wollen wir beruhen lassen und nur das Endresultat der ehelichen Berathung mittheilen. Diese bestand darin, daß die Frau sich willig zeigte, die Abendvorlesung über die Literatur der Chinesen, so wie die freien Vorträge über ‚die Bedeutung der Grundideen des Sophokles für das weibliche Leben,‘ die ein durchreisender Literat hielt, aufzugeben; dagegen willigte der Mann ein, daß eine tüchtige Köchin, daß das gerühmte Madonnenköpfchen als Kindsmagd, ferner ein gebildetes Mädchen zur Leitung und Beaufsichtigung der Töchter angestellt werde; durch die Hülfe der letzteren würden dann auch alle auswärtigen Nähterinnen entbehrlich, was dem Mann ein großer Vortheil schien. So schloß die Verhandlung im Frieden, während die Kinder alle schon in tiefer Ruhe lagen, bis auf Mathilde, die noch eine italienische Uebersetzung zu besorgen hatte, und Natalie, die mit schmelzender Stimme sang: „Mei Herzle ist klei, Kann Niemand drei nei; Nu an einziger Bua Hots Schlüssele darzu.“

Zu den vielen Drangsalen der guten Frau Bernhard kam nun auch noch das, daß sie sich um das neue Personal umsehen mußte. Aber schon der nächste Merkur brachte ungehofften Rath. Sie las, wie gewöhnlich, die Traueranzeigen, zu mehr reichte ihre beschränkte Zeit selten, obgleich sie ihren Mangel an politischer Bildung oft schmerzlich empfand, und stieß unwillkürlich ein ganz erfreutes: „Das ist jetzt geschickt!“ heraus. — „Was ist so geschickt?“ fragte verwundert der Mann. — „Ach, die Hofrath Mizlenius ist gestorben; weißt, sie war schon lang kontrakt; es ist ihr wohl gegangen,“ setzte sie entschuldigend hinzu. „Nun, warum ist's dann geschickt?“ — „Ja, die hat einen Ausbund von Köchin, die schon sechs Jahre bei ihr ist, wenn ich die bekommen könnte, so wären wir versorgt.“

Die betriebsame Frau ging gleich auf dem nächsten Vereinsgang in das Trauerhaus und erstand den Phönix von Magd glücklich für das nächste Ziel.

Noch aber fehlte die dritte im Bunde, das „Mädchen von Bildung,“ die die Mutter bei den Töchtern ersetzen und den Patienten Auskunft geben sollte, wenn der Doktor abwesend war. Die schien schwerer zu finden, obgleich die Zeitungen wimmelten mit gebildeten Mädchen aller Art, von ansprechendem Aeußern, vortrefflichem Charakter und bescheidenen Ansprüchen, die Alles auf der Welt verstanden und noch Einiges mehr; aber die Frau Doktorin hätte doch noch eine andere Garantie gewünscht.

Auch dafür wurde Rath. Selma, die ästhetische Freundin, der die Doktorin ihr Bedrängniß mittheilte, hatte vergangenes Jahr im Bade die Bekanntschaft eines Fräuleins gemacht, die ihr vollkommen für diesen Zweck geeignet schien, ihre Herkunft war etwas dunkel, aber interessant, ihr Vater war in der Polenschlacht gefallen oder so, sie war in vor-

nehmen Häusern Gouvernante oder Gesellschafterin gewesen, würde aber nun vorziehen, in eine Familie einzutreten, in deren Schooß sie eine Heimath fände.

Das traf sich wie gerufen. Die Fräulein Klara Werning zeigte sich auch willig, zu mündlicher Verabredung zu kommen, und gefiel außerordentlich beim ersten Auftreten. Sie war nicht eben mehr in der ersten Jugend, eine schöne, volle Gestalt, noch blühend und frisch mit schönen blauen Augen. Die Doktorin fürchtete nur, ihr Haus werde zu einfach für sie sein, aber Klara sprach so schön über den Segen der Einfachheit, über das Glück eines stillen Familienlebens, daß sie vollkommen beruhigt wurde; nur das Eine machte ihr noch Kummer, ob sie selbst sich neben einem so ausgezeichneten Wesen keine Blöße gebe.

Fräulein Klara versprach ihren Eintritt auf Georgii, und von Stund an wurden die Kinder bei vorkommenden Unarten immer mit dem Beisatz ermahnt: was wird einmal Fräulein Klara dazu sagen, wenn ihr so ungezogen seid?

Georgii kam und mit dem Tage zogen die drei neuen Genien ein. Fräulein Klara in das Zimmer, das sie mit den ältern Töchtern theilen sollte, das Madonnengesichtchen, Gretchen genannt, in die Kinderstube, Madele, die Köchin in Küche und Kammer, die ihr Reich sein sollten. Etwas verächtlich sah die Letztere auf Gretchens kleinen Bündel und auf den schmalen Koffer der Klara: ihr folgten vier Nachbarmägde mit Körben auf dem Kopf, von denen solide Kleider, Schürzen mit langen, farbigen Bändern recht vielverheißend herabhingen.

„Es freut mich, daß Sie in Kleidern und Weißzeug solid eingerichtet ist,“ sagte die Doktorin.

„Ja, die ist eben schon glücklich gewesen,“ bemerkte naiv Eine der Begleiterinnen, „zwei Trauern! in dem Haus,

wo sie vor zehn Jahren war, ist der Sohn gestorben, und jetzt gar die einzechte Frau, mit der die Haushaltung aufhört, das ist freilich das Nützlichste, da kann man 'ring zu einem Bett und Kasten kommen, wo ein anderer armer Tropf sein Lebtag d'ran sparen muß."

Die Andere hatte mehr Takt und sagte: „Ja, es stoßt Einem aber auch fast 's Herz ab, wenn einen so der Tod trennt," was das Madele mit einem improvisirten Schluchzen bestätigte.

Dem Doktor gefiel die Köchin besonders wohl. „Ein ganz klassischer Magdkopf," meinte er, als er ihr etwas grobes, gebräuntes Gesicht und ihre kräftige, starkknochige Gestalt überschaute. „Wir haben jetzt alle Schulen vertreten unter unsrem Dach, die Klara ist mehr antik, Gretchen vertritt das mittelalterliche, romantische Element, und die Madel, die ist niederländisch. Wenn nur ein ordentliches Resultat bei dieser Mischung herauskommt."

Der Haushalt ordnete sich auf's Beste, die Kinder schlossen sich bald an Gretchen an, dem man erlaubte, auf dem stillen Rasenplätzchen hinter dem Schloß mit ihnen spazieren zu gehen und zu spielen; Madele herrschte in der Küche höchst unumschränkt, zwar mit ungemeinem Geräusch und Gepolter, aber mit Umsicht, das Essen war jederzeit vortrefflich gekocht, was dazu beitrug, den Herrn bei guter Laune zu erhalten.

Klara begleitete Natalien in die Vorlesung über Hünengräber und in die über Sophokles, die Doktorin trat ihr diesen Genuß neidlos ab, so ‚äußerst interessant' sie auch jederzeit diese Vorträge gefunden hatte. Klara leitete auch die Singübungen, begleitete die Mädchen auf Spaziergängen und gab ihnen Unterricht; die Doktorin konnte sich beruhigt

ihrer Vereinsthätigkeit hingeben, und das war gut, denn die Ansprüche vermehrten sich fortwährend.

Sie brachte mehr als ihre halbe Tageszeit in der Aufopferung für Andere zu, die gute Frau; eine Visite je und je, ein Kränzchen, in dem aber für die Mission gearbeitet wurde, war aller Genuß, den sie sich verstattete, das Uebrige war pure Hingebung und doch wurde ihr nicht wohl dabei. Sie wurde allmählig so fremd in ihrem eigenen Hause; der Mann, der sie selten beim Nachhausekommen antraf, suchte seine Unterhaltung auf dem Museum, die kleinen Kinder waren so sehr an's Fortgehen mit dem Gretchen gewöhnt, daß sie bei der Mutter nicht mehr lange bleiben wollten; — es kam der Doktorin immer wie ein provisorischer Zustand vor und doch sah sie nicht ein, wenn ein definitiver folgen sollte.

Auch bei dem Personal stellten sich einige Schattenseiten heraus. „Hör', die Madel kocht gut," bemerkte der Mann beim Frühstück, „aber der Kaffee ist schlechter als sonst." — „Ich weiß wirklich nicht, woran es liegt, sie verbraucht mehr als die frühere." — „Mir ist die Sache verdächtig, ich wollte gestern meine Pfeife in der Küche anzünden, was sie stets sehr ungnädig aufnimmt, da bemerkte ich, daß bereits eingeschenkter Kaffee von prächtiger Farbe auf dem Küchentisch stand, ich glaube, sie trinkt den ersten Aufguß und wir, was nachläuft." — „Ja, das ist so ein Vorrecht, das sich hie und da alte Köchinnen nehmen," sagte die Frau verlegen, „der Kaffee ist ihr Einziges, man wird ihr das nicht wehren können, sie ist dafür in allen andern Sachen um so ehrlicher." — „Das scheint mir ein ziemlich unbegründeter Schluß," lachte der Doktor, „und dann ist sie unverschämt grob! gerade wie ich gestern aus der Küche ging, wetterte und tobte sie hinter mir, daß ich meinte, die Küche falle

zusammen, und sagte so laut, daß ich's hören mußte: ‚was hat Der in meiner Küche zu thun! ich laß ja seine Studierstub' auch ungeschoren!‘“ — „Das mußt du ihr zu gut halten, Lieber, sie hat mir selbst in einer vertrauten Stunde gestanden, daß grob sein ihre Natur sei, ihr Vater schon sei ein entsetzlich grober Mann gewesen.“ — „Ein schöner Trost!“ — „Und dann,“ versicherte die Frau weiter, „ist das gerade das beste Zeichen ihrer Ehrlichkeit, daß sie grob ist; ich gestehe, daß ich selbst sie fürchte und fast nimmer wage, in meine eigene Küche zu gehen, aber das sind gerade die Besten, so der ächte Schlag alter Mägde; unsere alte Bärbel daheim war so grob, daß sie der Mutter einmal eine Kachel vor die Füße warf, und die Mutter sagte oft, eine bessere Magd habe sie nie gehabt.“ — „Ei den Gukuk auch, für die Vortrefflichkeit bedanke ich mich; und Geld brauchen wir rasend viel, wenn ich nicht bald Leibarzt beim Großmogul werde, so weiß ich nicht, woher es nehmen.“ — „Weiß wohl!“ seufzte die Frau, „in die Küchenausgaben läßt sich so eine perfekte Köchin nichts einreden, dann sind wir eben ein Haus voll Leute und leben in einer ungewöhnlichen Zeit.“ — „Ja, ich merk's stark,“ brummte der Doktor, wenn sie nur nicht schon drei Jahre lang dauerte!“

Ein ander Mal fand der Hausherr Abends, daß das Kindermädchen doch gar zu spät mit den Kleinen nach Hause komme.

„Es ist freilich ein Fehler,“ gestand die Frau zu, „ich habe deßhalb auch vorgeschlagen, unsere Vereinssitzungen vom Abend auf den Nachmittag zu verlegen, damit ich Abends öfter zu Hause bin; das Gretchen ist eben noch ein pures

Kind; an die Natur gewöhnt, kann sie sich nicht losreißen und vergißt sich im Spiel mit den Kindern.“ — „Meinst du wirklich, es stecke nichts Schlimmeres dahinter? Kornelie erzählte mir gestern: ‚Date bielt‘, auch der Kleine sprach schon von Soldaten, die mit ihm gespielt, das Mädchen ist hübsch, ich fürchte eine Militärbekanntschaft ....“ — „O, was denkst du, das Kind! sie ist so schüchtern, daß es mir oft lästig wird; sie besorgt mir keinen Auftrag in ein Haus, wo Männer sind.“

Der Doktor behielt seine Zweifel.

Klara inzwischen ging in stiller Majestät ihres Weges; war es auch mit der Nähhülfe nicht so viel, als die Doktorin gehofft, Erziehung schien dagegen ihr Hauptfach; die Mama wurde freilich hie und da gereizt durch den entschiedenen Ton, mit dem sie in ihrer Gegenwart den Kindern Lehren und Verweise gab, der Vater bekam dafür nur desto mehr Respekt vor ihr. Sie hatte so gar vortreffliche Grundsätze; es war Genuß und Erbauung zugleich, sie über Tugend und Religion, Selbstverleugnung und Seelenadel sprechen zu hören.

Mit Natalie und Hermann, die eben im freundschaftswüthigsten Alter waren, stiftete sie einen Tugendbund, sie schrieben Tagebücher und lasen sie einander vor, sie bekamen eine wahre Jagdliebhaberei auf Fehler, nur um dieselben einander nachher zu bekennen.

Ueber die Befähigung Klara's zum Unterricht kamen dem Doktor bescheidene Zweifel, wenn er je und je zufällig einer Lehrstunde beiwohnte; zwar viel schöne Redensarten, aber, wie ihm schien, wenig Reelles dahinter. Sie hatte namentlich eine naive Art, unbequeme Fragen abzuweisen, die Lehrern sehr zu empfehlen ist. Einst hielt sie in der Geographiestunde eine schöne patriotische Rede über den Rhein.

„Aber wo entspringt er?“ fragte Mathilde. — „Es ist eine Schande, daß du's nicht weißt,“ sagte Klara würdevoll. „Ich möcht's aber wissen,“ sagte Mathilde. — „Gerade zur Strafe für deine Unwissenheit sage ich's dir nicht,“ beschied sie Klara.

In der Nähe von Doktors Wohnung war eine Apotheke gelegen, in der der Doktor den meisten Geschäftsverkehr hatte. Der Lehrling daselbst, ein junger Mensch von ungemein viel Kopf (er mußte sich seine Mützen stets extra bestellen), hatte hie und da Aufträge oder Anfragen seines Lehrherrn an den Doktor zu überbringen, und die jungen Mädchen kicherten, so oft er kam, weil Mathilde die kleine Sophie hatte sagen lehren: „Ludwig Dickkopf.“ Nun vertraute eines Tags der Apotheker dem Doktor, der Ludwig entferne sich hie und da Abends und seine Magd habe ihn schon vor dem Doktorhaus auf und ab gehen sehen zur Stunde, wo Fräulein Natalie gesungen; auch bringe er unterschiedliche Blümlein nach Hause, die nicht auf Botanisirgängen gesammelt worden. „Nun, sehen Sie,“ meinte der Apotheker, „ist der Ludwig noch ein heller Bub', kaum der Schule entwachsen, armer Leute Kind, und Ihre Fräulein Tochter ein Kind.“ — „Gewiß, gewiß!“ erwiderte der Doktor mit rothglühendem Gesicht, nahm Hut und Stock und eilte nach Hause.

Die Frau kam eben aus dem Abendkranz zur Veredlung armer Bürgerstöchter, als der Mann in Hast eintrat. „Was ist's? hast du keine Gesellschaft auf dem Museum getroffen?“ — „Ich habe, — den Apotheker, — Frau, sag' mir, ist's möglich, kann Natalie so dumm sein und an eine Liebschaft mit dem dickkopfigen Ludwig denken?“ — „Natalie, das kleine Mädchen? du bist nicht gescheidt!“ — „Der Apotheker sagt mir, er gehe am Hause vorbei, wenn sie Abends

singt, und bringe Blumen heim; daß doch der Gukuk!" — „Ach, geh', das ist nichts! Frag' nur die Klara; diese ist ja immer bei den Singübungen."

Klara wurde beschieden, der Vater, immer noch heftig aufgeregt, trug ihr den Fall vor und fragte sie auf's Gewissen. „Wie können Sie das glauben?" sagte sie lächelnd mit ihrer wohltönenden Stimme und dem festen Blick ihrer schönen Augen. „Natalie ist ein Kind und lacht höchstens über den dickkopfigen Buben, ein Kind, bei dem ich mich wohl gehütet, die Saite nur mit einem Hauch zu berühren, die einst den Grundton ihres Lebens angeben soll. Nein, lieber Herr Doktor, da lassen Sie mir die Sorge; ein Glück, daß Sie das Kind auch nicht mit der leisesten Frage aus seiner Unbefangenheit gestört! Natalie und ein Liebesverhältniß!" Sie lachte hell auf, des Doktors Herz war wieder leicht und er meinte: „Ein gescheidtes Mädchen ist sie doch, viel Takt, viel Menschenkenntniß; die Mädchen kann man ihr ruhig anvertrauen; wenn sie nur nicht oft so gar weise wäre."

Es gehört zu den Gebrechen unserer armen Zeit, daß selten eine Haushaltung des gebildeten Mittelstandes mehr im Stande ist, ein ordentliches Weinlager zu halten, was sonst mit zum Fond eines soliden Hauses gehörte. Auch des Doktors Kellervorrath beschränkte sich auf ein Mostfaß und ein kleines Fäßchen mit edlem Weine, das je von Zeit zu Zeit beim Weinhändler wieder gefüllt wurde. Dies Fäßchen wurde in neuerer Zeit erstaunlich oft leer. „Weißt du nicht, Liebe," fragte der Doktor seine Frau, „ob der Vater unsrer Madel, von dem sie ihre Grobheit geerbt, nicht auch zufällig ein Säufer war?" „Warum?" „Weil

unser Wein immer so reißend schnell zu Ende geht, es könnte doch sein, daß er ihr beliebte." — „Bewahre! sie trinkt gar nichts hitziges, es steigt ihr gleich so zu Kopfe, sie trinkt nicht einmal Most." — „Das wäre noch kein Grund, ich habe meine Bedenken, will einmal gelegentlich selbst im Keller nachsehen."

Frau Bernhard fühlte sich mehr und mehr unbehaglich, trotz ihres vortrefflichen Hauspersonals, sie hatte in allen Gebieten ihres Hauswesens den festen Boden verloren und auf dem weiten Feld ihrer neuen Thätigkeit konnte sie keinen fassen.

Jean Paul sagt einmal: es gibt im häuslichen Leben verrichtete, verwetterte, verregnete Tage, an denen alles Unglück zusammenkommt, wo alles keift und knurrt und mit dem Schwanze wedelt, wo die Kinder und der Hund nicht Muk sagen dürfen und der Herr des Hauses alle Thüren zuwirft und die Frau das Schnarrregister des Moralisirens zieht, wo lauter alte Schäden zu Tage kommen, wo alles zu spät kommt, alles verbrät, alles überkocht 2c.

Ein solcher Tag brach nun auch über dem Hause des Doktors an.

Die Frau kam eben von dem Hause, wo sie die letzteingegangene Summe für Schleswig abgeliefert und einige andere Vereinsgeschäfte besorgt hatte, Klara war mit den Mädchen in die Vorlesung und Gretchen mit den Kleinen auf den Rasenplatz gezogen.

Froh, doch noch vor ihrem Mann nach Hause zu kommen, eilte sie die Treppe hinauf, da hörte sie aus der Küche dumpfes Stöhnen. Aus Respekt vor der ungnädigen Madel hatte sie diese in letzter Zeit kaum mehr zu betreten

gewagt, jetzt eilte sie hinein, da lag Madele mit dunkelrothem Gesicht und stieren Augen und konnte nur noch undeutliche Jammertöne ausstoßen, während der Fleischtopf überlief und das Gemüse verbrannte. „Um Gotteswillen, Madele, was fehlt Ihr?“ fragte sie; „'s ist mir so übel,“ — stöhnte diese, „noch ganz nüchtern . . .“ — „Unmöglich, Sie hat ja gefrühstückt!“ Während die gute Frau sich vergeblich bemühte, den schweren Körper emporzubringen, kam der Mann nach Hause. „Ach Gottlob, daß du kommst! da sieh, das arme Madele! ich fürchte einen Schlagfluß.“

Der Doktor besichtigte die Leidende ziemlich kaltblütig, „die muß in ihr Bett geschafft werden,“ entschied er kurz. — „Aber sie ist ganz ohnmächtig und du allein bringst sie nicht hinein; ach, das fehlte uns noch, eine kranke Magd!“

Der Doktor sah zum Fenster hinaus, ein Polizeidiener spazierte eben vorüber, er rief ihn um den christlichen Liebesdienst an und dieser eilte herbei. Die Kammer der Magd war verschlossen, der Schlüssel nirgends zu finden, die Leidende gab Zeichen der Weigerung von sich, als man sie hinein bringen wollte, der Doktor aber drückte die Thür ein. Das jungfräuliche Gemach war nicht in der schönsten Ordnung und der erste Anblick, der sich bot, waren etliche Töpfe und Krüge unter dem Bett. Der Doktor roch daran: „hab' mir's gedacht, habe nicht umsonst ein wenig Alkohol unter den Rest des guten Weins im Keller gemischt, — da haben wir die Bescheerung.“ — „Aber Karl, das hast du gethan? wenn sie nun stirbt!“ — „Stirbt nicht. Unter diesen Umständen wird es nicht unerlaubt sein, die Effekten dieses Ehrlichkeitsspiegels näher zu untersuchen.“

Der Kasten wurde erbrochen und zeigte eine schöne Bescheerung: Kaffee, Zucker, Leinwand, Schmalz, Faden, Kleidungsstücke, Weißzeug, und je und je rief die Doktorin: „ach,

das ist ja mein!" — „Da bleibt keine Wahl, als Ihnen die Person zu übergeben!" wandte sich der Arzt zum Polizeidiener, „sobald sie den Rausch verschlafen hat."

Die Frau war ganz angegriffen von der unerwarteten Entdeckung, der Doktor hatte nur zu trösten. „Aber wo bleiben die Kinder?" fragte sie endlich angstvoll, „es ist ja Mittag, um elf Uhr hätte Gretchen mit ihnen zu Haus sein sollen." Ein vierstimmiges Geheul von der Straße antwortete ihrer Frage, sie war zu matt und entkräftet, um nachzusehen, der Doktor öffnete die Hausthür, da stand Gretchen, bleich und zitternd, den kleinen Rudolf auf den Armen, der aus einer Kopfwunde blutete, Kornelie und Sophie, die unverletzt waren, schrien zur Gesellschaft womöglich noch lauter als der Verwundete. „Was ist's mit dem Kind?" rief der Doktor entsetzt. „Es ist auf einen Stein gefallen," sagte Gretchen stotternd. „Das ist keine Wunde von einem Stein," meinte der Doktor kopfschüttelnd, und trug eilig das Kind herauf, um es zu verbinden. Gretchen wurde in die Apotheke geschickt, die Mutter vergaß ihren Schreck über der Sorge um das Kind, an's Essen dachte Niemand, bis Klara, die mit den Mädchen heimkam, sich dazu verstand, nach der verwaisten Küche zu sehen. „Mutter, ich weiß, woher der Rudolf die Wunde hat," sagte Sophie geheimnißvoll, als sie mit der Mutter allein war, „er ist nicht auf einen Stein gefallen, in den Säbel." — „In welchen Säbel?" — „Ja, von dem schönen Herrn Offizier, bei dem Gretchen in der Stube war; weißt, der Bediente der allemal mit uns gespielt hat, so lang Gretchen bei dem Offizier nähen mußte, der hat den Säbel herausgezogen und uns gezeigt, dann hat er ihn liegen lassen und Rudolf ist darein gefallen. Der Herr Offizier hat nicht leiden wollen, daß wir heim gehen, aber wir haben so arg geschrieen!" —

„Seid ihr denn oft dort gewesen?“ — „Fast alle Tage.“ — „Aber Kind, warum hast du mir's nicht gesagt?“ — „Ja, Gretchen hat gesagt, du werdest so arg böse, wenn du hörest, daß sie nähe in einem andern Hause, und der Herr Offizier haue uns den Kopf ab, wenn wir's sagen. Wenn du aber allein gewesen wärst oder bei Nacht bei uns, ich hätte dir's doch gesagt; weißt, Kornelie ist noch so dumm.“

Also das war Nummer zwei. Das Gretchen, erschüttert von dem Unglücksfall, bekannte, daß sie schon, ehe sie in den Dienst getreten, das Wohlgefallen eines sehr vornehmen Herrn auf sich gezogen; während nun die Mutter ihre Lieblinge in unschuldigen Spielen mit dem Madonnenköpfchen wähnte, war dies bei dem Grafen, und die Kinder indeß der Obhut eines Bedienten übergeben, der so schlecht war wie sein Herr.

Die Frau hatte genug. Die Wunde schien zum Glück nicht gefährlich; sie wich nimmer von des Kindes Bette.

Die Töchter erfuhren erstaunt, was man sie von der furchtbaren Magdkatastrophe erfahren ließ, „ich wollt', die Klara ginge mit,“ murmelte Mathilde, „die ist mir um nicht viel lieber.“ Sie wagte aber nicht, es laut zu sagen.

Es war Nacht, die Kinder waren zur Ruh, Mabel war nach schmerzlichem Erwachen von dem Polizeidiener abgeholt worden. Dem Gretchen hatte man ihrer Jugend und Reue wegen Schonung gelobt, sie sollte in möglichster Bälde in der Stille nach Hause. Die Mutter saß am Bette des kranken Kindes, das sanft schlief, und dachte an gar viel, — nicht an Vereine. Da kam Natalie leise mit dem Nachtlicht herein. „Ei, Kind, du bist noch wach?“ — „Ja, Mutter,“ hob Natalie sehr verlegen an, „ich sollte dich noch etwas fragen.“ — „Was denn, Kind?“ — „Mutter,“ sagte das Mädchen ängstlich, „sag mir doch, kann's denn sein, daß ich

in den Apotheker-Ludwig verliebt bin?" — „Du, Kind?" fragte die Mutter erschrocken. — „Freilich," schluchzte das Mädchen, „Klara sagt's und ich könne ihn nun mein Lebenlang nimmer vergessen. Ach, Mutter ist's denn wahr, und bekomme ich denn einmal keinen Andern? Und er ist doch so dumm!"

Das arme Kind weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte. „Aber Kind," fragte die entsetzte Mutter, „so sprich nur, warum meinst du's denn?" — „Sieh, ich habe zwar Klara unter freiem Himmel schwören müssen, ich wolle euch nichts sagen, aber jetzt, wo so arge Sachen geschehen, kann ich doch nimmer schweigen. — Wie ich, vor vielen Wochen schon, das neue serbische Volkslied probirte und nachher noch meinen Blumentopf ausgoß, um frisches Wasser hinein zu thun, stand der Apotheker-Ludwig unten. „Was thut denn der Dickkopf noch da?" fragte ich Klara. Da schaut sie mich so sonderbar an — o, ich kann gar nicht sagen wie — ganz tief heraus — und sagt: „Natalie, weißt du nicht, was stille Liebe ist?" — „Das weiß ich freilich," sagte ich. Da deutet sie hinab, wo der Ludwig stand, und flüstert mir in's Ohr:

„Und so saß er viele Tage,
Viele Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang."

„Und so hat sie mir alle Tage und Abende vorgesprochen, wie mich der Ludwig so unaussprechlich lieb habe und stundenlang in der kalten Nacht dastehe, nur um einen Ton meiner Stimme zu hören. Zuletzt plagte sie mich, ich solle ihm nur ein einziges Blümlein hinunter werfen; das hab' ich zweimal gethan. Dann stellte sie mir vor, wie unglück-

lich ich den Ludwig machen würde, wenn ich euch etwas sagte, und ließ mich unter dem Sternenhimmel schwören, daß ich keiner Seele ein Wort davon vertrauen wolle. Sie hat mir auch keine Ruhe gelassen, ich solle ihm einmal eine Locke hinunter werfen, das sei sein höchster Wunsch. Aber du weißt, ich trage ja keine Locken, und aus meinen Haaren schneiden wollte ich auch nicht; aber ich hatte viele herausgekämmte, von denen hab' ich einmal hinunter geworfen. Gesprochen hab' ich aber kein einzigmal mit dem Ludwig. Neulich, als ich schon schlief, kam sie mit dem Licht an mein Bett, ich wachte auf und sie sagte mit feierlicher Stimme: „Natalie, du liebst." — „Ich?" fragte ich, wen denn?" — „Du liebst Ludwig, du wirst ihn lieben in alle Ewigkeit!" — Ich weinte beinah und wollte es nicht glauben, weil er mir ja gar nicht gefällt, aber sie hat mir's ganz deutlich bewiesen und gesagt, weil ich ihm Blumen und eine Locke zugeworfen, so gehöre ich nun sein für's ganze Leben. Das war mir so arg! Ich habe so viel geweint in den letzten Wochen! Und gestern Nacht sagte sie mir, Ludwig dürfe nun nicht mehr vor's Haus kommen; wir wollen, wenn alles schlafe, in den Garten hinaus, daß ich ihn nur ein einzigmal spreche. Das habe ich aber nicht gethan, und heute dachte ich, ich wolle dir's sagen.

Unter heißem Erröthen und vielen Thränen wurde dieses Geständniß abgelegt, unter Lachen und Weinen umfaßte die Mutter ihr Kind, als ob sie es vom Abgrund zurückreißen müsse. Eingedenk aber der weisen Lehren Klara's, wollte sie ihre Aufregung nicht steigern. „Geh nur, Kind, und sei ruhig, du bist recht dumm gewesen und könntest tüchtig ausgelacht werden. Versprich, in deinem Leben niemals mehr der Mutter etwas zu verschweigen." — „Gewiß

nicht, gewiß nicht!“ schluchzte die Kleine, „und nicht wahr, Mutter, ich liebe den Ludwig nicht und gehöre ihm auch nicht eigen?“ — „Behüte, du einfältiges Kind! Ludwig ist ein dummer Junge und vielleicht hat er so wenig von dir wollen, als du von ihm!“ — „Ja, ja, das kann sein!“ rief Natalie erleichtert und ging getröstet zu Bette.

Die Mutter war zu erschüttert, um Ruhe zu finden; sie mußte den Mann noch wecken und ihm die Geschichte erzählen. Dieser spie Feuer und Flamme und hätte beinahe noch um Mitternacht die Schlange aus dem Haus geworfen, die so sein Kind vergiften wollte. Doch ließ er sich bewegen, zu warten, um auch den Ludwig zu hören. Dieser wurde denn andern Morgens mit Vorsicht in's Verhör genommen und erzählte fast dieselbe Geschichte. Klara hatte ihn im Haus und auf einsamen Botanisirgängen einigemal allein gesprochen und ihm anvertraut, wie lieb ihn die Natalie habe und wie es sie betrübe, daß er nicht einmal an's Fenster komme, wenn sie singe. So hatte er denn endlich mit großen Herzensängsten die Fensterparaden begonnen und die Blümlein heimgetragen, „das Haar aber nicht.“ Auch hätte er einmal in Herrn Doktors Garten kommen sollen; das hatte er aber nicht können, weil er den Hausschlüssel nicht gefunden. Trotz des tüchtigen Verweises von Seiten des Apothekers schien Ludwig doch ungemein erleichtert, daß er nicht mehr obligirt war, ein zartes Verhältniß anzuspinnen. Doktor und Apotheker versprachen sich gegenseitig, jedweden Roman, der sich im Hause finde, zu verbrennen, und schieden als gute Freunde. Das war nun der dritte Schlag; fast zu viel auf einmal.

Klara's Reich war aus, sie hielt es unter ihrer Würde, sich zu vertheidigen und erklärte würdevoll, daß sie in Herrn Doktor Lilienschwerdt, dem Lektor über So-

phokles, einen Freund gefunden, der schirmend ihr zur Seite stehn werde. Man bezahlte ihr den Gehalt und ließ sie ziehen.

Es ist schwerer als man denkt, eine häusliche Reform durchzuführen, und wäre der Doktor nicht Medizinalrath in einer andern Stadt geworden, es wäre trotz der gewaltigen Erschütterung jenes Schreckenstages vielleicht doch zu keinem gründlichen Umschwung gekommen. So aber kamen die Umstände dem herzlichen guten Willen der Frau zu Hilfe.

Es ist ihr sehr klar geworden, daß die Vereinsthätigkeit, so segensreich und wohlthuend sie sein kann, nicht für kinderreiche Mütter bestimmt ist, die unter dem eigenen Dach innere und innerste Mission genug zu üben haben. Sie war so glücklich, eine tüchtige Hausmagd zu finden und da der kleine Rudolf allein geht, so kann sie die Kleinen in dem schönen Garten, der an ihr neues Wohnhaus stößt, unter ihrer oder der größern Kinder Aufsicht spielen lassen. Natalie und Mathilde üben sich abwechselnd im Kochen, Natalie hat dabei noch Zeit, ihre Musikstudien zu machen und ihre schöne Stimme leitet den Chor, mit dem die Mädchen und die Mutter am Nähtisch die Zeit kürzen. Mathilde hat freilich noch viele Lehrstunden, das Ueberhören der Vokabeln hat sie aber der Mutter abgenommen, auch übt sie sich vortrefflich für den Gouvernantenberuf, indem sie die jüngern Geschwister unterrichtet.

Und der Vater? nun der tritt mit hellem Angesicht von seinen ermüdenden Berufsgängen in das heitre Wohnzimmer, wo Söhne und Töchter wetteifern, durch ihre Gaben und Kenntnisse den Abendkreis zu verschönern. Es ist so ganz anders als früher, wo er auf die Frage: „wo ist die

Frau?" die unabänderliche Antwort erhalten: „im Verein," oder „im Kränzchen." Er wollte seinerseits auch nicht zurückbleiben und suchte seine alten Schulkenntnisse hervor, um fremden Unterricht in Geographie und Geschichte entbehrlich zu machen, es ist sein höchster Triumph, wenn er von der jungen Weisheit seiner Söhne überflügelt wird. Es ist nicht als ob die Familie allem geselligen Verkehr nach außen entsagt hätte. Mutter und Töchter haben ihre Kreise, in denen sie gern gesehen sind, aber Visiten und Besuche sind Ausnahmen, die Heimath ist Regel und eine heitere und freudenreiche.

Das redliche Madele sitzt im Zuchthaus, das sie reichlich verdient hat durch den systematischen Diebstahl, den sie hinter dem Schilde biederer Grobheit Jahre lang an ihrer frühern Herrin verübt. Gretchen ist bei einer gestrengen Frau Schulzin auf dem Lande, und da ihr Geschmack zu gebildet ist für eine ländliche Liebschaft, so ist zu hoffen, daß sie vor einem Rückfall bewahrt bleiben wird.

Der Klara hat ihr ästhetischer Freund, ihre einnehmende Gestalt und ihr intriguanter Charakter zu einer vortheilhaften Gouvernantenstelle in einem adeligen Haus verholfen. Es ist noch nicht lange, so hielt ein eleganter Wagen einen Augenblick vor der Thür des Medizinalraths, ein Diener in reicher Livree gab eine zierlich gestochene Karte ab: Madame la baronne de Sternau, née Werning. Glück zu!

III.

Zwei Tausendkünstler.

1. Der Dakter.

Es gibt Orte und Scenen, die man nie wieder sehen sollte, wenn man sie als Kind gesehen hat, um den poetischen Reiz des ersten Eindrucks nicht durch spätere nüchterne Anschauung zu schwächen. Unter solche Orte rechne ich die Stube des „Dakters," die für mich mit all dem magischen Duft erfüllt war, der in poetischen Schilderungen auf den Laboratorien der Alchymisten ruht.

Der Dakter war, wie der Titel besagt, ein Tausendkünstler, dem nichts verborgen blieb, und er machte Geschäfte in allen Fächern. Von Gewerbe war er ursprünglich ein Gürtler, er war aber auch Gold- und Silberarbeiter und Uhrmacher, er war aber auch Graveur und Juwelier, er verstand Porcellan zu kitten, Transparente auszuschneiden, Fahnen zu drapiren, Illuminationen zu arrangiren und Festsäle zu schmücken; er hatte schöne Kenntnisse in der edlen Kochkunst und konnte Torten und Kuchen so sinnreich verzieren wie der Hofkonditor. Der Dakter war auch ein Roßkenner er hielt ein Pferd, einen Schlitten und ein sonstiges zwei-

deutiges Fuhrwerk, das zwischen Droschke und Bernerwagen die Mitte hielt und das er zu eigenem Gebrauch und zum Vermiethen benutzte; er war auch rationeller Landwirth, der Aecker und Weinberge nach eigenen Heften anpflanzte und allerlei kunstreiche Bebauungs- und Bedüngungsversuche damit anstellte.

Somit gab es der Berührungspunkte mit dem Dakter gar vielerlei, und mannigfach waren die Bestellungen, die wir bei ihm zu machen hatten. Solche Botengänge waren uns jedesmal ein Fest, trotz der hohen und schmalen Treppe, die zu erklimmen war, ehe man das Heiligthum des Künstlers betrat.

Da wußte man nun in der That nicht, wohin zuerst sehen und was zumeist bewundern, und wir hatten gewaltigen Respekt vor dem Dakter Angesichts der Herrlichkeiten, mit denen er umgeben war. Die Wände waren geschmückt mit den neun Musen und dem halben Olymp in Porcellan, die Kommoden mit kunstreichen kolossalen Porcellanvasen, die bei allen Festlichkeiten in der Kirche, auf dem Rathhaus u. s. w. figuriren mußten; in der Mitte des Zimmers prangte ein hoher Glaskasten voll künstlichen Silbergeräths, wunderlich geschliffenen Gläschen und Krystallen in allen Farben, Brennspiegeln, einer Camera obscura, Porcellanfiguren und buntbemalten Döslein. Da mußte für Kinder eine ganz neue Welt aufgehen. Und der Dakter war gar nicht neidisch mit seinen Schätzen, er zeigte und erklärte alles, was da war und noch mehr, in seinem etwas schwer verständlichen sächsischen Dialekt, der uns den gutmüthigen Respekt einflößte, der den Schwaben vor allen fremden Mundarten befällt.

Den Titel „Dakter“ trug er von einer einfachen Veranlassung her. Als er zuerst aus dem Sachsenlande einzog, um unsere bescheidene Stadt mit seiner kunstreichen Gegen-

wart zu zieren, bestand noch der Gebrauch, daß man an den Thoren der kleinen Residenz, die er passiren mußte, um Titel und Rang befragt wurde. „Dakter Schwebbe,“ sagte er der Kürze halber, und seither blieb er der Dakter bis an sein Lebensende.

Es wäre aber unrecht, ihm diese Selbstbetitelung als Anmaßung aufzurechnen; wenn er auch just nicht auf dem ordinären Weg doktorirt hatte und von den mannigfaltigen Elementen seines Wesens das geistliche das unmerklichste war, so hätte er doch gewiß Doktor und Magister in nicht sieben, sondern wohl in siebzehn freien Künsten werden können. Auch hatte er selbst die allerumfassendste Meinung von seinem Talent. „Das kann ich ooch,“ war seine einfache Antwort, wenn von irgend einer Kunst, Wissenschaft oder Erfindung die Rede war. Zu jener Zeit kamen die orthopädischen Institute auf und mit ihnen kam eine Unzahl von Verkrümmungen, hohen Seiten, schiefen Hälsen und was mehr für Mißgestalten an's Tageslicht, an die man zuvor kaum gedacht hatte, als man die Menschheit noch wachsen ließ, wie sie konnte und wollte. Tausend besorgte Mütter beobachteten den Wuchs ihrer Töchter, die Aerzte wurden um ihr Gutachten angerufen, wo sie gingen und standen; Turnanstalten, Streckbetten und andere Torturanstalten verbreiteten sich durch Stadt und Land. Obgleich nun der Dakter in einer unorthopädischen Zeit aufgewachsen war, so war er doch gleich vollkommen daheim auf diesem Gebiet. „Das kann ich ooch,“ meinte er und construirte Hängeanstalten, Stahlkreuze und Maschinen, von denen Heine, Chelius, und wie sie alle heißen, gewiß noch viel Neues hätten profitiren können.

Die Dampfmaschinen in jeder Gestalt hielten ihren brausenden Einzug in die Welt. „Das kann ich ooch,“ sagte der Dakter und laborirte an einer Dampfsäemaschine, die zu-

gleich durch laues Wasser, das sie von sich gab, den Boden hätte erweichen sollen, die aber meines Wissens nicht zur Ausführung kam.

Daß er nicht kunstritt und seiltanzte, kam sicherlich nur daher, daß es eben nicht in seinem Belieben lag; Taschenspielkünste jeder Art verstand er wenigstens vortrefflich auszuführen: er warf Kugeln in die Höhe und fing sie mit einer Gabel auf, steckte sich eine Gabel in die Nase und ließ die Spitze am Aug herauskommen, verschlang Werg und spie Bänder und dergleichen; „ooch" konnte er Daguerrotypen verfertigen, nur daß sie wie Silhouetten aussahen.

Ueber des Dakters Herkunft und Vergangenheit, über den Gründen, die ihn bewogen, das Sachsenland mit unserem hausbackenen Schwaben zu vertauschen, schwebte ein gewisses Düster, das ihn nur noch interessanter machte. Wenn er nun auch nicht direkten Aufschluß darüber gab, so verstand er doch das Dunkel mit einzelnen Erzählungen zu beleben, die wenig hinter denen des Herrn von Münchhausen zurückblieben. Er hatte ganz erstaunliche Abenteuer erlebt, so daß es eine Lust war ihm zuzuhören und ein biederer Dorfschulze einmal unwillkürlich in den Ruf ausbrach: „aber dem schmeckt's Lügen prächtig!" So zwar verstand er's nicht wie jener in Schwaben bekannte Ehrenmann, der unter andern Erlebnissen häufig erzählte, wie er in Afrika sehr glücklich verheirathet gewesen, bis ihm eines schönen Morgens sein schwarzer Schwiegervater alle seine Kinder gefressen, und der jedesmal bittere Thränen dazu vergoß. Dafür aber wußte der Dakter höchst reizende Schilderungen vom Karlsbad zu machen, wo er „ooch schon" gewesen, wobei er seiner Muse um so freieren Lauf lassen konnte, da er bei den einfachen Sitten des Städtchens gewiß war, daß sich niemand dorthin verirren werde, um seine Aussagen zu controliren. — Die

Bäder Aladins im Thal der Genien sind gar nichts im Vergleich mit den Comforts des Karlsbades. Da saß man im Bad, schwebend auf einem Luftpolster, trat aus demselben in ein mit wohlriechender Luft erwärmtes Gemach, wo durch eine künstliche Maschinerie ein weicher, wollener Mantel zum Trocknen sich um die Glieder schlug; dann setzte man sich an ein Klavier, dessen schwarze Tasten je den Namen eines Buchs, die weißen die Namen verschiedener Speisen als Ueberschrift trugen; man schlug eine beliebige Taste an, und das betreffende Buch oder Gericht kam alsbald herbeigerutscht. In dieser Weise ging es weiter.

Die meisten Potentaten Europa's hatte er in Audienzen oder bei zufälligen Begegnungen gesprochen. Er hat „ooch" vorher gewußt, wie's mit dem russischen Feldzug ausfallen würde, und seine Schuld war's nicht, daß man ihn nicht unterlassen hat; ooch hätte er eine besondere Art von fliegender Brücke über die Beresina angeben können, mittelst welcher der Uebergang leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Sei es nun mit seiner Herkunft wie es wolle, seine universelle Bildung und die zum Theil wirklich werthvollen Geräthschaften, die den Schmuck seines Zimmers bildeten, ließen schließen, daß er einst „bessere Tage gekannt," und er behauptete lange Zeit seinen Rang unter den Honoratioren der Stadt. Er machte sogar eine Art von Haus, wenigstens gab er alljährlich ein großartiges Herbstfest, bei dem er selbst gezogene und eigenhändig zubereitete Hahnen und Kapaunen auftischte und ditto Feuerwerk los ließ. Zwar gingen die Raketen abwärts statt aufwärts, das war aber wohl nur der Rarität halber, er hätte sie gewiß ooch steigen lassen können.

Mit dem Ehestand hat er's auch in verschiedenen Variationen versucht, und wenn er eben nicht als musterhafter Ehemann berühmt war, so hat er doch gezeigt, daß er ver-

standen, immer wieder eine Frau zu bekommen, wenn auch die Vorgängerin nicht an Uebermaß von Glück gestorben war. — Die erste, die vielleicht den Grund zu seinem Wohlstand gelegt, war eine Wittfrau, ledernen, gesetzten Ansehens, die es wenig verstand, in seine Ideen einzugehen, und ein scharfes Regiment über ihn führte. Ja, böse Zungen wollen behaupten, sie habe ihn behandelt wie eine Orgel — bald getreten, bald geschlagen. Aber strenge Herren regieren nicht lange; sie starb und hinterließ ihn als trostempfänglichen Wittwer. Sodann erhob er seine Augen zu einer Honoratiorentochter der nächsten Stadt, die aber meinte, er habe in dem Fegfeuer seines ersten Ehestandes wenig Geduld gelernt. Nach ihrem Tode schien es fast, als wolle er Geschäfte in Körben machen, denn er handelte von diesem Artikel eine bedeutende Anzahl ein, endlich aber gelang es ihm doch, eine hübsche, schwarzäugige Bürgerstochter in sein Prunkgemach zu führen, ein herzgutes Weib, die es zum Erstaunen lang an seiner Seite aushielt, bis er „ooch" für sie einen kunstreichen Grabstein konstruirte.

Mittlerweile war der Dakter ooch alt geworden, seine kunstfertige Hand zitterte, seine Beredsamkeit nahm ab, sein Vermögen und die Mittel ein Haus zu machen, gleichfalls und er schien noch mehr als zuvor die Einsamkeit seines Herdes zu empfinden. Da wählte er schließlich bescheiden „ein Weib aus dem Volke," die Annekäther, eine rüstige Magd, die indeß seine Haushaltung besorgt hatte. Annekäther ließ sich die Ehre gefallen, blieb aber dabei fein in der Demuth, auch machte der Dakter keine Versuche, sie in geistiger oder geselliger Beziehung zu heben. Der einzige Bildungsgrad, den sie erlangte, war ein seidenes Kleid und eine Spitzenhaube; im übrigen verblieb sie seine demüthige Magd, die ihn treulich versorgte und verpflegte bis an sein Ende.

Auch bei den Kindern, die dieser letzten Verbindung entsprangen, den einzigen Sprößlingen seiner vier Ehen, verlor sich der aristokratische Typus, den er selbst noch beizubehalten gewußt, immer mehr. So ging es dem Dakter gleich so vielen großen Männern, die ein glänzend begonnenes Dasein in Stille und Dunkelheit beschließen, wie dem Rhein, der im Sand verläuft. Es wurde immer weniger von ihm vernommen, immer seltener erblickte man Kunstwerke von seiner Hand; doch hatte Annekäther noch hinreichend Zeit, die Ehre des seidenen Kleides und der Spitzenhaube abzuverdienen, bis sie mit gefaßter Seele in den alleinigen Besitz seiner sehr geschmolzenen Verlassenschaft trat.

---

2. Der Beindrechsler.

Ein bescheidenes Gegenstück zu dem vielbeweglichen Dakter habe ich in einem Universalgenie anderer Art in den Mauern eines kleinen, lebenslustigen Städtchens kennen gelernt, das, rings von Bergen eingeschlossen, in Sitten und Gebräuchen noch sein altes reichsstädtisches Ansehen bewahrt hat.

Ich habe in meiner Jugend große Lust und Freude an der edeln Maler- und Zeichenkunst gehabt, obgleich mir's nimmermehr gelungen ist, meine Phantasien auch nur einigermaßen in eine Form zu bringen. Die menschlichen Gestalten und Gesichter en face bekamen stets ein grinsendes oder herenhaftes Ansehen und die Hände mit ihren fünf Fingern glichen mehr einer seltsamen Blume als einem menschlichen Glied. Im Profil wären die Gesichter etwas besser ausgefallen, aber bei der übrigen Gestalt wußte ich nie, wo der zweite Arm anzubringen sei. Für Thiergestalten hatte ich nur Ein Modell, einen Storch, der entsteht, indem man

eine schöne Geschichte erzählt von einem Herrn, der aus seinem Gartenhaus schaut (bin auf besonderes Verlangen bereit, es zu veröffentlichen). Nach diesem wurde mit kürzeren oder längeren Füßen und Schnäbeln das ganze Vogelgeschlecht gebildet; für die vierfüßigen Bestien aber fehlte mir ein ähnliches Arkanum, darum fielen mir diese noch schwerer, und meine Lämmer konnten nur an den Ohren und vier Füßen von den Vögeln unterschieden werden.

Nun also, um dieses schöne Talent nicht brach liegen zu lassen, wünschte ich bei einem längeren Besuch in der erwähnten kleinen Reichsstadt Zeichenstunde zu nehmen. Als der Einzige, der mit einer so hoffnungsvollen Schülerin beglückt werden konnte, wurde mir Meister Buchsbaum, der erste und einzige Blumen-, Landschafts- und Porträtmaler der Stadt, empfohlen, der in Oel-, Aquarell- und Pastellgemälden, in Tusch und Bleistiftzeichnungen Geschäfte machte. Ohne Examen und sonstige Schwierigkeit ward ich angenommen und begab mich mit Zeichenpapier, Bleistift, Tusche und vor allem mit Gummielasticum reichlich versehen in das Atelier des Künstlers, das Wohn- und Besuchzimmer, Lehrsaal und Arbeitsstube in sich vereinte.

Ein friedlicherer Anblick, eine harmonischere Vereinigung der Attribute des Künstlerlebens mit der allerspießbürgerlichsten Ordnung und Behaglichkeit, als diese Stube darbot, läßt sich nicht denken. Die Aussicht aus den sonnenhellen Fenstern war von den grünen Bergen begrenzt, die von allen Seiten das Städtchen einschließen; an dem einen derselben stand der Arbeitstisch des alten Meisters, auf dem in zierlichster Ordnung sein Malergeräthe lag; vor dem andern sah man ein paar frischgrüne Blumenstöcke, auf dem innern Sims stand der Strickkorb und das Nähkissen der Hausfrau; am dritten befand sich das Tischchen, wo die Schüler ihre

Versuche begannen. An der einen Wand hingen Musikinstrumente aller Art, Violine, Fagot, Posaune, Flöte, Klarinet und Horn; die andern waren mit den Kunstwerken des Meisters, Landschaften, Porträts und Blumenstücken bedeckt, in der Ecke stand der Drehstuhl und das sonstige Geräth zum Beindrechseln.

Der greise Künstler empfing mich allzeit mit ruhiger Höflichkeit, in demselben unveränderten Kostüm, einem gestrickten wollenen Wamms und einer schneeweißen Zipfelmütze auf seinem ehrwürdigen grauen Haupt. Die fast ängstliche Ordnung und Sauberkeit, die ein Charakterzug jener kleinen Stadt ist, waltete auch in der kleinen Stube; kein Stäubchen war sichtbar, kein Blättchen von seiner rechten Stelle gerückt, sogar der Staar, der am Fenster der Hausfrau hing und Freiheit hatte, aus seinem offenen Käfig aus- und einzugehen, schien an Sauberkeit gewöhnt. Hier war so recht eine Heimath des Friedens von außen und innen; man vergaß ganz, daß da draußen eine Welt voll Hader, Vergnügungssucht und Klatscherei sich umtreibe.

Inmitten dieses häuslichen Stilllebens begann denn der Zeichenunterricht, und wenn es je einen gelinden Lehrmeister gab, so war es der alte Buchsbaum. Seine Methode war höchst einfach und ich hoffe, daß begabtere Schüler als meine Wenigkeit glänzendere Resultate davon gewonnen haben als ich. So wie sein Talent sich einst die eigene Bahn gebrochen, so überließ er's auch seinen Schülern, die ihrige einzuschlagen. Mit Strichen, Linien und Kreisen hat er uns keinen Augenblick geplagt. Auf seinem Tisch lag eine große Mappe mit Zeichnungsvorlagen aller Art; da durfte sich denn jedes wählen, was ihm gefiel, und an was es den Muth hatte sich zu wagen, Hirsche oder Hunde, Blumen oder Bäume, Obstkörbe oder Apostel. Die Originale waren in Quadrate ein-

getheilt, eben so geschah es mit dem Blatt, worauf die Zeichnung kam, was das Nachzeichnen ungemein erleichterte. Nun arbeitete man darauf los mit Kreide und Wischer, nach bestem Wissen und Vermögen; was nicht gerathen wollte, das brachte man dem Lehrer, der wieder gut machte, was wir übel gemacht; am Ende rieb er uns die Bleistiftquadrate säuberlich heraus mit Gummielasticum, und so entstand ein ganz leidliches Stück, unter das wir unser fecit schrieben und es triumphirend als eigene Arbeit nach Hause trugen.

Das alte Ehepaar schickte sich so harmonisch zusammen wie seine ganze Umgebung. Das Weibchen verhielt sich während der Lehrstunden sehr still, ihr Tritt in den weichen Filzschuhen war unhörbar, die Thüren waren mit Salband bezogen und gaben kein Geräusch. Nach der Lektion aber liebte sie's, wenn ich ein Stündchen mit ihr verplauderte, wo sie der bewundernden Anerkennung der Talente ihres Eheherrn freien Lauf lassen konnte. — „Ja, das würden Sie gar nicht glauben, wie geschickt er ist, und alles von ihm selber! Jetzt sind es bald sechzig Jahre, daß er als ein ganz gewöhnlicher Beindreherjunge aus der Lehr gekommen ist; alles andere hat er aus sich selbst heraus gelernt, nur so vom Hören und Sehen: Musika, alle Instrumente, das Zeichnen und das Malen so gut, daß er sogar den Herrn Decan selig noch nach seinem Tode abkonterfeit hat, und das Beindrehen versteht er so fein und künstlich, daß sein Meister gar nicht an so was denken konnte, wie er's gemacht hat."

Das verhielt sich auch wirklich so, und der Meister Buchsbaum hatte als Stadtmusikus, als Porträtmaler und Zeichenlehrer, als Obmann seiner Handwerksgilde die verschiedenartigsten Beziehungen zu allen Wechselfällen des Lebens, zu allen Einwohnern der Stadt und Gegend, und in allen diesen Kreisen bewegte er sich mit seinem stillen, ruhigen

Wesen in unerschüttertem Seelenfrieden und ungetrübter Lauterkeit und Herzenseinfalt.

Am weitesten hat er's, meines Erachtens, denn doch in der Kunst gebracht, zu der er ursprünglich bestimmt war, im Beindrechseln. Er stammte noch aus der alten guten Zeit, wo das kunstfertige Städtchen ein Nürnberg im Kleinen war; er war einer der drei erlesenen Meister, die den alliirten Monarchen auf ihrem Durchzug Proben ihrer Kunst dargebracht hatten: ein Schachbrett, dessen vier Zoll hohe Figuren lauter Porträts berühmter Monarchen, Generale und Offiziere aus dem Freiheitskrieg darstellten, einen Korb mit Früchten, und einen Blumenstrauß, die man beide für natürlich hielt.

„Auch der alten Königin selig, die eine Kronprinzessin von England war, hat er so einen schönen Obstkorb zum Hochzeitgeschenk gemacht,“ erzählte das Mütterchen. — „Ja, ja,“ fiel der sonst schweigsame Meister mit Lachen ein, „es war eine Erdbeere darunter, nicht größer als die natürlichen sind; diese konnte man aufdrehen und da waren neun Kindlein darin; man konnte bei jedem noch das Gesicht unterscheiden. ‚Zuviel, zuviel!‘ rief die Königin, wie so eins um's andere heraus rollte.“

Des Meisters letztes und höchstes Kunstwerk, das er mit großer Liebe und Treue ausgearbeitet hatte, war in einem kleinen, zierlich geschmückten Gemach aufgestellt und wurde von der Hausfrau mit Stolz und Freude vorgezeigt. Es war ein bunter Strauß von Blumen aller Arten, so fein und schön gearbeitet, daß man wirklich glaubte, die feingeäderten Blumenblättchen müßten sich vom Hauche des Mundes bewegen. „Das müssen wir aufbewahren zum Angedenken,“ sagte die Frau, „so lang noch eines von uns lebt. Es sind schon viel vornehme Reisende bei uns gewesen, und ein reicher

Engländer hat uns schwer Geld dafür geboten, aber das thun wir nicht. — Man thät's ja gar nimmer glauben, wie künstlich er gewesen ist," fügte sie wohlgefällig hinzu.

Eine einfachere Lebensweise als die des greisen Ehepaars habe ich nie und nirgends in der Welt gesehen. Es war gegen das Ende des Winters, als ich meine Studien bei Meister Buchsbaum machte und während dieser Zeit blieb der Speisezettel der alten Leute Tag für Tag unverändert derselbe. Am Samstag kochte das Mütterchen einen Topf voll Sauerkraut, um Sonntags nicht am Kirchgang gehindert zu sein, Donnerstags eine Kachel voll Erbsen. Das waren ihre Küchengeschäfte für die ganze Woche. Jeden Vormittag Punkt eilf Uhr ging sie sachte hinaus und stellte ein Schüsselchen mit Erbsen nebst einem Teller mit Kraut und Fleisch in den Ofen zum Wärmen; das war Suppe und Gemüse. Eine Magd hatte und brauchte sie nicht, und die Gehülfen, die der Meister zur Ausführung seiner musikalischen Leistungen brauchte, waren Dilettanten, die in der Stadt wohnten und außer den Proben nichts mit ihm zu thun hatten.

So störte nichts den lautlosen Frieden, das innige Genügen des ehrwürdigen Paares. Der Meister wurde nie ungeduldig, wenn die Frau jedes Papierblättchen, jedes Farbenschälchen wieder an Ort und Stelle trug, sobald er es weggelegt hatte, und die Frau wurde nie müde, dasselbe Stück zum zwanzigstenmal aufzuräumen. Ihre tägliche Herzensfreude war, während sie den Morgenkaffee bereitete, bei geöffnetem Fenster dem Choral zu lauschen, den er in vollen Accorden vom Thurme herab blies. Nie fiel ein rauhes Wort zwischen ihnen, und obwohl sie alle beide niemals etwas vom Zusammenklang der Seelen gehört oder gelesen hatten, so konnten doch die Instrumente, die die Wand zierten, in ihrer besten Stimmung und an den höchsten Kirchenfesten

nicht harmonischer zusammenklingen als das Leben des alten Künstlers und seines hausbackenen Weibchens.

Daß ich das Atelier des Meisters nicht als Künstlerin verließ, war seine Schuld nicht: ich habe etwas Besseres daraus mitgenommen, den Eindruck eines friedevollen Daseins voll Liebe und Genügen.

Ich habe nichts mehr von dem alten Paare vernommen; wahrscheinlich hat es sich zur Ruhe gelegt, noch ehe Dampfwagen und Lokomotive durch das stille Bergthal brausten, und wer weiß, in welcher Rumpelkammer jetzt das Kunstwerk des greisen Meisters modert.

IV.

Die stillen Schwestern.

Die schönsten Stunden der Schulzeit bringt wohl niemand, selbst das eifrigste und pflichtgetreuste Kind, im Schulzimmer selbst, auch nicht beim Unterricht zu, sondern sicherlich in den freien Zwischenpausen, die doppelt süß sind nach dem Zwang des langen Stillsitzens, im Hof, auf dem Rasen oder sonstigen Nebengelassen.

So war es uns an Regentagen ein besonderer Genuß, wenn wir auf den Dachboden des alten Schulgebäudes entschlüpfen, uns da in heimliche Eckchen zusammenkauern und grauliche Hexen- und Gespenstergeschichten erzählen konnten, oder wenn wir aus den Dachlucken ins weite Land hinaus blickten und in die sonst verborgnen nicht beachteten Hinterseiten der Häuser lugten, um da allerlei Heimlichkeiten zu entdecken.

Einer der anziehendsten Gegenstände für meine Beobachtung, von den Andern wenig beachtet, war da ein altes Haus in einem engen Seitengäßchen unweit der Kirche, das, obwohl verwittert und zerfallend, in seiner stattlichen Größe verwunderlich abstach gegen die umgebenden Barracken. Es war ein Haus, wie sie in älteren Städten noch da und dort

zu finden sind, das mit dem zerfallenen Portal vor dem Hofraum, den massiven Steinwänden und den hohen Fenstern mit runden Scheiben von einem bürgerlichen Reichthum früherer Zeit zeugte, wie wir ihm heute nicht mehr begegnen, wo die Wohlhabenheit bürgerlicher Stände sich meist nur durch übertriebenen Luxus oder durch ängstliche Knickerei verräth.

Jetzt sah das Haus, trotz seiner stattlichen Räumlichkeit, gar nicht mehr wohnlich aus; das Hofportal war eingefallen und die große Pfütze, die den größten Theil des Hofes einnahm, war für Enten und Gänse ein anziehenderer Tummelplatz als für Menschenkinder. Der untere Hausraum diente zur Aufbewahrung von Weinkufen und einer Mostpresse, die obern Stuben mit den erblindeten oder zerbrochenen Scheiben waren zu Speichern benützt. Nur auf einer Seite zeigte ein breites Fenster mit blanken Scheiben und weiß angestrichenen Rahmen, daß hier noch eine menschliche Wohnung sei. — In der großen Stube hinter diesem Fenster wohnten die letzten Nachkommen des wohlhabenden, angesehenen Bürgergeschlechts, das vor Zeiten dieses Haus erbaut hatte, zwei unverheirathete, alternde Schwestern in großer Stille und Eintracht zusammen.

Sie lebten so zurückgezogen, daß nur wenige Freunde ihre Behausung betraten; wir aber von unserem hohen Standpunkte aus konnten zwischen dem jungen Geranium und dem Rosenstock am Fenster hindurch leicht die Stube überschauen. Geheimnißvolles war da nun eben nichts, weder im Zimmer, noch im Thun und Treiben der beiden Schwestern. Es war ein Eckzimmer, das von zwei Seiten Licht hatte, hell, freundlich und äußerst reinlich gehalten; eine stattliche, bauschige, gebohnte Kommode, bis oben hinauf mit Glas und Porzellangeschirr besetzt, eine Wanduhr in langem Kasten,

hochlehnige Stühle und ein Canape gaben ihr ein wohnliches, anständiges Ansehen. Die Schwestern saßen stets mit Kunkel und Strickzeug beisammen. Die Spinnerin war die jüngere; sie war es auch, die den kleinen Haushalt, die Einkäufe, kurz das ganze äußere Departement besorgte. Sobald sie das Zimmer verließ, öffnete die Strickende ein großes Buch, in dem sie während der Arbeit eifrig las, bis die Schwester wieder eintrat.

So wäre das Stillleben unten bald beobachtet gewesen; nur Eines fiel mir auf, daß die Aeltere stets mit abwärts gewandtem Gesicht bei der Jüngeren saß, und so auch den Mittagskaffee trank, bei diesem Genuß wir sie hie und da belauschten. Lange war mir's unerklärlich, woher bei dem anscheinend so guten Vernehmen der Schwestern dieses seltsame Geberden komme; als aber einst ein plötzlicher Straßenlärm die Jüngere an's Fenster rief, da wandte sich auch die Andere rasch vorwärts, und ich sah mit Schrecken, daß ein grauenvolles Krebsleiden die Zerstörung dieses so viel wie möglich verhüllten Gesichts begonnen hatte. — Ja, so war es, und was ich damals in kindischer Neugier als Curiosität betrachtete, das habe ich später als ein schweres, mit seltener Geduld getragenes Geschick verstehen lernen.

Vor zwanzig Jahren war Rosine, die da drüben so still an ihrem Buch und Strickzeug saß, ein gesundes, blühendes Mädchen gewesen, die Tochter angesehener Eltern, die vergnügte Braut eines wohlhabenden jungen Hufschmieds. Philipp war ein Nachbarsohn, ein geschickter, rechtschaffener Bursche, und die beiden hatten es seit lange als eine natürliche Sache angesehen, daß sie zusammen kommen sollten:

„Die Aecker grenzten nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmten überein ....“

Seit es Rosinen erlaubt war, zum Tanz zu gehen, hatte sie

Philipp dazu geführt, und nach der herrschenden Sitte hatte sie dann den ganzen Abend stets nur diesen Einen Tänzer, verlangte auch nach keinem andern. An schönen Sonntagen gingen sie zusammen spazieren, abwechselnd auf Philipps großen Acker und in den Baumgarten, der Rosinen vom Vater zugesagt war. Sie mußten nur noch warten, bis Philipp, der beurlaubter Soldat war, seiner Militärpflicht entbunden und mündig wurde, um Hochzeit zu halten. Mit ruhiger Freude rüstete Rosine ihre Aussteuer und hatte sich schon das feine Halbtuch zum Hochzeitkleide ausgelesen.

Auch Philipp war zufrieden und vergnügt mit seiner braven, fleißigen Braut, und wenn er all' das Drangsal mit ansah und anhörte, das seine Kameraden mit spröden oder ungetreuen Schätzen durchzumachen hatten, so freute er sich, sein Schäfchen im Trockenen zu haben. Rosine kam ihm mit ihren rothen Wangen und freundlichen Augen auch so schön vor, wie irgend Eine; nur betrachtete er oft bedenklich einen dunkelrothen Fleck im Gesicht seiner Braut, der nicht hergehörte und nicht weichen wollte. Rosine meinte, das sei ihr einmal „vom kalten Luft“ angeflogen und werde schon vergehen; aber es verging nicht, obschon sie Tränke, Salben und Amulette von einem weitgesuchten „Mann“, das heißt einem sympathetischen Wunderthäter, gebrauchte; im Gegentheil, das Ding wurde größer und schlimmer.

Da starb der alte Schmied, Philipp hoffte in Kurzem Meisterrecht und Heirathserlaubniß zu erhalten, und es wurden alle Anstalten zu Aufgebot und Hochzeit getroffen. Zuvor aber hätte die Rosine doch wieder gern ein glattes, sauberes Gesicht gehabt. An den „Mann“ hatte sie keinen Glauben mehr, den Arzt im Ort zu fragen, trug sie eine eigene Scheu, und so entschloß sie sich, zu einem berühmten Arzt der nahegelegenen größern Stadt zu gehen. Daheim sagte

sie kein Wort vom eigentlichen Zweck ihrer Reise, als sie an einem Feiertag Nachmittag sich im schönsten Putz auf den Weg machte: sie wolle nach einer Weste für Philipp sehen und noch etwas zur Hochzeit besorgen. — Philipp gab ihr das Geleit bis zur Ruhbank, die etwa auf der Hälfte des Wegs steht, und versprach, sie da Abends wieder zu erwarten. Als sie ihm die Hand zum Abschied gab, wurde ihr plötzlich recht schwer um's Herz, sie wußte nicht warum; lange ließ sie seine Hand nicht los, so daß sie Philipp ganz verwundert ansah und nun erst bemerkte, daß ihre Augen voll Wasser standen. „Was hast? warum heulst?“ fragte er mitleidig. — „Weiß selber nicht,“ sagte sie und nahm sich zusammen; „b'hüt' dich Gott!“ Als er sich aber heimwärts wandte, mußte sie noch genug weinen und blickte ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte. Dann aber schritt sie rüstig vorwärts und vertrieb sich die traurigen Ahnungen mit fröhlichen Gedanken an Hochzeit und Haushalt.

Abends um sechs Uhr stand Philipp wieder an der Ruhbank, um auf Rosine zu warten; er stand eine gute Weile, bis ihm der scharfsinnige Einfall kam, daß er ihr auch noch weiter entgegen gehen könne. Das that er denn wirklich, und nach einer Viertelstunde sah er endlich Rosine kommen, aber recht müde und langsam; es war gar nicht ihr sonstiger Gang. Als sie näher kam, bemerkte er, daß sie ganz bleich aussah, nur das bedenkliche Mal sah röther aus wie sonst. „Was gibt's, Rosine, was hast?“ fragte er betroffen und bot ihr die Hand. — „Ich will dir's sagen, Philipp,“ erwiederte sie ruhig und ging mit ihm vorwärts. „Ich bin beim Doktor gewesen und habe ihn gefragt wegen meines Gesichts. Ich habe keinen guten Bescheid. Er hat's genau untersucht, wollte aber lang nicht 'raus rücken; aber ich hab' ihm gesagt, ich müsse es wissen, weil ich heirathen solle, und nun weiß ich

alles. Philipp, wir können nicht heirathen: es ist ein Krebsschaden, und wird nicht mehr besser.“ — „Ach! das glaub' ich nicht, das kann nicht sein!“ rief Philipp erschrocken, ließ aber doch unwillkürlich Rosinens Hand los. — „Es ist so,“ sagte Rosine traurig; „ich hab's lang schon gespürt, daß es so etwas sein werde, aber ich hab's eben nicht glauben wollen. Es ist einmal Gottes Wille so; zum Weib kannst du mich nicht brauchen.“

Sie gingen gar schweigsam mit einander heim. An Rosinens Haus wußte Philipp nicht recht, ob er wie sonst mit ihr hinauf gehen solle; sie aber gab ihm die Hand und sagte: „Gute Nacht, Philipp; nicht wahr, wir gehen im Frieden von einander und tragen einander nichts nach? Wir sind ja unschuldig daran.“ Philipp wollte noch was sagen, aber Rosine hatte ihr Gesicht in das weiße Tüchlein gedrückt und machte sachte die Hausthür zu.

Rosinens Vater wollte noch schwerer an die plötzliche Vereitlung des lang gehegten Plans glauben, und gab ihn nicht so leichten Kaufes auf. ‚Man könne immerhin indeß voran machen, meinte er, und nachher Hülfe suchen; es werde nicht gleich zum Aergsten gehen.‘ Davon aber wollte Rosine nichts wissen. Indessen ging sie zu Doktoren und Quacksalbern weit und breit, aber vergebens; das Uebel ward nur schlimmer, bis sie zuletzt bestimmt erklärte, sie brauche nun nichts mehr, da bei der Art des Uebels die Aerzte sogar eine Operation für fruchtlos hielten. Von der Heirath wurde es still; Rosine war nie mehr am Fenster zu sehen, und Philipp kam auch nicht herüber.

Etwa ein halbes Jahr nach jenem Feiertagsgang kam Philipps Mutter Abends zu Rosinens Vater und rückte nach kurzer Einleitung mit dem Plan heraus: sie meine, Philipp könnte nun wohl Lene, die Jüngere, nehmen; dieß wäre

so ganz passend. Dem Vater kam es auch so vor, und es nahm ihm wegen des Geredes der Leute und der fertigen Aussteuer einen rechten Stein vom Herzen. Auch Lene, die in der Ecke hinter dem Ofen saß, hörte erröthend mit frohem Herzklopfen zu; es fiel ihr bei, daß sie Philipp eigentlich ihr Leben lang gern gesehen habe, nur daß sie nicht daran gedacht, weil er ja Rosine zugehörte. Da hörte sie plötzlich aus der anstoßenden Küche einen dumpfen Schrei; sie sah durchs Schiebfensterchen; da lehnte Rosine am Küchenfenster und hatte den Kopf in ihre Schürze gewickelt, daß man ihr Schluchzen nicht hören sollte. Leise zog Lene den Kopf zurück und blieb ganz still in ihrer Ecke, während die Alten Aussteuer und Heirathsgut bis auf die Mehlsäcke hinaus besprachen, ohne sie zunächst um ihre Einwilligung zu fragen.

Am nächsten Vormittag war Philipp allein in seiner Werkstätte, die Mutter auf dem Feld, da kam Lene und bat ihn, mit ihr in die Stube zu gehen. Er führte sie freundlich, wiewohl etwas verlegen hinein. Sie ließ ihn nicht lang auf den Grund ihres Besuchs warten. „Philipp, deine Mutter und mein Vater meinen, wir sollten jetzt zusammen kommen; ich hätte auch nichts dawider gehabt, aber es kann doch nicht sein. Der Rosine würd' es das Herz abdrücken; nicht wahr, das meinst du auch?“ — Viel schöne Redensarten von Liebe und Entsagung sind nicht gewechselt worden zwischen Philipp und Lene. Freilich hatte sie ihm nie zuvor so gefallen wie jetzt, aber er sah ein, daß sie recht habe, und sagte ihr mit seinem ehrlichen Wort zu, daß er es der Mutter ausreden wolle. „Und, Lene, wenn ich doch Meister werden und heirathen soll, so bleib' ich nicht hier, wenn's gleich des Vaters selig Werkstatt ist. Wenn es immer schlechter wird mit deiner Rosine, so wär's so gar betrübt für mich und für sie.“ — „Du hast recht, Philipp, das ist brav, und

es soll dir gut gehen, wo du auch hingehst; b'hüt dich Gott!" Sie gaben einander recht herzlich die Hand und Lene ging heim, ohne weiter ein Wort darüber zu reden.

Und so blieb es einstweilen beim Alten. Jahr um Jahr verging; langsam, langsam schleichend griff das Uebel Rosinens um sich. Ihr Vater starb, Philipp heirathete eine Base in einem entfernten Orte und seine Mutter zog mit ihm; die Schmiedwerkstätte blieb lang geschlossen, bis ein fremder Meister in sie einzog. Rosine ließ sich nicht mehr außer dem Hause sehen, aber Lene hielt getreulich aus bei ihr und heirathete nicht.

Man hat wenig vernommen vom edelmüthigen Wettstreit unter den beiden Schwestern über dieses Opfer; Rosine hat nicht viel Worte darüber gemacht und niemand weiß, ob sie verstanden, wie viel es die Lene gekostet. Gott allein weiß es, dem sie jeden Abend ihr Herzeleid zum stillen Opfer darbrachte, und zu dem sie ihre inbrünstigen Gebete für die Schwester schickte.

So war es, als ich das Leben der Schwestern zum erstenmal belauschte, und so blieb es lange Jahre. — In stillen Sommernächten sah man wohl hie und da Rosine mit der Schwester leise aus ihrem Haus schleichen und einen Gang in's Freie wagen. Sie hatte das Gesicht in ein weißes Tuch gehüllt und athmete draußen in langen Zügen begierig die frische kühle Luft ein, bis sie geräuschlos wieder zurückkehrten. Am Sonntag versäumte Lene nie, in die Kirche zu gehen. Wenn dann alle Kirchgänger drinnen waren und die Straße still, so öffnete sich oben das Fenster, und hinter dem Rosenstock und dem Geranium stand die Kranke und lauschte sehnsüchtig dem Orgelklang und Kirchenlied, die zu ihr herübertönten; wenn der Gesang verklungen war, setzte sie sich mit ihrer Bibel an's offene Fenster und las das Evangelium

und horchte andächtig auf die wenigen einzelnen Worte, die sie von der Predigt verstehen konnte. Das war ihr Gottesdienst, und es war kein vergeblicher. Von wie manch reichem Mahl der Gesunden und Frohen bleibt der Friedensengel ferne, der über dem einfachen Tisch der Schwestern weilte, während Lene getreulich in schlichten Worten die Predigt wiedergab!

Acht Jahre war ich dem Schauplatze meiner Jugendfreuden und dieser einfachen Geschichte fern geblieben, bis ich einmal wieder kam und die alte Kirche und das schmale Gäßchen und das Fenster des stillen Schwesternhauses wieder sah. Da war es noch viel stiller geworden. Vor einem Jahre hatte man eine Leiche aus dem Hause getragen; nicht die kranke, lebensmüde, nein, die gesunde, kräftige, hilfreiche Schwester hatte eine bösartige Seuche in wenig Tagen weggerafft. Da war es zum ersten, zum einzigen mal, daß man eine laute Klage von der armen Rosine vernahm, nachdem sie die Schwester gepflegt bis in den Tod und von den schönen Blumen des Rosenstocks einen Strauß in den Sarg der treuen Lene gelegt. Unbekümmert um die mitleidigen und neugierigen Blicke der Leute, schaute sie vom offenen Fenster dem Sarge nach, so lange sie konnte. In der stillen Nacht wankte sie auf den Kirchhof mit dem Rosenstock im Arm, den sie mit zitternden Händen auf dem Grabe einpflanzte; dann ging sie in ihr einsames Haus zurück, um es nie wieder zu verlassen.

So ganz allein ist sie nicht geblieben. Sie war wohlhabend, und bezahlte Hände findet man immer, auch wo die liebewarmen im Grab erkaltet sind. Doch nahm sie nur die nöthigste Hülfe an und fühlte sich am wohlsten in der Einsamkeit, allein, mit dem Worte dessen, der verheißen hat, uns zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet, der „alle Thränen abwaschen will von allen Angesichtern."

Es sprachen auch Freunde bei ihr ein, in denen der

Eindruck ihres friedevollen Wesens das Grauen vor ihrem Uebel überwog, aber ihr Friede war zu innerlich, als daß sie ihn viel in Worte hätte fassen können. So blieb sie bald wieder einsam. Der Rosenstock blühte neu auf dem Grabe, das Geranium aber breitete seine vollen grünen Blätter mitleidig über den ganzen Fensterraum, und unbemerkt konnte die arme Leidensgestalt dahinter ihren stillen Gottesdienst feiern.

Ich habe sie lange nicht mehr gesehen, und ich glaube, daß jetzt das Fenster geschlossen bleibt, daß die Geraniumzweige abgeschnitten wurden, um den Sarg zu schmücken, unter dem ein Herz ruht, das schwerer und stiller getragen hat als Tausende, und das überwunden hat in Kraft des Glaubens, der stärker ist als der Tod.

V.

Die Jammerbase.

Es ist eine uralte Tradition, die bis auf den heutigen Tag auf Treu und Glauben hin angenommen wird, daß nur der Glückliche Freunde habe, der Unglückliche aber freundlos und verlassen sei. Wer das Leben näher ansieht, wird jedoch gar oft das Gegentheil finden. Mancher hat erst im Unglück erfahren, wie viele gute Freunde er hatte; Viele, die wir in ihren guten Tagen unbeachtet dahinziehen ließen, werden uns erst wichtig und interessant, wenn ein unerwartetes Leid über sie hereingebrochen ist, — ist der Jammer vorüber, so läßt man sie getrost wieder ihres Weges gehen. Diese Sympathie für's Unglück erstreckt sich ja bis auf den Verbrecher, der auf dem Schaffot stirbt.

Eigenthümlich scheint mir freilich hiebei, daß man Trost und Liebe, Thränen und Mitgefühl, ja auch aufopfernde Dienste mit Nachtwachen, Krankenpflegen ꝛc. viel leichter bei seinem Nebenmenschen findet, wenn man dessen bedarf, als — Geld, das schnöde Geld, diese Hand voller Sand. Kommt einmal auch zu dem gutherzigsten, wirklich wohlwollenden Menschen und sagt, daß Ihr ein Anliegen habt, sogleich verbreitet sich ein eigenthümlich verlegener Zug, ein

gewisses Zögern und Ansichhalten auf seinem Gesicht, das immer bedenklicher wird, je näher eure Bitte auf Geld zielt, sei es um ein Anlehen für euch selbst oder andre, eine Bürgschaft oder eine Armenkollekte, wovon sich's handelt. Selbst Gaben an Arme, über deren Zweckmäßigkeit man im Zweifel ist, die man aber aus lauterer Gutherzigkeit doch gibt, gibt man mit einer gewissen Säuerlichkeit oder mit unfreundlichen Ermahnungen, die der Gabe allen Werth nehmen, die würdigen Armen in's Herz schneiden und unwürdige verbittern und schlechter machen.

Ist aber euer Anliegen andrer Art, bittet ihr um Trost oder guten Rath, um Beistand bei einer Arbeit oder Besuch bei einem Kranken, da glättet sich die Miene und die herzlichste Bereitwilligkeit kommt Eurem Verlangen entgegen.

Und das ist nicht allein der Fall bei Geizigen, bewahre, auch freigebigen, sorglosen Gemüthern wird durch die Last der Zeit dieses philisterhafte Haften am Geld aufgenöthigt, und ich möchte einen Menschen sehen, dessen Gesicht sich nicht aufklärt, dessen Ton sich nicht ändert, wenn das Weib mit einem Armkorb, die er für eine Bettlerin gehalten, nun anhebt: „Ich möcht' gern einen Zins zahlen."

Das ist nun einmal so, und ob es anders werden wird, so lange die Welt steht, das weiß Gott. Trotz all dem kann man aber nicht mit Grund sagen, daß das Unglück freundlos sei.

Eine solche Freundin des Unglücks, die von der schnöden Welt schlechten Dank erfuhr, war Frau Christiane Krauthöferin, zunächst von der Familie, allmählich aber im Kreis ihrer Bekanntschaft schlechtweg die Jammerbase genannt und als solche weit und breit gefürchtet.

Und doch gab es niemand, der nachweisen konnte, daß ihm Frau Krauthöferin jemals etwas zu leide gethan, im Gegentheil, es war fast Niemand, dem sie nicht schon, sei es auch nur mit ihrer Theilnahme, beigesprungen wäre, weshalb sie auch in ihren jüngern Tagen der Beisprung genannt worden war. Jetzt hätte diese Bezeichnung zu leichtfüßig geklungen für ihr ehrwürdiges Alter, mit dem Springen ging's nimmer, aber mit dem Beistehen noch in alle Wege.

So lang es euch wohlging, hättet ihr gute Ruhe vor der Frau Krauthöferin gehabt, ihr bekamt sie dann nicht einmal zu Gesichte. Wer ihr ein glückliches Ereigniß anzeigte, eine fröhliche Verlobung, ein gut bestandenes Examen, die glückliche Geburt eines Kindes, der wurde mit einem ziemlich schnöden „so," oder „ist mir eins" von ihr abgefertigt; sagte ihr aber eine Nachbarin im Vorbeigehen: „denken Sie, Frau Krauthöfer, 's Müllers Kind ist gestern die Leiter hinuntergefallen und hat beide Füß gebrochen und ein paar Aerm!" dann dämmerte durch die mitleidige Miene der Frau Krauthöfer ein gewisser Ausdruck der Befriedigung, und sie machte sich ungesäumt auf nach der Mühle, mit Leinwand und Bandagen versehen. Wenn sich nun auch das Unglück nur als ein einfacher Beinbruch nebst Loch im Kopf darstellte, so blieb doch die Jammerbase getreulich bei der Müllerin, bis die Magd den Kopf zur Thür hereinstreckte: „wisset Ihr's schon?" „Was? was?" „Mit's Stadtpflegers und 's Accisors hat's Händel geben, jetzt ist d'Brautschaft wieder ausgegangen mit em Minele und 's Accisors Sohn." Nun war ihres Bleibens nicht mehr. Nachdem sie der Müllerin noch Vorsicht empfohlen und den herzlichen Wunsch ausgedrückt, daß der Brand nicht dazu komme oder der Hundskrampf, oder daß der Kleine nicht lebenslänglich ein Krüppel bleibe, eilte sie davon, zuerst zu Accisors, um ihnen ihre

Theilnahme zu bezeugen und zu sagen, daß sie von Stadtpflegers immer seien über die Achsel angesehen worden, dann zu Stadtpflegers, wo sie das weinende Minele mit der Versicherung tröstete, daß der Fritz sie von jeher nur um des Geldes willen gewollt habe.

Nach wohlvollbrachtem Tagewerk wollte sie sich eben nach Hause begeben, da begegnete ihr die Frau Kollaboratorin. Diese war eine befreundete Erscheinung für die Jammerbase, wie wir sie der Kürze halber nennen wollen, zwar ging es ihr leidlich wohl, aber sie hatte sieben eigene Kinder und fünfzehn Kostgänger, da gingen die Drangsale nie ganz aus, und Frau Krauthöfer war gewiß, hier fast immer kurzes Futter für ihren Leidenshunger zu finden, wenn es sonst keine großartige Nahrung dafür gab.

„Wie gehts, Frau Kollaborator?“ fragte sie. — „Recht ordentlich, dank der Nachfrag, aber man ist eben nie ganz fertig, jetzt wäre der Krampfhusten vorbei, nun klagt aber des Amtmanns Fritz von Hausen über Kopfweh.“ — „Auch Hitze?“ frägt begierig Frau Krauthöfer. — „Das eben nicht, ich denke auch, es hat nichts auf sich, doch habe ich ihn zur Fürsorge in's Bett geschickt.“ — „Haben Sie schon einen Boten an Amtmanns geschickt?“ — „Bewahre, was denken Sie, wer wird die Leute so erschrecken? Morgen ist der Bub vielleicht wieder wohl.“ — „So? haben Sie nicht gehört, daß in Bezgenried die natürlichen Blattern ausgebrochen sind, und in Stuttgart sei das Scharlachfieber äußerst bösartig. Bei so viel eignen und fremden Kindern könnte es doch Pflicht sein, den Buben baldmöglichst fortzuschaffen.“ — „Er liegt in einem besonderen Stübchen,“ sagte die ängstlich werdende Frau, auch ist ja Bezgenried und Stuttgart noch weit von uns, ich muß jedenfalls bis morgen warten, will ihm indessen Thee machen.“

Frau Krauthöfer war aber nicht gesonnen zu warten, obgleich bereits der Abend dämmerte; sie ging in eigner Person in der Stadt umher, bis sie einen Kutscher auftrieb, der sie noch nach Hausen führte, denn selbst Geldopfer scheute sie nicht, wenn es galt, beizuspringen. Amtmanns waren eben im Begriffe zu Bette zu gehen, als sie noch ein Gefährt anfahren und die Glocke ziehen hörten.

„Was ist's ums Himmelswillen?“ fragte die Amtmännin erschreckt. Der Amtmann eilte hinab und brachte den späten Gast herauf. Beim Anblick der wohlbekannten langen dürren Gestalt war die Amtmännin erst betroffen, „ach, Sie sind's, Frau Krauthöfer, wir haben schon lang nimmer's Vergnügen gehabt.“ — „Freilich nicht,“ erwiederte diese, „seit dem Unglück mit dem armen Paule, das Ihnen beim Waschen an den Ofen gefallen ist; ach, ich hab damals wohl gedacht, daß das noch des armen Kindes Tod sein werde, eine solche Verletzung gibt eben leicht etwas Zehrendes.“

Der Amtmann winkte ihr erschrocken mit der Hand, niemand hatte je diese immer noch blutende Wunde bei seiner Frau berührt. „Was verschafft uns denn so spät noch das Vergnügen?“ fragte er, um sie zu unterbrechen. — „Ja, ich muß mich recht entschuldigen, aber es ist nur wegen Ihrem Fritz....“ — „Was ist's mit dem?“ frug die tödtlich erschrockene Mutter. — „Drum sehen Sie, die natürlichen Blattern sind in der Nähe und auch das bösartigste Scharlachfieber, nun hat sich Ihr Fritz an Kopfweh und Hitze gelegt, und so fängts gerade an. Die Kollaboratorin wollte Sie nichts mehr wissen lassen, ich aber dachte: wozu hat man gute Freunde? und ließ mich's nicht verdrießen noch selbst zu kommen.“ — „Sehr verbunden,“ sagte der Amtmann. Da ihm bei näherem Befragen die Sache minder gefährlich schien, so entschied er, daß für den angenehmen Gast

ein Bett aufgemacht, und auf den nächsten Morgen ein großes Gefährt bestellt wurde, um im Nothfall den Knaben heimzunehmen. Aber siehe da, wie sie gegen die Schulpforte fuhren, kam ihnen der Fritz mit rothen Backen und mit einem kolossalen Stück Brod entgegen, das seine Wiederherstellung unzweifelhaft bethätigte.

Das Amthaus behielt auf lange Ruhe vor der Jammerbase, die dem Fritz seine rasche Genesung nie verzeihen konnte.

Dem Haus der Frau Krauthöfer gegenüber wohnte ein neues Ehepaar, das auch auf die artigste Begrüßung nie eine freundliche Erwiederung von Frau Krauthöfer gewinnen konnte. Wenn ihre Töchter, die Wehvögelein*) genannt, weil sie mit etwas piepsender Stimme und schüchterner Weise auch in die Fußstapfen der Mama traten, bemerkten, wie zärtlich der Herr Stein drüben gegen seine Frau sei, so meinte sie, die Herrlichkeit werde nicht lang dauern. Als aber das Paar Tag für Tag mit demselben glücklichen Gesicht dieselbe Allee hinunter spazierte und der Gatte mit derselben Umarmung von der jungen Frau Abschied nahm, als er Abends, statt in's Wirthshaus zu gehen, mit seiner Frau Duette sang, so schmelzend wie ein junger Liebhaber, da schüttelte sie bedenklich den Kopf: „da stirbt bald eins, das thut nie gut, wenn die Leute so übertrieben glücklich sind miteinander.“

In einer Nacht bemerkte man unruhiges Hin- und Herlaufen drüben, die Magd sprang fort, kam wieder, ging nochmals aus, in die Apotheke. Da kleidete sich Frau Krauthöfer an und hielt sich bereit, Beistand zu leisten, wenn es

*) Wehvögel werden in einem Theil Schwabens die Käuzlein genannt.

nöthig wäre. Als aber am Morgen die Kunde erscholl: drüben sei ein Töchterlein angekommen, da zog sie sich wieder gänzlich in ihre Höhle zurück. Erst als viel Monden später die junge Mutter bleich und besorgt mit dem leidenden Kindlein vor dem Haus saß, kam Frau Krauthöfer herbeigestiegen, fand, daß es durch die Glieder zahne und die englische Krankheit bekommen werde, wußte allerlei Mittel dagegen, und Vorschläge zu Maschinen, die bei der wahrscheinlichen künftigen Verkrümmung des Kindes nöthig werden würden. Sie stand ihr auch, abwechselnd mit den Wehvögelein, getreulich bei in Pflege des Kindes, bis sich das Uebel hob und das Kind erstarkte; dann waren sie durch keine Einladung zu bewegen, auch die guten Tage mit ihnen zu theilen.

Nicht weit von ihr wohnte eine Wittwe, eine weitläufige Base und besonders in Gunst bei ihr, weil ihr eine Tochter als Braut gestorben war und sie kürzlich erst durch einen betrüglichen Verwalter ihr Vermögen verloren hatte. Frau Maler sprach ein bei der Jammerbase, und wurde mit der zuvorkommendsten Güte aufgenommen.

„Kommen Sie doch auch zum Ausgehen, arme Frau?“ sagte sie im theilnehmendsten Ton, „ja, es ist am Besten, wenn man sein Kreuz ein wenig vergißt; ist's denn richtig? alles hin? der schlechte Mensch! Nanele, mach gleich einen Kaffee für die Frau Base, Mine, hol Brezeln,“ flüsterte sie den Töchtern zu. — „Freilich,“ seufzte Frau Maler, „ein Glück, daß mir doch meine Pension noch bleibt, so klein sie ist.“ — „Jawohl, jawohl, und den schlechten Kerlen, den Wühlern und Aristokraten, wird's doch nicht gelingen, daß man die Pensionen aufhebt, man sagt freilich stark davon.“ — „Ich fürchte doch nicht,“ sagte die Wittwe, „und denken Sie, es geht doch allemal wieder ein Freudenlicht auf!“ —

Bei Frau Krauthöfer ging keines auf, so anmüthig sie auch lächelte. — „Da erhalt' ich heut einen Brief von meinen Kindern, meinem Sohn und meiner Schwiegertochter, — war mir immer so angst, bis die's erfahren, — so einen schönen Brief! Ich soll mich nur getrösten, sagen die Kinder, der Mensch lebe nicht vom Brod allein, ..." — „Ist bald gesagt," schaltete die Jammerbase ein, „so lang der Hunger nicht vor der Thür steht." — „Und," fuhr Frau Maler eifriger fort, „sie schreiben: was sie haben, das sei auch mein, Gott habe Segen genug für uns Alle, ich solle kommen, sobald ich nur könne und bei ihnen bleiben; meine Schwiegertochter habe schon das netteste Gartenstübchen für mich gerichtet, und die kleine Amalie soll bei mir schlafen; lesen Sie nur selbst den Brief; wenn ich mit hunderttausend Gulden käme, ich könnte nicht willkommener sein." — Die Jammerbase schob den Brief zurück, den ihr die glückliche Mutter mit strömenden Freudenthränen bot, sagte leise zu Mina, die sich zum Gehen anschickte, „kannst dableiben, Wecken thuns auch," und dann wieder zu Frau Maler gewandt: „ja, da gratulire ich recht, ist immerhin ein Ausweg, wenn's gleich herb ist, das Gnadenbrod bei Kindern zu essen." — „Nun, das ist's eben nicht," versetzte etwas gekränkt Frau Maler. „Die Pension kann ich ihnen als Kostgeld gern überlassen, ich löse noch viel aus meiner Haushaltung, und dann bin ich Gottlob noch bei Kräften und kann meiner Tochter im Haus und bei den Kindern guten Beistand leisten." — „Es ist drum keine Kleinigkeit, sein eigen Wesen ganz aufgeben und sich unter eine Schwiegertochter stellen," fing die Jammerbase wieder an, „keine Kleinigkeit! da bewundere ich Sie recht, ich hätte das, glaub ich, nicht können." — „Ach, davon ist gar keine Rede, ich habe sie ja immer so lieb gehabt, wie mein eigen Kind, und sie ehrt mich wie eine Mutter,

da ist bei Keinem die Rede von Untergeben, es ist eher noch ein Opfer von ihr." — „Das sag' ich ja gerade," sagte Frau Krauthöfer mit großem Nachdruck, „von Ihnen ist's viel, aber von ihr ist's sehr viel. Eine Schwieger, Sie nehmen mir's nicht übel," — „gar nicht," sagte Frau Maler mit säuerlichem Lächeln, — „bleibt eben immer die Schwieger," fuhr die Base fort, „man mag sie noch so lieb haben, je weiter weg, je lieber! junge Leute wollen einander allein gehören. Ich bin oft mit meinem Mann selig auf die Bühne gestiegen, wenn wir was hinter meiner Schwieger verhandeln wollten. Dann kann's eine junge Mutter gar nicht ertragen, wenn man in ihre Kinderzucht spricht, bei den Mägden ist so eine doppelte Herrschaft ganz fatal, und die vielen andern Hausbräuche, die eine junge Frau von daheim mitbringt, das kann keine Schwieger vertragen." — „O, ich kann mich in alles schicken und störe die jungen Leute gewiß nicht," versicherte Frau Maler, der das Weinen nahe stand, aber nimmer aus Freude. „Das glaub' ich," bestätigte die Andre, „Sie sind eine gescheidte Frau, Sie werden schweigen und wenn es Ihnen das Herz abstößt, das bin ich gewiß, und die Frau Söhnerin ist auch gescheidt, die läßt gewiß nichts merken, deßwegen sag' ich ja, es ist sehr viel von Ihnen Beiden."

Frau Maler konnte kaum den eben aufgetragenen Kaffee hinunter bringen und entfernte sich dann mit schwerem Herzen; sie hatte mehr verloren als ihr Kapital. Frau Krauthöfer hatte es aber „gar nicht böse gemeint, im Gegentheil."

Die Jammerbase fühlte sich nicht nur von wirklichem Jammer angezogen, sie witterte oft auch Unglück zum Voraus, und der Pfarrer zu Glockenheim behauptet noch bis auf den heutigen Tag, der große Brand in seinem Ort wäre gar nicht ausgebrochen, wenn nicht Tags zuvor die Jammer-

base wegen eines angeblichen Obsteinkaufs im Dorf und auch im Pfarrhaus gewesen wäre. Vor hundert Jahren hätte man ihr am Ende darum einen Hexenprozeß angehängt. Und doch that man ihr so unrecht, und vom Pfarrer war es besonders schnöder Undank, da sie seinem Haus treulich in jener Bedrängniß beigestanden war. Sie hatte auch noch einigemal im Pfarrhaus eingesprochen, seit aber des Pfarrers zehn Kinder so lustig davon wuchsen und seit besonders Julchen „der naseweise Kramp“ mit ihrer unverwüstlichen Lustigkeit gegen die trübselige Miene der Jammerbase zu Felde zog, war sie ziemlich fremd geworden.

Heut saß die Pfarrfamilie vergnüglich beim Kaffee, es war stürmisch Wetter, drum hatte die Mama diesen Luxus gestattet, man sprach von den entfernten Kindern des Hauses, man freute sich der nahen; der Pfarrer sah nach dem Wetter und fuhr erschrocken vom Fenster zurück. „Was ist's?“ fragte die Mutter. „Die Krauthöferin marschirt auf's Haus zu,“ sagte der Pfarrer schreckensbleich, „was wird's aber geben?“ Die Mama ging mit stiller Fassung der Gefürchteten entgegen, bedauerte sie wegen des schlimmen Wetters, nöthigte sie zum Kaffee und entschuldigte, daß sie keine Wecken oder Milchbrod im Ort bekommen könne. „O, wir haben herrliches Hausbrod,“ fiel das unverschämt lustige Julchen ein, „unser Brod schmeckt besser als andrer Leute Gugelhopfen.“ — „Jungfer Tochter haben einen glücklichen Geschmack,“ meinte Frau Krauthöfer etwas spitzig. — „Das hat sie, Gott sei Dank,“ sagte der Pfarrer mit vollem Ernst, „Gott erhalte ihr ihn.“ Frau Krauthöfer trank und die gewitterschwere Wolke hing noch über den Häuptern der Familie. „Haben Sie Nachricht von Ihrer Amalie und Sophie aus der letzten Zeit?“ hub sie endlich an. „Recht gute, Gottlob,“ sagte die Pfarrerin, „Amalie fühlt sich recht

glücklich in ihrer Stelle, alle Lehrer und Mitlehrerinnen kommen ihr mit Liebe zuvor, der christliche Geist der Anstalt thut ihr so wohl, auch die Kleine schreibt vergnügt und hat das beste Lob, ein rechtes Glück, daß die zwei Mädchen so beisammen sind." — „Freilich wohl," stimmte der unheilvolle Gast zögernd ein, „aber, — von wann sind die letzten Briefe?" — „Vom vergangenen Dienstag," sagte die Pfarrerin beklommen. — „Ja, ist schon so, es kann vor Abend anders werden, als es am Morgen mit uns war," seufzte der Gast wieder. — „Um Gotteswillen, wissen Sie etwas von meinen Kindern?" — „O, beruhigen Sie sich, ist nichts so Schlimmes, nur ist das ganze Töchterinstitut zu K. durch zwei Mägde mit der Krätze angesteckt worden. Da nun Ihre Töchter in den nächsten Tagen krank nach Hause kommen werden, wollte ich meine Mine zur Pflege anbieten, sie versteht die Kur mit der grünen Salbe und fürchtet die Ansteckung nicht, in einem Pfarrhaus muß man doch doppelt vorsichtig sein wegen der Gemeinde."

Die Pfarrerin war so alterirt, daß sie kaum im Stande war, für dies großmüthige Anerbieten zu danken. Die Krätze in ihr Haus, das ein Muster der Ordnung und Reinlichkeit war, und ihre blühenden Mädchen! Dem boshaften Julchen fiel ein, wie der lästige Gast bald zu entfernen wäre; „wissen Sie denn schon, Frau Krauthöfer," fing sie ernsthaft an, „daß das Schiff untergegangen ist, mit dem Schulmeisters Martin fortging." — „Was, ist's möglich?" — „Freilich, an der englischen Küste." — „Wissen's die Eltern schon?" — „Das weiß ich nicht, ich bin noch nicht hinüber gekommen." Da packte Frau Krauthöfer auf, wickelte sich in ihren braungrauen Shawl, ergriff den ehrwürdigen Regenschirm von Kannefas und empfahl sich. Julchen wollte sich krank lachen, als sie fort war; „die hab'

ich glücklich weggebracht!“ rief sie triumphirend. „Und du kannst noch lachen!“ sagte die Pfarrerin vorwurfsvoll. „Und ich glaub's noch nicht mit der Krätze,“ behauptete Julchen; „der alte Wehvogel krächzt oft zum Voraus.“ — „Und schickst sie Schulmeisters, daß die auch noch in Jammer kommen!“ — „Der Schulmeister hat ja schon einen Brief von seinem Martin, in dem er ihm schreibt, daß er glücklich durchgekommen ist und gar nichts verloren hat bei dem Schiffbruch; das wird sie ärgern!“

Die Pfarrerin war doch nicht ruhig, sie wollte gleich selbst hinreisen und ihre armen Kinder holen, der Pfarrer aber beschwichtigte sie mit einem Expresseboten, den er absandte. Der brachte Nachricht von Amalie, daß allerdings eine Magd von daheim mit der Krankheit gekommen sei, man habe es aber sogleich entdeckt und sie zu guter Zeit ohne Gefahr für das Institut entfernt.

Frau Krauthöfer kam nicht so schnell wieder in's Pfarrhaus, zumal da Julchen die Unverschämtheit so weit trieb, die glückliche Braut eines reichen Gutsbesitzers zu werden und ihr Brautvisite machte.

Absichtlich gelogen hat übrigens Frau Krauthöfer nie, sie glaubte selbst vollkommen alles Unheil, das sie verkündete, aber sie glaubte es so gern. War sie ein schadenfroher Dämon, der sich waidete an dem Jammer der Menschheit? Ach nein, ihre Theilnahme war aufrichtig und ihr Beistand oft mit wirklicher Aufopferung geleistet. Sie hatte ein von Natur wohlwollendes Gemüth, aber kein zufriedenes. Sie war nie unglücklich gewesen, aber auch nie glücklich. Es war ihr nirgends recht nach Wunsch gegangen; sie wäre gern schön gewesen und war auch nicht häßlich, aber entsetzliche

Sommersprossen verderbten ihr Gesicht; sie wäre gern eine angesehene Frau geworden, und sie bekam ein braves aber unbedeutendes Männchen, das weder sich noch sie zu Geltung bringen konnte; sie wäre gern reich geworden, so aber hatte sie eben, so viel sie bedurfte; ihre Töchter waren gute Mädchen, aber höchst unscheinbare, sie sahen nur wie ein Unterfutter aus, nicht wie ein Ueberzug, und die Mutter konnte nicht hoffen, sie je wo anders als am heimischen Nähtisch sitzen zu sehen.

So kam es, daß sie das Glück Anderer erbitterte, beim Unglück des Nächsten aber, das ihren Neid nicht weckte, zeigte sich ihre natürliche Gutmüthigkeit, die sonst unter Neid und Ungenügen erstickt war. Das ist, glaub' ich, der einfache Schlüssel zu dem anscheinend räthselhaften Wesen der Jammerbase. Die Wehvögelein waren arme, schüchterne Kinder, die eben nachpiepten, was die Mama vorkrächzte. Und nun zum Schluß noch Ein Exempel, wo, wie in der ächten Tragödie, ihre eigenste Persönlichkeit ihr eigenes Mißgeschick hervorrief.

Etwa zwei Stunden vom Wohnsitz der Frau Krauthöfer, in einem ansehnlichen Marktflecken, wohnte ein Vetter von ihr, ein Chirurg, dem sie früher in allerlei Krankheits- und Unglücksfällen gute Dienste geleistet hatte. Seit er aber in Ruhe und Stille bei hinreichendem Auskommen mit seinem einzigen Töchterlein hinlebte, hatten sie einander lange nicht mehr gesehen.

Und nun eben war eine Fülle von Glück und Seligkeit in des Barbiers bescheidene Wohnung eingezogen, die ein ganzes Regiment Jammerbasen hätte verscheuchen können. Marie, das Töchterlein, war Braut geworden, und natürlich eine so glückliche, wie Keine vor ihr und muthmaßlich

Keine nach ihr, so lang die Welt steht, obschon sie ihr Glück nicht in Versen aussprechen und nicht „in Tönen zeigen“ konnte. Es war ein sehr einfacher Roman, der auf diesen Gipfel irdischer Glückseligkeit geführt hatte.

Gegenüber dem Häuschen des Chirurgen stand die Wohnung des Amtsnotars, und Herr Lang war nicht der Erste seiner Schreiber, der unter dem Federnschneiden am Fenster nach der hübschen Marie hinüberschaute. Aber er war der Erste, der sich eines Gegenblicks aus ihren blauen Augen zu rühmen hatte, denn Marie war ein stilles, sittsames Kind und ein gar fleißiges, das sich nicht Zeit nahm zu Seitenblicken und das einen unbestimmten Horror vor Schreibern im Allgemeinen hatte. Warum ihr der Lang von Anfang an so ganz anders vorkam als die Andern, das wußte sie selbst nicht, aber sie konnte seinen schüchternen Anreden eine freundliche Antwort nicht versagen, wenn er ihr je und je begegnete. Lang hatte viele Zweifel und Kämpfe mit sich zu bestehen, seit die blauen Sterne drüben an seinem Himmel aufgegangen waren, unter Andern die brennende Frage: sollte er seinen hoffnungsvoll sprossenden Bart fürder selbst rasieren oder Herrn Krauthöfer anvertrauen? Das Letztere war eine Veranlassung, in's Haus zu kommen, sich bekannt zu machen, vielleicht auch in dieser passiven Rolle den Vater zu gewinnen, der in ehrenwerthem Bürgerstolz sich dem Herrenstande mehr abwandte als aufdrängte. Aber es widerstrebte seinem Zartgefühl, von dem Vater seiner Geliebten eine solch' persönliche Dienstleistung anzunehmen, — das Zartgefühl siegte und er beschränkte sich auf die seltenen Gelegenheiten, Marie in ihrem Hausgärtchen oder auf der Straße zu sehen.

Mehr als einen Gruß wagte er kaum. Er war ein redliches Gemüth und hätte es für vermessen gehalten, als

armer Schreiber ohne Aussicht Marie irgendwie zu binden. Daß aber solch ein Kleinod lange zuvor entführt werde, ehe er in etwa zehn Jahren mögliche Aussicht auf ein Amtsnotariat habe, das schien ihm ausgemacht; so entsagte er denn mit blutendem Herzen. Marie aber fand es ganz natürlich, daß so ein schöner und gebildeter Mensch nicht im Ernst an die arme Barbierstochter denke; und so sahen sie sich an, er hüben und sie drüben, wie die zwei Königskinder

Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar zu tief.

Da starb der Schultheiß des Nachbardorfs und die Gemeinde, die Lang wegen seines freundlichen, redlichen Wesens liebgewonnen hatte, trug ihm die Stelle freiwillig an.

Es war an Benedikt, Marie war im Hausgärtchen und steckte Zwiebeln nach der alten Regel: „Benedikt macht Zwiebel dick.“ Da hörte sie die Gärtchenthür aufklinken, sie wandte den Kopf ein wenig, da stand der Lang!!! So keck war er doch nie gewesen, in's Gärtchen hereinzukommen, wo die ganze Nachbarschaft hereinsehen konnte, am glockenhellen Nachmittag. Sie wurde glühend roth und bückte sich tiefer und steckte und steckte Zwiebeln in die Kreuz und Quer, und auf den: „Guten Tag, Jungfer Marie!“ den ihr Lang wünschte, erwiederte sie kaum hörbar: „Fehlmich, Herr Substitut.“ Der arme Lang wußte nicht, in welcher Weise er sein überfließendes Herz offeriren sollte, und begann wieder: „Das ist doch ein wunderschönes Gärtchen, kein Wunder, wenn Sie gern hier sind.“ — „Wüßte nicht, wo ich sonst sein könnte,“ sagte Marie, noch mehr verlegen, immer noch auf der Erde, immer noch Zwiebeln steckend. — „Thät's Ihnen auch in Weißlesburg gefallen?“ platzte endlich der

Lang heraus. Die Frage war gar zu apropos, Marie richtete sich auf und sah ihn verwundert an, „warum gerade da?“ — „Weil ich Schultheiß dort geworden bin und weil ich Sie so gern habe.“

Wie nun Marie sich in dies Uebermaß von Glück finden lernte, wie das erröthende Pärchen den Papa überraschte, wie Marie ihre Seligkeit in Thränen ausströmte, wie der selige Bräutigam zum ersten Mal ihre Hand faßte und ihren Mund suchte, — das Alles ist noch niemalen da gewesen und nagelneu, weßhalb die nähere Ausmalung jedweder einzelnen Phantasie überlassen bleibt.

Der Papa Barbier war äußerst bedenklicher Natur und nicht umsonst ein Vetter der Jammerbase, aber all' seine Bedenken wurden siegreich überwunden, und nach dem Brautpaar war er gewiß der glücklichste Mensch weit in die Runde.

Jetzt ließ er sich's erst nicht nehmen, seinen Herrn Tochtermann selbst zu rasiren, wie dieser sich auch wehren mochte. „Dienet einander ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat,“ sagte er, „ich schäm' mich nicht an meinem Scheermesser, das mir mein ehrlich Brod erworben, und meine Tochter soll's auch nicht, und wenn sie Regierungsräthin würde. Das Rasiren versteh' Ich, brauch' ich einmal eine Schrift, so dienen Sie mir.“

Benedikt war lange vorüber, Pankraze und Servaze hatten keinen Frost über die Blüthen gebracht; das Gärtchen vor dem Fenster stand in schönstem Flor, nur die Zwiebeln hatten nicht aufgehen wollen, weil sie Marie damals alle verkehrt gesteckt; es kam dem Papa, der abergläubisch war, fast als ein schlimmes Omen vor.

Marie hatte eben den Bräutigam begleitet, der auf's

Amt hinausging, und setzte sich in ihrem Stübchen zurecht, um ihre anziehende Arbeit vorzunehmen, — das Brautkleid. Es war ein nettes Stübchen, wohl werth, eine Braut und ihr Glück zu beherbergen. Nebenan, da war die Prosa, die große säuberliche Barbierstube mit Handfaß und Servietten, Schröpfköpfen und allerlei andern Gewerbsattributen nebst dem Lehrling; da innen, da standen Reseda und Geranium vor dem hellen Fenster, das auf's Gärtchen hinaus ging, ein Stieglitz sang seine fröhlichen Weisen, am Fenster stand Mariens höchst einfaches Nähtischchen, von da konnte sie zwischen dem großen Birnbaum durch das Fenster gegenüber blicken, wo der Liebste jetzt noch mehr zu thun hatte, als Federn zu schneiden. Im Hintergrund stand ein altes Kanapee und davor ein eichener Tisch, mit roth gewürfeltem Teppich bedeckt, da ruhte der Papa aus von den Mühen seines Berufes, da wurde auch hie und da ein bescheidener Festschmaus mit dem Bräutigam gehalten oder eine Freundin empfangen.

Marie saß und nähte. Wie die Nadel flog unter ihren Fingern, so flogen ihre Gedanken zu dem Liebsten, in die künftige Heimath, die sie so nett ausschmücken wollte, und sie sang halbleise dazu: „Wir winden dir den Jungfernkranz ꝛc.“ Sie erhob zufällig die Augen nach der Straße, wenn gleich Er unmöglich schon kommen konnte, da — fuhr sie schreckenbleich zurück, welches Gorgonenhaupt hatte sie erblickt? ja, es war richtig, da schritt sie lang und trübselig wie ein Regentag im Sommer, im braunen Kleid, im graubraunen Shawl mit dem Regenschirm von Kannefas, ein langer Gedankenstrich hinter jedem freudigen Ausruf; — es war die Jammerbase. Nur allzuwohl kannte Maria ihre traurige Bedeutung und ihren Einfluß auf die ängstliche, bedenkliche Natur des Vaters, als daß sie nicht hätte erschrecken

sollen. Schon war sie draußen eingetreten, schon begrüßte sie den Vater mit ihrer dürren Stimme, Marie konnte ihr kaum bis zur Thüre entgegen gehen, sie hatte nicht die unbefangene Keckheit des Pfarrjulchens, ihr Glück drückte sie schon wie eine Schuld, seit sie nur die Base sah.

Nun die Base etablirte sich, ward zunächst mit selbst erzeugtem Apfelmost bewirthet, und zitternd wie ein Strafurtheil erwartete Marie ihre Gratulation. Der Vater, der merkte nichts, er sah in der Frau Base gar nichts als eine rechtschaffene Frau, die ihrem Nebenmenschen in allen Nothfällen beistehe, und wiederholte ihr sehr vergnügt die ganze Brautgeschichte, die er ihr schriftlich schon mitgetheilt. „So hat sich Alles ganz glücklich gefügt," schloß er.

„Ja, Sie sind gar ein guter Vater," sagte die Base, „der seinem einzigen Kinde nichts abschlagen kann; weiß wohl, was thut man nicht den Kindern zu lieb! Ließ sich freilich bei der gefährlichen Nachbarschaft nicht anders voraussehen, als daß es noch einmal so kommen werde. Nun Glück zu, mein Vater selig, der war da eigen, der hätte so was nie gelitten, ‚ein Schreiber, daß Gott walt'!' pflegte er immer zu sagen." — „Nun ja, aber in dem Fall," meinte der Vater, „da ist's doch anders, das Schulzenamt trägt mit Nebenämtlein seine acht-, neunhundert Gulden, und meine Marie hat meinen Haushalt indeß mit weniger als mit der Hälfte geführt." — „Gewiß, gewiß," stimmte die Frau Base bei, „nur hat wirklich eben nichts Bestand, so ein Schultheiß ist wie ein Vogel auf dem Zweig, es soll gegenwärtig ein Regierungskommissär im Land herum reisen und die Gemeindeordnungen aufheben, da kann Mancher trocken zu sitzen kommen." — „Meinen Sie?" fragte erschrocken der Vater, „das kann doch noch nicht so nah sein, und gute Schreiber braucht man allemal wieder." — „Das war auch nicht mein

hauptsächlichstes Bedenken bei der Sache, aber kennen Sie denn die Familie Ihres zukünftigen Tochtermanns?" — „Noch nicht persönlich, sein Vater ist herrschaftlicher Gutsverwalter, der älteste Bruder erbt die Stelle, es sollen brave Leute sein." — „Aber der Großvater?" — „Der lebt auch noch, er war Posthalter in P. und ist jetzt pensionirt; wissen Sie 'was von ihm?" — „Er trinkt," sagte die Base mit vielsagendem Ton. — „Nun ja, das gewöhnt sich leicht an bei einer Wirthschaft, der Vater ist dafür sehr brav." — „Ja wohl, aber so ein Laster vererbt sich immer in der zweiten Linie, davon weiß ich eine Menge Beispiele in der eigenen Familie." — „Oh, mein Paul und trinken!" rief Marie jetzt zum ersten Male, tief empört. — „Ja, das fängt sich meist in mittleren Jahren erst an," versicherte die Base, „und dann sind Drüsen in der Familie, ein Vetter von ihm hat einen Kropf, mit Respekt zu melden, so groß wie ein Unterbett, und seine Mutter ist an Drüsen im Leib gestorben." — „Drüsen sind freilich sehr erblich," meinte der Vater, wirklich bedenklich. Marie saß da wie ein Schlachtopfer, und wagte kein Wort. Die ersten Angriffe hatten sie wenig bekümmert, aber der letzte; — sie kannte ihres Vaters Aengstlichkeit, er war so ein Stückchen von einem Doktor und führte alle Leiden der Welt auf anererbten Krankheitsstoff zurück, — sie gab schon Alles verloren.

„Aber, Marie, wie sitzst du da," sagte der Vater, der über diesen besorglichen Punkt gern die Base allein gesprochen hätte, „hast noch nicht einmal an einen Kaffee für die Frau Base gedacht, spute dich doch!" Marie ging, ganz betäubt, sie wußte kaum, was sie that. Draußen hatte sie keinen gerösteten Kaffee mehr, sie schickte den Lehrling zur Krämerin, die ihn auch schon gemahlen verkaufte, das Feuer wollte nicht brennen, der Satz nicht sieden, und als er endlich

kochte, da wußte sie nimmer, wohin der Lehrling die Kaffeedüte gelegt hatte, endlich fand sie diese im Zimmer, sie nahm all' das Kaffeepulver, sie wollte den Kaffee recht stark und gut machen, obgleich sie nicht hoffen durfte, die Feindin ihres Glücks noch zu gewinnen. Ja, wenn die Base in offener Feindschaft aufgetreten wäre, da hätte sie wie eine Löwin kämpfen wollen um ihr Glück, aber die versicherte ja immer, daß sie es so gut meine, war ganz voll Theilnahme und der arglose Vater ließ sich ganz und gar einnehmen.

Unter schweren Seufzern ward der Kaffee endlich fertig, mit niedergeschlagenen Augen trug ihn Marie in's Zimmer und schenkte ein; der Vater trank nie Kaffee, Marie war das Herz viel zu schwer, als daß sie einen Tropfen hätte genießen können; sie sah, wie so gar ernsthaft und nachdenklich der Vater da saß. Die Base aber hatte sich heiser gesprochen und war sehr verlangend nach dem Kaffee; sie nahm einen reichlichen Zug, setzte ab, nahm noch etwas Zucker, noch etwas Rahm, probirte wieder, tunkte ein, endlich rief sie mit Abscheu: „Was ist das für ein garstiges Gebrudel, ich glaube, man will mich vergiften, ja, ja, Kein's von euch trinkt!" Erschrocken fuhr Vater und Tochter auf, der Erste versuchte den Kaffee und rief entsetzt: „Das ist freilich kein Kaffee, Du Unglückskind, was hast Du getrieben!" Bei Marie löste sich alles verhaltene Weh dieses Tags in Thränenströme auf, sie versicherte, sie wisse von nichts, der Kaffee sei recht gemacht. Die Base rannte wie toll in der Stube auf und ab und schrie, sie müsse sterben. Der Chirurg als erfahrener Mann sprang nach der Oelflasche und goß ihr ein so viel möglich; das gab dann eine fürchterliche Explosion, endlich sandte Marie den Lehrling zum Doktor; der kam, und hatte Mühe, aus den vielen Thränen, Betheuerungen und Lamentationen herauszubringen, um was es sich handle.

„Wo ist der Kaffee?“ fragte er, der stand noch auf dem Tische. Er goß die Flüssigkeit ab, untersuchte den Satz und fragte Marie mit kuriosem Gesicht: „Haben Sie den Kaffee selbst gemahlen?“ — „Nein, der Lehrling hat ihn bei der Krämerin geholt.“ — „Wo ist die Düte?“ — „Die wird noch draußen sein, sie ist aber leer.“ Marie brachte sie, der Doktor roch an dem kleinen Rest, fing an zu niesen und zu lachen wie unsinnig. „Was ist's? was ist?“ fragten die Andern athemlos. „Marokko, feinster Marokko von Gebrüder Lotzbeck,“ stieß endlich der Doktor unter Lachen hervor. „Kein Gift?“ fragte die Base mit schwacher Stimme. „Nein, nein, ist aber auf allen Fall gut, daß es draußen ist, Ihr Magen ist jetzt ausgeputzt auf Jahre voraus, nun trinken Sie ein Täßchen Thee.“ — „Keinen Tropfen in dieser Giftmischerhöhle,“ schrie sie erbost, „ein Gefährt! ich gehe sogleich nach Hause.“ Der Lehrling fand indeß die ächte Kaffeedüte, die er auf den Küchenschaft gelegt hatte, ohne es Marie zu sagen, sie hatte richtig dafür des Vaters Schnupftabak genommen; der Chirurg that Alles, um die Base zu versöhnen, die nahm aber keine Entschuldigung an und fuhr ganz grimmig ab, trotz ihrer Schwäche, indem sie dem verrätherischen Haus alles denkbare Unheil prophezeite. Der Vetter bezahlte den Kutscher.

Es brauchte lange, bis die Hinterbliebenen sich von ihrer Erschütterung erholten. Marie ließ Alles in Demuth über sich ergehen und reinigte das Zimmer von den sehr merklichen Spuren des tragischen Ereignisses. Am Abend kam der Bräutigam, dem die Fama schon allerlei schauerliche Gerüchte entgegengetragen hatte, und fand erschrocken sein Bräutchen bleich und matt, den Vater ernst in sich gekehrt und mehr als bedenklich, und durch's ganze Haus einen Hauch der Verstörung.

Die Braut war bald getröstet und war so ruchlos, selbst noch zu lachen über den tragischen Abzug der Base. Viel schwerer war's, den Vater zu beruhigen, der, zuvor schon durch die Bedenken der Base ängstlich gemacht, nun den ganzen Unfall für ein böses Vorzeichen hielt. Der Bräutigam aber bewies ihm gerade das Gegentheil; es sei ja ein Zeichen für ihre Verbindung, daß die, die sie hatte stören wollen, allein unter dem Mißgriff gelitten habe. Wegen des kropfigen Vetters gab er ihm gründliche Nachweisung, daß er nur der Sohn einer Stieftante war und daß blos in dieser Stieflinie die Kröpfe daheim seien. Seine Mutter aber war im Wochenbett gestorben.

Dem dunklen Einfluß der Jammerbase entrückt, in der beständigen Umgebung zweier junger und fröhlicher Herzen beruhigte sich auch endlich das besorgte Vaterherz und nach Pfingsten führte der überselige Bräutigam sein anmuthiges Pfingströslein in ihre neue Heimath.

Die Jammerbase hat die Schwelle des Vetters und die des jungen Paares nie wieder betreten. Marie fand aber später Gelegenheit, den Wehvögelein so viel Liebes und Freundliches zu erweisen, daß sie ihre Eulennatur beinahe ablegten und in vollem Ernste lernten, sich zu freuen mit den Fröhlichen, was manchmal schwerer ist, als zu weinen mit den Weinenden.

VI.

Drei Brüder.

„Es waren einmal drei Brüder, die theilten unter sich des Vaters Erbe und zogen dann hin, ein Jeder seines Wegs.“ So fängt manch ein schönes Märchen meiner Bekanntschaft an, und so ist auch der Beginn dieser sehr einfachen Geschichte, die kein so glänzendes Ende nimmt wie das Märchen, wo allemal der Jüngste zuletzt die schöne Prinzessin bekommt und obendrein ein halb Dutzend Königreiche.

Meine drei Brüder hießen Philipp, Friedrich und Georg; sie waren die Söhne des Herrn Philipp Friedrich Georg Staar, Kaufmann und Handelsvorsteher, auch Stadtrath in der Stadt Schopfberg.

Sie hatten die Theilung ihres seligen Vaters beendigt und saßen in der Wohnstube des väterlichen Hauses, wo noch dasselbe Kanapee, dieselben hochlehnigen krummbeinigen Sessel standen, die ihre Großmutter dereinst in's Haus gebracht. Diese Wohnstube zusammt dem Haus, vortrefflich gelegen an der Ecke, wo die Hundsgasse und die Hasengasse zusammenlaufen, war jetzt Philipps Eigenthum. Er hatte Haus und Laden, dessen vornehmste Artikel, dem Geruch nach zu schließen,

aus Käse und Schnupftabak bestanden, in billiger Schätzung bei der Theilung übernommen.

Die Theilung war friedlich abgelaufen. Friedrich, der Magister, war von jeher so knapp im Geld gehalten worden, daß ihm der bescheidene Antheil, der ihm jetzt zufiel, als eine ganz unerschöpfliche Summe vorkam. Georg, der Jüngste, wußte allerdings als Kaufmann den Werth des Geldes besser zu schätzen, aber er wußte, daß der Vater, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, an seine kaufmännische Ausbildung ansehnliche Summen gewandt, während Philipp seine Lehr- und Gesellenjahre im Düster des väterlichen Ladens verlebt hatte. Auch verlangte ihn viel zu sehr fortzukommen, hinaus aus dieser engen Umgränzung, hinaus, dem Glück entgegen und dem frischen vollen Leben, als daß er nicht gern jedes Opfer gebracht hätte, um baldmöglichst frei zu werden. „Also du hast im Sinn nach Hamburg zu gehen?“ fragte Philipp den Georg, indem er aus des Vaters hörnener Dose einen etwas Trockenen schnupfte, dieweil derselbe aus der Schublade zusammengekehrt war.

„Nach Hamburg, nach Leipzig, nach Bremen, wo mir's gefällt, wo mir das Glück entgegen kommt!

„Auf der Fortuna ihrem Schiff
Bin ich zu segeln im Begriff“

trällerte dieser, „ich muß zuerst einmal sehen, wie's draußen aussieht und wo mir's zusagt.“

„Bin gar nicht so neugierig, durchaus nicht,“ meinte Philipp mit dürrem Ton, „ich kann mir das alles so ziemlich vorstellen, und nun ich das Geschäft allein habe, gedenke ich ganz ordentlich in aller Ruhe darauf vorwärts zu kommen. Auf die Fortuna baue ich just nicht, aber auf unsere Firma und meine Erfahrung.“

„Und ich baue auf mein Glück, gerade!“ rief Georg, „wir wollen einmal einander dran mahnen, geritten kommt man weiter als gekrochen.“

„Und der Herr Bruder Magister?“ fragte Philipp, „der baut wohl auf eine gute Patronatspfarrei, um seinen langen Brautstand zu verkürzen?“

„Ich baue auf Gottes Hilfe und Segen,“ sagte der ruhig.

„Nun ja, das versteht sich von selbst!“ riefen die zwei andern. „Nicht immer so ganz,“ meinte lächelnd der Magister.

Die Brüder schieden aber als gute Freunde, und die obere Wohnstube des alten Vaterhauses, die nur bei feierlichen Gelegenheiten eröffnet wurde, schloß sich wieder auf lange.

Philipp wollte keine Zeit verlieren, seine Rößlein in den steten Tritt zu bringen, mit dem er am sichersten weit zu kommen hoffte. Eine Lebensgefährtin war zu solidem Beginn des Geschäfts unerläßlich, sein Herz, wenn er eins hatte, wollte er bei dieser Gelegenheit nicht inkommodiren, der Rath verständiger Freunde führte ihn auf die Jungfer Friederike Malzbrenner, ein gestandenes Frauenzimmer, „sehr angenehme Familienverhältnisse,“ wie der Freund sich ausdrückte, d. h. die Eltern beide todt, die einzige kränkliche Schwester über alle Möglichkeit einer Verheirathung hinaus, — ein nettes Vermögen, nicht sehr bedeutend, aber sicher angelegt und leicht baar zu haben, — es stimmte alles zu Herrn Philipps Wünschen.

Vom Tage nach der Hochzeit an begann im Hause Staar ein Leben so gemessen und geregelt, wie eine Seeuhr. Alles ging nach Zahl und Gewicht, Frau Staar war stets wie die Gerechtigkeit mit einer Wage in der Hand zu sehen, sie konnte nach einem Jahr ihres Ehestands beiläufig berechnen, wieviel sie bis zur goldenen Hochzeit Schmalz und

Mehl werde konsumirt haben, und sie wußte genau, wie viel Stücke Holz zum Kochen jedes einzelnen Gerichts erforderlich waren.

Geizig konnte man darum das Ehepaar nicht nennen; wenn auch der Magd und dem Lehrling das Brod zugewogen und dem Commis das Licht bezeichnet wurde, wie weit es abbrennen dürfe, so mußte doch alles recht und in Ordnung sein. Auch an „Ehr und Reputation", wie es Herr Philipp nannte, durfte es nicht fehlen, und mit der Zeit lernte er wirklich die mögliche Zahl der Taufen, Leichen und Hochzeiten in der Honoratiorenwelt soweit berechnen, um den Betrag des Ehrenpfennigs festsetzen zu können; auch hielt Frau Staar alle Jahr eine große Visite, wobei die Tafel hinreichend besetzt war.

Mit sicherster Berechnung, ohne große Wagnisse, führte Herr Philipp Schritt für Schritt das Geschäft weiter. Während der Laden sein unverändert trübseliges, etwas schmieriges Ansehen behielt, während das Familienleben, dessen Leiden und Freuden auch auf sparsamer Wage gewogen schienen, sich in dem ewigen Dunkel der Ladenstube gleichförmig abhaspelte, vermehrte sich die Summe des Gewinns am Schluß des großen Hauptbuchs alle Jahre um ein Ahnsehnliches.

Friedrich, der Magister, und seine Braut, die älteste Tochter einer kinderreichen Familie, durften sich noch eine Weile im Warten üben, bis sie einen eignen Herd gründen konnten. Aber wie glücklich waren sie, als sie dies Ziel erreicht! Friedrich wußte wohl, welchen Kummer es der guten Sophie und ihrem Vater machte, daß dieser durchaus nicht wußte, wie er eine häusliche Einrichtung für die Tochter erschwingen solle, — für Linnenzeug hatte noch die selige

Mutter gesorgt, — wie reich fühlte sich nun Friedrich als ihn das Vatererbe, in den Stand setzte, den bescheidenen Wünschen der Braut zuvorzukommen.

Es war eine alte Liebe, die den Friedrich an seine Sophie band, sie hatte schon im Seminar Wurzel geschlagen, wo er mit Bewundrung das vierzehnjährige Kind im Garten neben dem Seminar beschäftigt sah, wie es die Gartenarbeiten, Waschtrocknen und ein Halbdutzend kleine Geschwister mit- und nacheinander besorgte; er hatte durch Aepfel, die er ihren kleinen Brüdern verabreichte, die Bekanntschaft angeknüpft, die er später unter gewaltigem Herzklopfen durch Briefe fortsetzte. Gerostet war aber diese Liebe nicht, und Sophiens Schönheit war von der guten, hausbacknen schwäbischen Sorte, die sich lange frisch erhält; — der tiefe herzliche Blick voll innerer Freudigkeit, mit dem sich das Paar zum ersten Mal im eignen Haus begrüßte, konnte es wohl mit dem seligen Sturm einer ersten Erklärung aufnehmen.

Sophie hatte indeß beim Vater und den Geschwistern daheim einen schweren Stand gehabt. Der Papa war ein guter Mann, aber ein grundschlechter Haushalter; für jede Einnahme, die Sophie so gern für die dringendsten Bedürfnisse verwendet hätte, wußte er stets eine Extraverwendung, kaufte ihr Schillers Gedichte, während sie zunächst guter Schuhe bedurft hätte, und dem Karl einen kleinen Husarensäbel um vier Gulden, die gerade für ein Wamms gereicht hätten. An der Sophie Geburtstag hatte Champagner her müssen, und sie wußte doch noch nicht wie die Milchfrau bezahlen.

Nun war sie im Eigenthum bei ihrem Mann, der ihr das Finanzfach ausschließlich überließ, im Besitz eines sichern Einkommens und eines Vermögens, das ihr ein Reichthum

schien. Mit welcher Glückseligkeit machte sie ihren kleinen Etat, ihre Berechnung am Jahresschluß und

> bringt sie dem Gatten tiefbewegt,
> der nichts davon verstand.

Es blieb nun immer ein kleiner Ueberschuß zu einer besondern Freude, zu einem kleinen Familienfest, wozu ihre Geschwisterschaar reichlichen Stoff lieferte, und sie war eine liebe, fröhliche Wirthin, aus deren Händen eine saure Milch so herrlich schmeckte, als aus andern eine crême à la reine.

Sie hatte stets abwechselnd zwei der Geschwister als Gäste bei sich, um sie wieder heraus zu flicken, genügsame und dankbare Gäste und so fehlte es nicht an Leben und Lärmen im Pfarrhaus, auch noch ehe es die eigenen Sprößlinge bevölkerten.

Nach einem höchst vergnüglichen Streifzug durch die ersten Handelsstädte, nahm endlich Georg, von jeher daheim das Glückskind genannt, in einer derselben vorläufig eine Stelle als Volontair in einem angesehenen Handelshaus, „um sich die Sache anzusehen“; er trieb die Geschäfte mit Interesse und Freude, versäumte aber daneben keine Gelegenheit, die Genüsse der reichen Stadt kennen zu lernen. Gar zu lange hätte nun freilich in dieser Weise das Vatererbe nicht ausgereicht; nun hatte indeß Fräulein Sidonie, die allvermögende Tochter des Hauses, gefunden, was für ein schöner, lebhafter junger Mann der neue Volontair sei, und ohne viel Zuthun erhielt er bald eine Stelle mit gutem Gehalt auf dem Comptoir und dazu eine Einladung in den Familienkreis. Dieser Familienkreis bestand zwar nur aus ziemlich steifen Abendgesellschaften im Salon, bei denen

Fräulein Sidonie im höchsten Glanz präsidirte, aber es war immerhin eine Auszeichnung und Georg begann zu erwägen, daß es gar nicht übel wäre, mit der Erbin des Hauses so ohne Müh dessen Glanz und Besitz zu erwerben.

Schön war Fräulein Sidonie gar nicht, aber so sehr schön angezogen! so schön, daß man nicht wußte, wo sie selbst anfing und wo der Anzug aufhörte, daher nahmen sie die Leute auch für eine wirkliche Schönheit; und ein vielgesuchtes Gut war sie, was ihren Reiz in den Augen eines verwöhnten jungen Mannes nicht schmälerte.

Nun traf sich's aber, daß alle Morgen früh, wenn Georg sein Fenster öffnete, bevor er sich auf's Comptoir begab, in dem Hause gegenüber, dessen Rückseite ihm zugewendet war, ein Fenster aufging, und ein junges Frauenzimmer erschien, die einiges Geräthe zum Trocknen auf's Fensterbrett ordnete; die Straße war schmal, und er konnte nicht umhin, Notiz von der schönen Schaffnerin zu nehmen. Eine gewöhnliche Magd war sie nicht, dessen war er bei sich gewiß, obgleich weder ihre zierliche Kleidung, noch ihre ungewöhnliche Schönheit dagegen sichre Beweise gewesen wären, aber daß sie in untergeordneter Stellung war, sah er bald. Anfangs war es nur zufällig hie und da, daß er sie sah, allmählig aber wiederholte sich die Erscheinung immer regelmäßiger. Er stand nun etwas früher auf, das Fenster war bei der wärmeren Jahreszeit ganz offen, da unterhielt es ihn, zuzusehen, wie sie das Frühstückgeräth reinigte, einen Theil getrocknet in's Körbchen legte, das andere auf's Fensterbrett, wie sie zuletzt die Serviette heraushängte und dann mit einem kleinen Seitenblick auf sein Fenster verschwand; sie schien Haus- oder Zimmerjungfer zu sein und eben nicht in erfreulicher Lage. Er entdeckte auch, daß ihr eigen Stübchen einen Stock höher im Giebel war, woselbst sie eine Reseda

und ein Rosenstöckchen, der sonnenlosen Lage zum Trotz, emsig pflegte. Allmählig gedieh die stumme Bekanntschaft so weit, daß man sich gegenseitig grüßte; es schickte sich zufällig, daß man sich auf Ausgängen begegnete, es kam zu einem Gespräch und Georg erfuhr, daß das Mädchen Helene hieß und als Waise eines armen Offiziers Dienste in dem vornehmen Haus gegenüber gefunden habe. Sie klagte nicht über ihre Stellung, die Behandlung war gut im gewöhnlichen Sinn, sie durfte weder Hunger noch rauhe Begegnung leiden, sie konnte allein essen, wenn sie nicht gern in der Küche speiste, nur war sie überall im Weg, wo man ihre Dienste nicht gerade bedurfte, von der Magd schnöde behandelt, von der Herrschaft grundsätzlich „drunten gehalten" ohne Umgang, ohne Freude, ohne Herzensnahrung, wie ihre armen Blumen, die zwar Wasser und Boden, aber keine Sonne hatten, zuviel zum Verdorren, zu wenig zum Blühen.

Georg wußte nicht wie's kam, daß ihm, so oft er der glänzenden Sidonie gegenüber beim Whist saß, immer die blauen Augen der armen Helene heller schienen, als das leuchtende Juwel auf der Stirn der Erbin, konnte es ihm, dem übermüthigen Muttersöhnchen doch nie einfallen, im Ernst an die arme Hausjungfer zu denken; Liebe in der Hütte bei Schwarzbrod und Quellwasser, hatte nie zu seinen Zukunftsträumen gehört.

Da traf sich's, als er einst in einen Laden eintrat, wo eben Helene einige Einkäufe zu machen hatte, daß gerade ein Colporteur mit Lotterieloosen, die er als die „sichergewinnenden grünen" anpries, mit dem Herrn des Ladens in Unterhandlung stand. „Geben Sie Ihr Packet her," rief Georg, und hielt die Loose Helenen hin, „da ziehen Sie, Fräulein, Sie haben vielleicht eine glückliche Hand." Hoch-

erröthend zog Helene ein Loos, Georg bezahlte es und schob's in seine Brieftasche. „Müssen dem Glück ein Thürlein offen lassen!“ flüsterte er dem Mädchen zu und eilte leichten Schrittes davon.

Monate waren indeß vergangen, die Neigung der Fräulein Sidonie, noch gesteigert durch das kühle Verhalten des jungen Schwaben, hatte sich nicht gewendet, der Vater, in allem gewöhnt, dem Töchterlein nachzugeben, suchte endlich seiner Sprödigkeit nachzuhelfen, so redete er gelegentlich mit Georg: ein reicher junger Kaufmann hatte sich ihm zum Associé angeboten, er wäre zwar nicht abgeneigt, einen Theil seiner Geschäftslast auf jüngere Schultern zu legen, — würde aber einem frühern Bekannten den Vorzug geben, — das weitere ließ sich zwischen den Zeilen lesen. Da kam's denn doch dem Georg zu Sinn, daß er etwas ernstlich über seine Zukunft nachdenken müsse, er bat um kurze Bedenkzeit und schickte sich zur Ueberlegung an.

Noch ehe er zu irgend einem Abschluß gekommen, kam athemlos der Colporteur, von dem er das Loos gekauft, zusammt dem Kaufmann, in dessen Laden er ihn getroffen: „Ihre Nummer?“ — „Da ist sie!“ sagte Georg in steigender Erwartung. Es war richtig — das große Loos!

Helene war eben im Ankleidezimmer der Herrschaft, bemüht die widerspenstigen Haare der Tochter Mathilde unter unziemlichem Geschrei derselben in Ordnung zu bringen, da stürmte Georg rücksichtslos in den Schooß der erstaunten Familie: „Helene, wir haben das große Loos gewonnen, Sie sind meine Braut!“

Es war so, und war kein Traum gewesen, wie das arme Kind zuerst geglaubt; sie verzieh gern die rücksichtslose Form der Werbung, die ihre Genehmigung vorausgesetzt, und gab sich mit kindlichem Jubel dem Glück, geliebt zu sein,

der Freude einer eignen Heimath, dem Glanz der neuen Verhältnisse hin, und sann dann immer wieder, wie sie's denn dem Georg vergüten wolle, daß er sie so glücklich gemacht; oft sagte sie halb im Scherz zu ihm: „gib Acht, es soll dich gewiß nicht reuen.“ In all den Schimmer und die Behaglichkeit des Reichthums, in Equipage und seidene Kleider fand sie sich aber so leicht und unbefangen, als ob sie darin geboren wäre.

Fünf Tage nach Georgs Verlobung, der eine solenne Hochzeit im Sturm folgte, fuhr Fräulein Sidonie im prächtigsten Wagen durch die Straßen und gab Verlobungskarten mit dem reichsten Kaufmannssohn der Stadt ab. Der Papa kaufte Schmuck, Shawls und Kleider in denselben Magazinen, wo Herr Staar zuvor für seine Braut eingekauft hatte, nur zu doppelten Preisen.

Daheim, im Stammhause der Staaren war indeß unter Herr Philipps Regiment alles im alten Gleise fortgegangen. Georg Philipp Friedrich, der einzige Sprosse seiner Ehe, hatte sich gleich von seinem ersten Lebensjahr an so still, geordnet und gesetzt benommen, daß sein Erscheinen kaum eine Unterbrechung der Hausordnung zu nennen war. Etwas knapp ausgemessen war der junge Erbe, klein, schmal und dünn, sein Name war noch das reichlichste an ihm. Die regelmäßige Erholung der Familie war Sommers ein Abendspaziergang in den Garten, in dem Kraut und Kohlraben eine Hauptrolle spielten und dessen Beete mit Schnittlauch zur Verzierung eingefaßt waren; an Winterabenden divertirte man sich damit, Papierdüten zu pappen.

Alljährlich aber am Bartholomäusfeiertag wurde eine Fahrt zu Bruder Friedrich unternommen, alljährlich traf

man dessen Familie um einen kräftigen Buben vermehrt, während zum Glück die Geschwister der Sophie nach und nach sonst untergebracht wurden. Es ging lustig zu im Haus, die rothbackigen Pfarrbuben konnten den dünnen Georg Philipp Friedrich fast umblasen, er flüchtete sich auch gleich hinter die Mama. Schätze sammeln konnte freilich der Pfarrer nicht, aber sein emsiges Weibchen sorgte doch, daß der Grundstock erhalten bleibe.

Frau Friedrike selbst mußte der Häuslichkeit und dem Ordnungssinn der Schwägerin Gerechtigkeit widerfahren lassen; die zu fetten Butterbrode der Buben entschuldigte sie mit dem Gedanken, daß die Butter ein Geschenk bei der Anmeldung sein werde. Aber sie meinte doch nachher, der Kopf thue ihr weh von dem Lärm; es war so hübsch kühl und still in der Ladenstube. Von Georgs Glücksfall und Heirath wußten die Geschwister, der Pfarrer und der Philipp hatten Jeder seine eigenen Bedenken darüber, der Pfarrer über das erste, der Philipp über das letzte.

Es dauerte nicht zu lange, so wurden die Bewohner Schopfsberg durch eine elegante Equipage in Erstaunen gesetzt, die vor den Thüren des Staar'schen Hauses hielt und aus der Georg mit seiner jungen Frau stieg.

Ein schöneres Paar als die Zwei hatte man nie gesehen: jung, blühend, fröhlich mit allem Glanz des Reichthums umgeben. Die Zufriedenheit der Frau Friederike erlitt einen schweren Stoß und es brauchte eine Weile, bis sie wieder ohne Nebengedanken sich an den Gartenspaziergängen und am Dütenpappen vergnügen konnte.

Philipp nahm „den Kleinen,“ wie Georg noch aus alter Zeit hieß, in Betreff seiner Geschäfte auf's Korn und

fand zu seiner Beruhigung, daß er denn doch, trotz alles leichtsinnigen Uebermuths, der leibliche Sohn des seligen Philipp Friedrich Georg Staaren sei, und seine Angelegenheiten, wenn auch keck, doch mit Glück und Geschick betrieb.

Georg aber schüttelte sich, als er die kleine Stadt, den käseduftenden Laden und dumpfige Ladenstube im Rücken hatte: „Puh, wenn wir in solch einem Nest versauern müßten, da hättest du mich nicht genommen, Lenchen? „Weiß selbst nicht, aber behalten würd' ich dich auf jeden Fall," lächelte diese.

Im Pfarrhaus machte der Besuch des freundlichen Onkels mit der schönen Tante viel Freude. Das silbergraue Seidenkleid Helenens erhielt etliche Fettflecken, weil sich die Neffen gern eigenhändig von der Glätte des Seidenstoffs überzeugen wollten. Lenchen hatte großes Bedauern mit der Schwägerin, die allezeit ein Kleines auf dem Arm, eins am Kleid hängen und noch ein stetes Gefolge von lärmenden, brodfordernden Burschen hatte, aber sie ergötzte sich auch an dem fröhlichen Treiben und wunderte und freute sich wieder des Glücks, das sie, das arme Mädchen, dagegen in die Fülle des Wohllebens und Behagens versetzt hatte. Sie schieden vom Pfarrhaus und fuhren dahin, glänzend, freudestrahlend, glücklich in eine reiche, schöne, wohlausgestattete Heimath, ohne Gram und ohne Sorgen.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.

Es ging manches Jahr hin seit diesem Besuche, das Haus Staar in Schopfberg wuchs und gedieh, etwa wie der Stein wächst, an den sich die Erde ansetzt und mit

verhärtet, aber der junge Georg Philipp Friedrich wollte nicht wachsen.

Auch das Pfarrhaus wuchs und mehrte sich, sechs rüstige Söhne und ein liebliches Töchterlein machten dem Vater den Kopf heiß und das Herz warm. Der Pfarrgarten bot einen ergötzlichen Anblick, wie eine Harlekinsjacke, weil jeder der Söhne ein Stückchen davon nach eigner Phantasie bebauen durfte. Sie waren nun schon zum Theil auswärts, August im Seminar, um in des Vaters Fußstapfen zu treten, Heinrich, der später dem Onkel Georg zur Weiterbeförderung zugedacht war, bei einem Kaufmann in der Lehre, Karl in einer lateinischen Kostschule; aber an Sonntagen und in Ferien, da waren sie Alle noch beisammen, und der Mutter lachte das Herz, wenn sie die Schaar überblickte: es sah keiner aus, als ob er mißrathen wollte, und trotz mancher sorgenvollen Stunde hatte sie ihr Gottvertrauen bis jetzt nie getäuscht.

Georg und Helene lebten indeß in unverkümmerter Lebensfreude, Helene ging vollkommen in Georgs Ansichten ein, daß Genuß überall der Zweck, und Geld nur das Mittel dazu sein dürfe; er überließ ihr, für den Genuß zu sorgen, „für's Geld sorge ich und meine Fortuna," und Helenens Geschmack und Schönheitssinn, ihre fröhliche, lebenslustige Natur befähigte sie vollkommen zu ihrer Aufgabe.

Die Fortuna erfüllte die ihrige nicht so ganz; Georgs Erwerb hielt nicht Schritt mit dem Aufwand, der ihm ein ganz mäßiger schien, er fand eine bedenkliche Abnahme: „das muß anders werden, ich muß suchen mich sicherer zu stellen, nur kein so ängstliches Zipfeln und Wägen, ich muß 'mal was Rechtes wagen." Ohne Helenen etwas mitzutheilen, unternahm er eine großartige Speculation, die allerdings, wenn sie gelang, ihn von allen Wechselfällen auf lange sicher

stellen konnte; wie viel er aber auf diesen gewagten Wurf setzen mußte, das ward ihm erst klar, als es zu spät war, die Hand zurückzuziehen, selbst wenn er gewollt hätte.

Ein ihm ungewohntes Bangen ergriff ihn, als sich die Zeit näherte, die über den Erfolg seines Unternehmens entscheiden mußte. Er sandte Helenen aufs Land, wo sie sonst auch die heißen Monate zubrachte, weil er keine Zeugen seiner fieberhaften Aufregung dulden konnte. Tag und Nacht war er rastlos umgetrieben; „es kann nicht fehlen, murmelte er, es kann nicht! und wenn's gelingt, dann sind wir sicher und dann muß erst etwas eingezogen werden, in solche Qual will ich mich nimmer versetzen, — es darf nicht brechen." Und es brach dennoch, der Wurf mißlang. Vermögen, Ansehn, Geltung, Credit, Alles, Alles war mit Einem Schlage vernichtet. Dagegen hatte der verwöhnte Sohn des Glückes sich nie gewaffnet, solchem Schlage war er nicht gewachsen, er brach zusammen an Seele und Leib.

Helene, obwohl sie in keiner Weise vorbereitet, kaum eine leise Ahnung dieser Krisis gehabt, hatte den leidigen Ausgang noch früher als ihr Mann erfahren. Sie hatte nur den Einen Gedanken: „wie wird er es tragen?" und eilte so schnell, als ihr möglich war, unaufhaltsam zu ihm. „Könnte er's doch zuerst durch mich erfahren!" war ihr sehnsüchtiger Wunsch; sie kam zu spät, sie fand ihn vom Schlage gerührt leblos am Boden liegen.

Der Arzt war gerufen, er schlug die Ader und es zeigten sich Lebensspuren, aber gar bedenklich schüttelte er den Kopf, als die hilflose, gelähmte Gestalt auf's Bett gehoben wurde und mit stieren Augen um sich blickte. Lenchen aber, als sie allein mit ihm war, beugte ihr thränen-

benetztes Gesicht auf das seine und flüsterte: „es soll dich doch nicht reuen.“

Eine kleine Mansarde, die nur durch fast wunderbare Ordnung und Nettigkeit zum wohnlichen Stübchen geschaffen ist, ein noch kräftig und blühend aussehender Mann ohne eine Spur geistigen Lebens in seinen Zügen, eine frühgealterte Frau mit den unverwüstbaren Resten einst seltener Schönheit, die sich auf's Liebevollste um ihn bemüht — das ist das einst so schöne, stolze, fröhliche Paar, das im Sonnenschein des Glückes zuerst die kleine Stadt betreten. Georg hatte Alles verloren, Alles hatte ihn getäuscht, — allein sein Herz nicht.

Ein Wort der Klage hat Niemand von Helenens Lippen gehört; als es sich zeigte; daß Georg gelähmt und geistesschwach bleiben würde, als sie ihr schönes Haus verlassen mußte, als sie ihre reiche, geschmackvolle Einrichtung, ein Stück um's andere, in fremde Hände wandern sah, als sie, die ganz Unwissende und Harmlose, vor Gericht Auskunft geben sollte, ob nichts unterschlagen, nichts veruntreut sei, — bei all dem hatte sie nur Einen Gedanken, nur eine Rücksicht: wie sie ihm alles Leiden, alle Bitterkeit dieses Schlags ersparen könne, und über die schwerste Zeit segnete sie fast seinen unbewußten Zustand, der ihn kein Leiden empfinden ließ.

Vermögen war keines gerettet; was ihr blieb vom Erlös des Geschmeides und der Kleider, die man ihr ließ, das verwendete sie, um ihn nur ganz allmählig an die Abnahme der äußern Bequemlichkeiten zu gewöhnen, deren Entbehrung das einzige war, das er noch zu fühlen schien.

Sie konnten nicht bleiben, wo sie waren, obgleich es

nicht an theilnehmenden Freunden fehlte, Helene hatte Gelegenheit gehabt, die Stacheln von Sidoniens beleidigtem Stolz zu fühlen, an einem Orte mit ihr konnte sie nicht bleiben, und sonst war sie ohne Heimath auf der ganzen weiten Welt.

Da erging denn eine demüthige Anfrage an Philipp, den Aeltesten der Familie, um Rath in so schwerer Bedrängniß. Die Randglossen des Herrn Philipp und der Frau Friedrike wollen wir unterdrücken. Hartherzig war er gerade nicht, und ihm fiel nicht die Möglichkeit ein, seinen leiblichen Bruder fremder Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit zu überlassen.

So wurde denn die Mansarde gemiethet und Georg und seine Frau hielten zum zweiten Mal einen gar stillen, demüthigen Einzug in seiner Vaterstadt.

Helene nahm sich nicht Zeit zu vergleichen mit der Vergangenheit, alle ihre Leibes- und Seelenkräfte richtete sie nur auf den Einen Punkt, dem armen Mann sein Leben so leicht als möglich zu machen. Jede Kunst ihrer Jugend, auch die Kunst des Sparens, die sie nie besessen, suchte sie um seinetwillen hervor. Mit dem knapp zugemessenen Beitrag des Bruders verstand sie doch, ihn immer noch mit einem Leibgericht zu erfreuen, seine Kleidung reinlich und anständig zu erhalten; die zierlichen Nadelarbeiten, mit denen sie zur Zeit ihres Glanzes die Zeit vertändelt, boten ihr jetzt Mittel, ihrem engen Zimmerlein immer noch ein heitres, gefälliges Aussehen zu geben und von dem Erlös ihm manchmal eine Freude zu machen. Freundliche Herzen fanden sich, die suchten ihr da und dort auch einen besondern Genuß zuzuwenden; sie schämte sich nicht, Wohlthaten anzunehmen, es war ja für ihn. Es fehlte ihr nie an Blumen für ihr Stübchen, es standen ihr Gärten offen, wohin sie den Mann in seinem

Rollstuhl führen ließ, damit er sich in der freien Luft ergötze. Die neugierigen und mitleidigen Blicke Vorübergehender beirrten sie nicht, wenn sie an seiner Seite hinausging, und bald war der lahme Mann in seinem Sessel eine gewöhnte Erscheinung. Die Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke und seine Liebe zu Helenen war das einzige, was noch am Leben geblieben war, diese Liebe war freilich eben nur wie die eines unmündigen Kindes zur Mutter, aber Helene fand sich doch glücklich darin. Mit der Freude eines Kindes begrüßte er sie, wenn sie von kurzer Abwesenheit zurückkehrte, voll unbestimmter Angst suchte er sie mit den Blicken, wenn sie nicht da war, nur sie verstand er, nur mit ihr konnte er reden, fast schauerlich für andere klang es, wenn er noch versuchte, mit ihr zu singen, während früher die zwei herrlichen Stimmen des Ehepaars die Bewunderung der Salons hervorgerufen hatten.

Die Lichtpunkte ihres Lebens waren die langen Besuche im Pfarrhaus; mehr konnte der Pfarrer beim besten Willen nicht thun, als ihnen sein Haus gastlich öffnen. Die gute Sophie that ihr mögliches, der armen Schwägerin den Aufenthalt lieb zu machen; die muntern Knaben, deren nur noch zwei daheim waren, schoben den Onkel in seinem Rollstuhl soweit er nur wollte, und Helene war so glücklich in dieser Stille, im Garten unter Blumen und Vögeln. Sie strickte den Neffen Socken, garnirte der Pfarrerin Hauben und suchte sich nützlich zu machen, wo sie konnte. Von ihrer Vergangenheit sprach sie nie.

So lebte der Georg hin, lange, lange Jahre ohne Schmerz und Klage, glückselig, wenn, so oft er: „Lenchen!“ rief, die liebe treue Gestalt sich über ihn beugte.

Der Pfarrer ging zur Ruh, nachdem er seine Söhne in muntern Enkeln verjüngt gesehen, er hinterließ die Kinder

noch nicht alle auf ebenem Wege, er sah noch Kämpfe und Mühen für sie voraus, aber er schied getrost, ihnen als köstliches Erbe sein Gottvertrauen hinterlassend.

Auch Philipp starb endlich noch ehe er seinen Georg Philipp Friedrich zu einem Heirathsversuch hatte vermögen können. Eine namenlose Aengstlichkeit, die an's Krankhafte ging, machte diesen fast zu allem untüchtig; Frau Karoline versprach dem besorgten Gatten, noch vor ihrem Tod dem Sohn für eine vernünftige Frau zu sorgen, aber sie starb kurz nach diesem, ehe sie ihr Versprechen halten konnte.

Das Pfarrhaus war für Helene und ihren Pflegling ein schmerzlicher Verlust, zudem wurden ihre Augen dunkler, ihre Hände starrer zum Arbeiten, — es that ihr so weh, jetzt den armen Mann noch verkürzen zu müssen, — da starb der Neffe Georg Philipp Friedrich und ihnen fiel die Hälfte des Erbes zu.

Nun konnte sie ihrem Georg noch einen heitern Abend bereiten, sie war glückselig in seiner kindischen Lust an all den kleinen Dingen, mit denen sie ihm eine Ahnung der alten Zeiten zurückführte, nun konnte sie auch da und dort geben, eine kleine Freude machen, eine gute Freundin bei sich sehen; die fleckenloseste Ordnung und Reinlichkeit hatten von jeher Alles aus ihrer Umgebung entfernt, was sonst eine Scheu vor Krankenstuben einflößt, und Georg sah sich mit vergnüglichem Lächeln um, wenn er bemerkte, wie sein Lenchen wieder einen geselligen Kreis um sich versammelte.

Fremde begriffen das tiefe namenlose Leid der Frau nicht, als nach einigen für ihn fast glücklichen Jahren, der arme Georg endlich auch heimging. Das Glück und das Leid der letzten dreißig Jahre ihres Lebens war ihr eigenes Geheimniß gewesen. In dem letzten Lächeln ihres Gatten, in dem Ton, in dem er zum letztenmal ihren Namen gerufen,

in seinem Blick beim Scheiden, glaubte sie den Funken des wiederkehrenden Geistes gefunden zu haben. Wer hätte ihr den Trost nehmen mögen? Sie durfte ihn nicht zu lang mehr überleben. So hat das Schiff der Fortuna den Georg geführt; soweit hat den Philipp sein stätes Rößlein getragen.

Das Erbe Philipps fiel nun an die Pfarrfamilie zurück. Ach, wie hätte es ihn bekümmert, zu sehen, wie seine lang gesparten Thaler nach allen vier Winden hinflogen, nach Amerika, nach Riga, nach England, wer weiß, wohin noch? Heinrich hat Haus und Geschäft Staar übernommen, er hat eine alte Scheuer eingerissen, ein paar Fenster ausbrechen lassen und so Licht und Luft in die Ladenstube gelassen, die noch als Speisezimmer dient, während sein junges Weibchen in heiterer, behaglicher Wohnstube oben waltet.

VII.

Ein Mädchenleben.

1.

Laß ab zu fragen
Welcher Welten Abglanz
Die Jugend schmückt,
Es reden Greise
  Im Silberhaare,
  Dem Grabe versprochen
  Von der Jugend Wonne,
Und wissen zu sagen
Warum so selig
  So sorglos die Stunden
Und Tag' ihr entfließen, —
Und treffens — nie.

G. Pfizer.

Wer kann singen und sagen, was die Jugend sei? Wie wir an einer Rosenhecke tagelang vergeblich suchen können nach Einer Rose, die gerade in der rechten Vollendung erblüht ist, so können wir auch den ganzen Blumenflor jugendlicher Gestalten lange überblicken, bis uns Eine so recht und ganz das Bild der Jugend gibt.

Ich wollte, ihr hättet Malwina gesehen, dann wüßtet ihr, was Jugend ist.

Eine Hebe nach Canova's Vorbilde war sie eben nicht, dazu war ihre Gestalt etwas zu voll, die Röthe ihrer Wangen mahnte mehr an den frischen Anhauch eines hellen Wintermorgens als an die zarte Mandelblüthe, aber aus ihren klaren, braunen Augen, aus allen Zügen des fröhlichen, offenen Angesichts blühte ein herzerfreuender Frühling voll Jugendlust und Seelengüte.

Sie war fröhlich den lieben langen Tag und noch länger, nicht mit der sprudelnden, lärmenden, kichernden Fröhlichkeit mancher jungen Mädchen, die dem unbefangenen Zuschauer angst und bange macht, und von der, wie vom Champagnerschaum, fast nichts im Glase bleibt, wenn er verflogen ist; nein, mit einer kerngesunden, klaren, ruhigen Heiterkeit, die den anmuthig kräuselnden Wellen eines tiefen See's gleicht, in dem sich der blaue Himmel spiegelt.

Schon früh Morgens, wenn sie den Frühstücktisch ordnete, mit dem ruhigen sichern Anstand, der so lieblich stand zu ihrer kindlichen Unbefangenheit, da schaute sie so frisch und hell darein, daß man meinte, sie müsse etwas ganz besonders Erfreuliches zu verkünden haben. O, sie wußte gar nichts Neues, nichts, als daß ihr's eben so gar wohl war auf der Welt! Sie hatte stets etwas, auf das sie sich freute, sie freute sich auf ihre Hühner und Tauben wie sie so lustig ihr Morgenfutter pickten, auf die Blumen, die über Nacht im Garten aufgegangen, man hörte ihre helle Stimme in der Küche, wo sie sich freute, bis der Vater zu Mittag ihre guten Gerichte loben würde, und wenn er sie nicht lobte, so freute sie sich doch, daß es dem kleinen, dicken Vetter, der da speiste, so gut geschmeckt habe.

Nach Tisch freute sie sich ungemein, bis sie an ihrem Nähtischchen sitzen konnte, da waren Blumen am Fenster und ihre Vögelein, und so oft sie die Augen erhob, sah sie in

das schöne, grüne Thal und an den Hügel mit der alten Burg, und wenn sie bei der Arbeit nicht sang oder mit der Mutter plauderte, so wiederholte sie sich laut oder leise die schönsten Lieder ihrer liebsten Dichter. Dann freute sie sich wieder auf das Dämmerstündchen, wo sie mit den Freundinnen einen kleinen Gang machte oder auf die Bank vor dem Hause saß, wo es kein Ende gab mit wichtigen Plaudereien.

Dauerte das etwas zu lang und die Mutter schalt, nun das war keine Freude, und Malwina schüttelte es gar nicht leicht ab, aber sie tummelte sich zur Sühne ein wenig flinker, und wenn sie mit der alten, heitern, treuherzigen Miene die Lampe brachte und den Abendtisch richtete, da hatte die Mutter den Unmuth längst vergessen, und sie konnte sich schon wieder freuen auf die stille Zeit nach dem Abendessen, wo sie zu ihrem Strickzeug lesen durfte.

So schön war's alle Tage, am schönsten aber der Sonntag, wo sie Morgens zur Kirche ging und wo Nachmittags die junge Welt manchmal einen fröhlichen Spaziergang machte, oder wo sie allein mit ihren Büchern in die stille Laube saß und sich umrauschen ließ von der Wunderfluth der Poesie, während draußen die Bienen summten, die Vögel sangen und das reiche geheimnißvolle Leben der Natur um sie webte und schwebte.

Das war im Sommer und Frühling, aber sie freute sich eben so herzlich auf den Herbst, auf die langen traulichen Winterabende. Denn neben diesen alltäglichen Freuden gab's noch gar viel besondere, farbige Blumen auf einem lieblich grünen Wiesengrund: Geburtstage, Weihnachten, wo sie eine heimliche Werkstätte für Ueberraschungen in ihrem Stüblein hatte und unerschöpflich war an sinnreichen Erfindungen; auch war Malwina nicht zu zart besaitet, um Freude an dem zu finden, was man so gewöhnlich Vergnügen nennt.

Eine Mädchenvisite, eine Landpartie, eine Schlittenfahrt, ein Ball, auf das alles konnte sie sich tagelang freuen und nachher gar vergnüglich und angelegentlich darüber plaudern. Sie war überall dabei, wo's fröhlich herging, und den trockensten Zuschauern ging eine Ahnung vergangener Jugendlust auf, wenn die schöne, jugendliche Gestalt sich so ruhig anmuthig im Tanz bewegte und ihre guten Augen so herzensfroh drein leuchteten. Ihre Rosen waren ohne Dornen, kein Neid, keine kleinliche Eifersucht, keine gekränkte Eitelkeit verkümmerte ihr die Festeslust, sie freute sich, wenn sie viel Tänzer hatte, und war Mangel daran, wie das auf Landbällen oft der Fall zu sein pflegt, so blieb sie zufrieden sitzen, dachte sich hübsche Lieder aus zu der Tanzmusik und lächelte gemüthlich den tanzenden Freundinnen zu. Wie sie mit fröhlich erwartendem Herzen gekommen war, so ging sie mit befriedigtem heim, und legte sich nieder und schlummerte ein an den heiteren Ballweisen, die ihr im Ohr nachklangen. Am Morgen d'rauf sah sie wieder so hell und frisch d'rein, wie eine Mairose, und besorgte noch fröhlicher und williger ihre Geschäfte, zum Dank für die genossene Freude.

Sie war daheim das einzige Töchterlein, die ältere Schwester war an einen Pfarrer in der Nähe verheirathet und versorgte die Eltern mit Enkelchen. Tante Malwina war die fröhlichste Gespielin der jungen Schaar und wurde allzeit mit Jubel begrüßt. Ganz geschickt kam's ihr nun freilich nicht, wenn eine große Wäsche oder gar ein Wochenbett der Schwester eben auf die Zeit eines Balles fiel, aber sie schickte sich gutes Muths darein, und wenn sie auch hie und da gesund schlief neben einem schreienden Säugling, so versäumte sie doch keine Pflicht und freute sich nur ein bischen, bis sie wieder heim durfte.

War Malwina fromm? — Ach, diese Frage ist bei

jungen Mädchen eben so schwer zu bejahen als zu verneinen. So reiche Quellen aus dem Born des Heils und Segens fließen der Jugend von selbst zu, noch eh ein sehnendes Auge darnach späht, ein dürstendes Herz darnach lechzt: Glaubensfähigkeit, Liebe, Vertrauen, Freiheit von weltlichen Interessen, — aber wir lassen so oft diese köstlichen Quellen im Sand verrinnen, die wir nachher mit Mühe und Schweiß wieder aus der Tiefe des verhärteten Bodens graben müssen.

Malwina war ein gutes Kind, sie ging gern zur Kirche und bemühte sich andächtig zu sein, sie legte sich nie zur Ruhe, und wär's nach einer Ballnacht gewesen, ohne aus Witschels Morgen- und Abendopfern ein Gebet zu lesen, und vor dem Einschlafen dankte sie aus eigenem Herzen dem guten Gott für alle Freuden des Tages. Sie faßte gute Vorsätze die Menge und war oft bekümmert, daß sie sie nicht besser halten könne, doch nicht allzusehr. Sie fürchtete auch den Tod nicht, o, gar nicht! sie ging gern auf den Kirchhof und las die Inschriften auf Grabsteinen, und wenn sie an die Ruhestätte eines jungen Mädchens kam, so dachte sie, wie schön es doch sein müsse, so jung zu sterben, und weinte aus lauter Mitleid mit den vielen Herzen, die ihr früher Tod betrüben würde. Sie hatte dem Tod noch nie in's Auge gesehen. Wohl fühlte sie manchmal eine tiefe unaussprechliche Sehnsucht, Fragen stiegen in ihrer Seele auf, auf die Witschel und die Stunden der Andacht ihr keine Antwort gaben, aber das Leben war wieder so schön und so reich! ‚im Himmel würde sie schon Alles erfahren,' dachte sie. Denn das schien ihr ganz natürlich, daß sie in den Himmel kommen und als selig verklärter Geist die Ihrigen umschweben werde.

Nicht die kleinste Quelle ihrer Freuden war ihr Stübchen, ihr eigen Stübchen. Sie sah es freilich nicht, vom Morgen, wo sie es in Ordnung gebracht, bis zur Nacht,

wo sie zur Ruhe ging; das Haus war nicht so vornehm organisirt, daß man das Fräulein auf ihrem Zimmer gesucht hätte; den Tag über mußte sie an Ort und Stelle sein, dem Winke der Eltern gewärtig. Aber wie traulich war's in der stillen Nacht, wenn sie es in seinem zierlichen Schmucke wieder fand, die niedlich geordneten Tischchen mit allerlei kleinen Herrlichkeiten, das Blumenkörbchen, das sie in der Früh mit duftigen Blümchen gefüllt hatte, das Bücherbrett mit seinen Schätzen! Wie freundlich grüßten sie die alten Ahnenbilder, die sie aus der Rumpelkammer geholt, vom Staube gereinigt und hier wieder zu Ehren gebracht hatte! So ein stiller, friedlicher Geist durchwehte den Raum, da holte sie ihre liebsten, heimlichsten Gedanken hervor und sah hinaus in das klare Mondlicht, das die alte Burg umfloß, und wenn sie das Fenster geschlossen, und wenn sie ihr Licht gelöscht, da barg sie ihr Haupt in die Kissen und flüsterte leise, ganz leise in sich hinein: „es kommt immer noch schöner!"

2.

Ach, daß es doch bliebe
Dieß Paradies!
Der Traum der Liebe
Ist gar so süß.

Th. Körner.

Und es kam noch schöner. In die alte Burg, die wieder wohnlich hergestellt worden, zogen mit dem Frühling zwei junge Grafen, die Erben der alten Herrschaft mit einem Hofmeister; sie sollten hier in der Landluft erstarken und fleißig studiren, um im nächsten Jahr eine große Reise mit Nutzen antreten zu können.

Unbeschadet der Studien durften sie jedoch an den geselligen Kreisen des Städtchens Antheil nehmen, was große

Bewegung verursachte. Bis jetzt hatte man nur Kaffeevisiten von Damen gekannt, und nur im Wirthshaus bei Bällen und Casino's Herren getroffen, jetzt sollten offene Abende, gemeinsame Kaffee's im Garten gegeben, ja auf den Winter sogar Versuche in musikalischen Soireen und Theedansants gemacht werden. Die Grafen waren ein paar hochaufgeschossene ziemlich unbeholfene Knaben von fünfzehn und sechzehn Jahren, aber es waren doch Grafen; und es klang gut, wenn ein Töchterlein auf eine Aufforderung zum Tanz erwiedern konnte: „Bedaure, ich bin mit Graf Lohenfels engagirt."

Malwina berührte der Sturm dieser Begeisterung für die erlauchten Aufschößlinge nicht viel, sie war schon achtzehn vorüber, da kamen sie ihr wie Kinder vor, und sie verkehrte mit der ruhigen Würde einer älteren Schwester mit ihnen, obgleich ihr heiteres, ganz und gar unbefangenes Wesen den jungen Leuten ungemein zusagte, so daß die übrige Damenwelt über die eifrige wiewohl höchst bescheidene Huldigung, die sie Malwinen darbrachten, leicht hätte eifersüchtig werden können.

Eine anziehendere Persönlichkeit als die jungen Grafen war Werner, der Hofmeister, ein durchaus nicht gewöhnlicher junger Mann, aus dessen dunklen Augen und geistig belebter Unterhaltung Malwinen ein neues Leben aufging. Es machte sich allmälich wie von selbst, daß er bei Landpartien und Gesellschaften, an denen er mit seinen Zöglingen Theil nahm, ihr beständiger Begleiter wurde. Malwina war strebsamen Geistes und ihre Fragen hatten nie zuvor so willige und belehrende Antwort gefunden. Werner lehrte sie ein wenig Botanik, was Wald und Garten und Wiese mit neuem Reiz für sie belebte, er erbot sich, ihr mangelhaftes, halb verlerntes Französisch wieder aufzufrischen, und wurde gar nicht ungeduldig, wenn der deutsche Mund seiner blühen-

den Schülerin sich etwas ungeschickt für die höchste Finesse des Accents zeigte, und wenn sie auf seine Rügen mit fröhlichem Lachen antwortete; er mußte im Interesse seiner Zöglinge die neueste Literatur kultiviren und hatte ihr stets etwas Schönes mitzutheilen, und bald blickte sie in den Büchern nur noch nach den Stellen, die er ihr bezeichnet hatte, er verstand so gut, was sie ansprechen mußte! Werner war sehr musikalisch und brachte neuen Umschwung in die bisher sehr mangelhaften Leistungen der tonliebenden Jugend. Statt der bisher beliebten neuesten Lieder: „Alles was wir lieben lebe“ — „Streicht die Falten vom Gesichte“ brachte er schöne alte Volksweisen auf, und Malwina dünkte es, jetzt erst wisse sie, was Gesang sei. Ihre ganze Seele sang mit, wenn sie mit Eichenzweigen geschmückt von einem fröhlichen Waldspaziergang heimkehrten und ein frisches Waldlied anstimmten, oder wenn sie singend den blauen Fluß hinunter schifften.

So wurde es Herbst unter lauter stiller Seligkeit, frohen Erwartungen und schmerzlosem Sehnen. Die ganze junge Welt zog abermals singend mit Fackeln von einer Weinlese nach Haus, voran die jungen Grafen, etwas unbehülflich am Arm der Oberamtmannstöchter, die triumphirend umherschauten und ihr Möglichstes thaten, ihre Kavaliere nicht zu verlieren, in der Nachhut Malwina mit einer Freundin:

Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus,

stimmten die Studio's der Gesellschaft an:

Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm,
So g'hör i mein und dein,

klang eine schöne tiefe Stimme in Malwina's Ohren. Werner stand neben ihr und zog leise ihren Arm durch den seinen:

Bin i dann, bin i dann dei Schätzele no,
So soll die Hochzeit sein!

sang er ihr fröhlich zu, und Malwina sang mit und ging mit, wie in einem glückseligen Traum, sie dachte an keine Vergangenheit, an keine Zukunft mehr und meinte, so sollte es in alle Ewigkeit fortgehen.

Auch ein Quartett hatte der unermüdliche Werner zu Stande gebracht; die Gesänge wurden in einem öffentlichen Garten einstudirt, nahe dem Schloß, gerade Malwina's Garten gegenüber; sie saß, wie sonst, noch bis zum Spätherbst an schönen Sonntagen mit ihren Büchern in die Laube, warum sollte sie nicht? aber die Bücher ruhten. Drüben sangen sie Göthe's Lied:

Dem Schnee, dem Regen,

und wie wunderbar klang es herüber:

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen:
Krone des Lebens
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du.

Ach, Malwina hatte nicht gewußt, daß das Leben so schön sei!

An den Bällen und Theedansants, die mit der Winterzeit begannen, nahm Werner, seines geistlichen Berufs wegen, nur passiven Antheil. Dem Tanz entsagen konnte Malwina darum nicht, das hätte sie nicht gewagt! aber sie legte keinen Werth mehr darauf. Mitten im wirbelnden Reigen sah sie immer die stille dunkle Gestalt, fühlte sie den Blick der tiefen Augen, die ihr mit leiser Bewunderung folgten. Er hatte nicht nöthig, auf ihre Tänzer eifersüchtig zu sein. Der strahlende Blick, mit dem sie nach dem stillen Kavalier aufblickte, den sie sicher war hinter ihrem Stuhl zu finden,

wenn sie an ihren Platz zurückkehrte, der wog viele Walzer auf, und wie gar oft hatte sie in der eifrigen Unterhaltung mit Werner Tanz und Tänzer vergessen, bis sie gemahnt wurde!

In jeder Nacht, eh sie sich niederlegte, sah sie im Schloß auf dem Hügel drüben noch ein einsam Licht, das mußte das seine sein, und mit einem Nachtgebet für ihn schlief sie zu süßen Träumen ein.

Die gute Mutter nahm selten Antheil an den Gesellschaften der jungen Welt, der Vater war meist dabei, hatte aber ein unübertroffenes Talent, nichts zu sehen und zu hören, was nicht unmittelbar in seinen Geschäftsbereich fiel, ja, er konnte sich eine Sache recht gründlich vortragen lassen, sogar eine neutrale Antwort darauf geben, und nachher doch alles Ernstes versichern, davon habe man ihm noch kein Sterbenswörtchen gesagt. Malwina war sehr offener Natur, aber der Mutter hatte sie doch nichts zu sagen; sollte sie ihr gestehen, was sie sich ja selbst nicht sagte? hatte doch Werner noch kein Wörtchen von Liebe mit ihr gesprochen! Doch war die Mutter nicht blind für den neuen Frühling, der in ihres Kindes Herz und Augen aufblühte, nicht taub gegen Neckereien der Freundinnen und Anspielungen der älteren Damen, und sie pflog ernstlichen Rath über die Sache mit der ältern Tochter. Da nun aber nichts dagegen einzuwenden war, als daß die Geschichte etwas weitaussehend sei, so beschloß man, der Sache den Lauf und dem Kind die Freude zu lassen.

Der Frühling kam und mit ihm die Zeit für die Abreise der jungen Grafen. In Gesellschaft wurden nur noch Abschieds- und Wanderlieder gesungen, die Damen stickten Etuis und häkelten Geldbeutel in die Wette zu Andenken für die gräflichen Brüder. Malwina wußte wohl, für wen sie gern gearbeitet hätte, aber wie hätte sie dazu Muth

gehabt! Man gab Feste über Feste, überall fanden sich Malwina und Werner zusammen; Malwina dachte nicht über die nächste Stunde hinaus, in glückseliger Wehmuth lebte sie im Augenblick.

Es war der letzte Abend. Die Stadt gab einen glänzenden Ball, Malwina war ganz in Weiß gekleidet, einen Zweig von weißen Rosenknospen im braunen Haar, so jung, so frisch, so lebensvoll, so selig in ihren stillen Thränen. Das erlaubte sie sich doch, den Cotillon nicht zu tanzen, man vermißte auch die Beiden nicht, die im Erkerkabinet neben dem Saal am offenen Fenster saßen und in die mondhelle Nacht hinaus schauten. Malwina verbarg die Thränen nimmer, die in ihren Augen standen, es war ja die Abschiedsstunde.

„Wir werden lange fort sein, wohl zwei Jahre,“ begann Werner, „finde ich Sie dann noch hier?“ Malwina sah ihn an durch die hellen Thränen mit ihren treuen, guten Augen, ein so süßes Geständniß, eine so herzinnige Zusicherung lag darin, er spielte gedankenvoll mit dem Ring an seinem kleinen Finger, einem Andenken von seiner Mutter, und faßte leise Malwina's Hand.

„Heute scheid' ich, morgen wandr' ich,“ erscholl es draußen nach vollendetem Tanz und „he, Sänger auf den Platz!“ schrie der festordnende Aktuar zur Thüre herein. Hocherröthend mischte sich Malwina unter die Mädchen im Saal und die Zwei sprachen sich den Abend nicht mehr.

Am andern Morgen früh fuhr der elegante Reisewagen vom Schloß weg. Malwina stand droben in ihrer Laube und sah ihm nach, so weit sie konnte, dann weinte sie sich so recht von Herzen satt und ging langsam heim. Da stand auf ihrem Nähetisch ein wunderschöner Rosenstock, „vom Schloß,“ sagte die Mutter, „die Grafen haben ihre Orangerie vertheilt, Oberamtmanns Mädchen haben die Pome-

ranzenbäumchen, Kameralverwalters Marie die Kamelia, das Rosenbäumchen schickt Herr Werner.“ Ein Papierstreif steckte zwischen der Blume und dem Stäbchen, zufällig? absichtlich? es war ein Streifen von einem Notenblatt, der Schluß des bekannten Schifferliedchens:

Ein Jahr ist bald vorbei,
Meine Lieder
Bring' ich wieder,
Und mit ihnen meine Treu'.

Die Mutter streichelte sanft Malwina's Wangen, und zum ersten Male seit der frühen Kinderzeit weinte sich das Kind am Mutterherzen aus.

3.

Haben wir auch schön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo sich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden.

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke,
Träume müssen ja verblühen.

Lenau.

Zwei Jahre dauerte die Reise der jungen Grafen. Zwei Jahre lang hörte Malwina kein Sterbenswörtchen von Werner. Das beunruhigte sie gar nicht, war er ja doch noch nicht frei und hatte sich zuvor mit keiner Sylbe erklärt! zur rechten Zeit wird er schon kommen und reden! Sie verzehrte sich nicht in Thränen und Sehnen, ihre Wangen blieben roth, ihre Augen hell, sie sang, sie lachte, sie plauderte wie zuvor, aber ein stilles Kämmerlein in ihrem Herzen blieb ganz eigen zubereitet für den Entfernten, und nur, wenn sie allein war, ganz allein, oder wohl auch allein mit der aller=

besten Herzensfreundin, ließ sie ihren lieben Traum heraus an's Sonnenlicht, und wenn sie schüchtern fragte: „meinst du, er vergesse mich nicht?“ so tönte eine jubelnde Stimme in ihrem Herzen: „nein, o nein!“ und wenn sie Maßliebchen auszupfte und das Orakel auf die Frage: „er liebt mich?“ antwortete: „gar nicht!“ und wenn sie Kränze von Grashalmen knüpfte und es wollte kein Kranz werden, da widersprach den bösen Omen immer wieder ihre freudige Herzenszuversicht. Wenn sie in der Laube saß, sang sie so herzinnig in die Welt hinaus:

Du bist mir ja nicht ferne
Du stehst in meinem Sinn,
Gleich einem schönen Sterne,
Geh' du nur immer hin.

Und wie schön war's jetzt erst in ihrem Stübchen, in der stillen Nacht, die die Fernen so zusammenrückt, unter den Sternen, die auch seinen Pfad beschienen!

In besonders festlichen Stunden, da öffnete sie die Schatzkammer, in der sie die Andenken aus ihrer schönen Zeit verwahrte, — o, sie wußte gar nicht, warum man die Trennung als so herbe schilderte, es war ja auch jetzt so schön! Und wenn sie an ein Wiedersehen dachte und an Alles, was darüber hinaus lag: an ein trauliches Pfarrhaus, an ein paar schöne dunkle Augen, in die sie in Liebe blicken durfte, all' ihr Leben lang . . . . ach nein! so vermessen wollte sie gar nicht sein, sie rief die vorlauten Gedanken wieder heim und schloß die Augen und flüsterte wieder leise: „Es kommt immer noch schöner.“

Nun gehörte freilich zur Sache, daß Malwina in dieser Zeit Schaaren von Freiern abgewiesen hätte. Damit aber war es gerade nicht so gefährlich, — Mädchen, die auf

jedem Schritte von Schaaren von Anbetern und Werbern umdrängt sind, sind selten in unseren Tagen und ihre Liebenswürdigkeit muß einen goldenen Hintergrund haben; — aber auch, wo Malwina's anmuthige Erscheinung ein Herz und ein Auge fesselte, sagte ihre gelassene, ruhige Weise, mit der sie Aufmerksamkeiten aufnahm, daß hier kein Feld für Eroberungen sei.

Die Mutter ließ das Kind gewähren und rüstete im Stillen die Aussteuer. Malwina ließ sie weben und bleichen, nur zugeschnitten und genäht durfte ja nichts werden, beileibe nicht. Doch trug sie selbst mit heimlicher Freude die Linnenschätze ein und lächelte in ihrem tiefen Erröthen, wenn alte Frauen das feine Tischzeug mit lauter Bewunderung musterten und sich dazu mit bedeutsamem Nicken ansahen.

Die zwei Jahre waren verflossen und manche Woche darüber, da kamen gräfliche Bediente, um das Schloß wieder in Stand zu setzen, wo die jungen Grafen nach ihrer Rückkehr einen flüchtigen Besuch machen wollten, ehe der Aeltere die Güter im Auslande bezog und der Jüngere eine militärische Laufbahn antrat.

Abermals große Bewegung im Städtchen, große Spannung, wie wohl die jungen Herren sich gemacht, große Zubereitungen zum Empfang, Ehrenpforten, Transparente — man wollte sich in dem öffentlichen Garten, nahe der Burg, versammeln, den sie passiren mußten, und sie dort begrüßen.

Malwina nahm wenig Theil an den Vorbereitungen, sie wäre auch am Tage des Empfangs am liebsten allein in ihrer Laube geblieben und hätte ihn von dort aus zuerst gesehen, wie konnte sie ihn denn begrüßen in all der Menge? Dann hätte er sie vielleicht vermißt und gesucht und .... o, das war schon wieder vermessen, und da der Vater an der Bewillkommungsgesellschaft Theil nahm, so ging sie denn doch mit.

Es dauerte lange, bis die Erwarteten kamen; das Bier war fast getrunken, die festliche Stimmung erlahmt, Malwina war recht froh an einer gesprächigen Freundin, die ihr heute das Reden ersparte, recht froh, daß man doch ihr Herz nicht klopfen hörte, als endlich zwei Wagen heranrasselten und am Fuße des Schloßbergs hielten; es schwamm ihr vor den Augen, sie sah nimmer, wer den Berg herauf stieg und in den weit geöffneten Garten eintrat.

Es kam etwas anders, als die Honoratiorenschaft geglaubt. Die Gräfin Mutter, die sich eben in der Residenz aufhielt, begleitete diesmal die Söhne selbst, nebst einigen Herren und Damen der Residenz, denen man einen ländlichen Tag bereiten wollte.

Ziemlich erstaunt betrat sie den bevölkerten Garten, den sie mit vornehm höflichem Gruße durchschritt, die Söhne folgten ihr und die verblüffte Versammlung hätte das Nachsehen gehabt, wenn nicht die Grafen sich alsbald besonnen hätten und nach kurzer Entschuldigung bei der Frau Mama zurückgekehrt wären.

Ganz charmant hatten sich die jungen Leute gemacht, außerordentlich vornehm und gewandt, die jungen Damen und die Herren von ehemals fanden sich gar nicht mehr zurecht mit ihnen. Malwina saß seitwärts an einem Tischchen bei dem Vater und der Freundin und blickte nicht auf. Da tönte die alte, wohlbekannte Stimme an ihr Ohr: „Ah, meine Damen, es freut mich, Sie so blühend wieder zu finden.“ Malwina drängte sich alles Blut zum Herzen, in diesem Augenblick war sie bleich, der Vater begrüßte Wernern laut und dieser ging sehr eifrig auf ein Gespräch über die Reise ein! — kein Wort, keinen Blick mehr für Malwina, ihr war, als erstarrte ihr Herz zu Stein; also das war das Wiedersehen!

Willenlos ließ sie sich von der neugierigen Freundin in die Nähe der Grafen leiten — Graf Heinrich, in dem Niemand mehr den aufgeschossenen, bleichen Knaben erkannt hätte, erzählte so eben der Frau Notarin: „ja, Sie sollten sehen, welch schöne Braut Herr Werner sich gewählt hat, ein Fräulein von Adenheim, von guter Familie; sie hielt sich als Gesellschaftsdame bei meiner Tante in Schlesien auf, wo wir einige Monate zubrachten; arm freilich, aber er bekommt nun die herrliche Pfarrei und Tante stattet sie reichlich aus, und süperbe ist sie, auf Ehre süperbe, eine Schönheit in der That.“ Malwina hörte das wie im Traum, es klang ihr in den Ohren, es wurde ihr dunkel vor den Augen, aber sie fiel nicht in Ohnmacht, sie hielt sich aufrecht und gab mechanisch Antwort, wenn sie gefragt wurde; Werner näherte sich ihr nicht mehr an diesem Abend.

Daheim erklärte sie sich für sehr müde; die Mutter ging ihr in's Stübchen nach. Da saß sie, stumm und unbeweglich, die Hände vor dem Gesicht — so war's vorüber. Die Mutter nahte leise: „Kind, was ist's?“ Malwina sah sie bittend an: „Mutter, nicht wahr, Du fragst nicht? es hat nicht sein sollen!“ Die Mutter streichelt mitleidig das bleiche Gesicht; „Kind, gib Dich drein in Gottes Namen, komm, ich helf' Dich auskleiden, gut Nacht!“

Und endlich kommen die Thränen und Malwina birgt ihr Haupt in's Kissen und weint und weint, als wollte sie die Seele ausweinen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein so sonnenheller, blauer goldner Morgen nach einer so verweinten Nacht! Da sitzt Malwina vor ihrer kleinen Kommode und hat die Herrlichkeiten ihrer Schatzkammer vor sich ausgebreitet: eine Welt in Bildern!

Da ist die wilde Rose, die er ihr beim ersten Wald-

spaziergang von einem Felsen gebrochen, da ein Notenblättchen, das er ihr geschrieben, die Wasserlilie, die er selbst von einem entfernten Teich gebracht zu den botanischen Studien, ein Strauß von Waldblumen, aus dem er sich eine gezogen, Gedichte, die er ihr mitgetheilt, Skizzen, die er gezeichnet, ach, eine Reihe wunderbarer Erinnerungen that sich in den schlichten Zeichen auf. Sie faßte alles zusammen, sie erlaubte sich nicht, auch nur ein Blättchen zu behalten: „er gehört einer Andern.“ Und still sah sie zu, wie die Flamme eins ums andere verzehrte. Der schöne Rosenstock war noch übrig, er stand in herrlichen Knospen und Blüthen, den konnte sie nicht zerstören — zur Sühne begoß sie ihn mit Thränen und streute die Asche ihrer Schätze darauf, sie lehnte ihr thränenmüdes Haupt an's Fenster, nur einen einzigen Blick sandte sie noch zum Schloß hinüber, aber nicht Ein anklagender Gedanke stieg in ihrer Seele auf.

Es war vorüber.

4.

Und ob die Brust in Sehnsucht krankte,
Mehr hatt' ich noch als ich verlor,
Am stolzen Baum der Tugend rankte
Des Geistes Rebe sich empor.

G. Pfizer.

Vier Jahre waren seit jenem Wiedersehen verflossen und Malwina war nicht am gebrochenen Herzen gestorben. Ihre Wangen waren nicht erblaßt, ihre Augen nicht in Thränen erloschen, und vielleicht die Mutter allein sah, daß ihr Schritt weniger leicht war, ihr Lachen weniger helle klang als zuvor.

Einmal hatte sie Werner mit seiner Braut gesehen und wäre noch Ein bitterer Gedanke in ihrer Seele gewesen, bei

dem Anblick des zarten, anmuthigen, feengleichen Wesens hätte sie ihn überwunden.

Sie hatte lang vergeben, ja sie dachte, sie habe gar nichts zu vergeben.

Sie hatte sich viel bei der Schwester aufgehalten und war so über die erste peinliche Zeit verwunderten Flüsterns, neugieriger und bedauernder Blicke glücklich hinübergekommen, bis andere Neuigkeiten ihre Herzensangelegenheit aus dem Gerede der Leute verdrängt hatten.

Sie hatte die Zerstörung ihres schönen Traums in Demuth als eine Schickung Gottes hingenommen und dachte nun, ihr Herz ganz dem Herrn und der Pflicht hinzugeben. Sie meinte es recht aufrichtig, aber es wollte nicht so recht gehen, die unendliche Lücke in ihrem Herzen wollte sich nicht füllen, ein tiefes Ungenügen begann seine Schatten im Grund ihrer Seele auszubreiten, wenn auch ihr Angesicht noch hell und freundlich geblieben. Auch ihre sonst so blühende Gesundheit schien hie und da zu leiden, sie fühlte sich oft unwohl, doch mochte sie die Mutter damit nicht beunruhigen, zumal jetzt, wo eine große Sorge alle anderen Angelegenheiten aus ihrem Herzen verdrängte: ihre Mutter lag schwer erkrankt an dem peinlichen Leiden der Wassersucht und Malwina vergaß Klagen und Fragen in der Bemühung um die theure Kranke.

Die Schwester kam eines Tags zum Besuch und fand die Mutter zu ihrer Freude viel besser und heiterer. Malwina aber war gar still und nachdenklich und suchte bald mit ihr allein zu sein. „Nun, was hast denn Du heut' auf dem Herzen?“ fragte die Schwester neugierig — „Sophie, der Doktor war gestern da“ — „Nun ja, er kommt ja alle Tage“ — „Er hat mit mir gesprochen“ — „Wird schon mehr geschehen sein“ — „Aber er will mich ja heirathen!“ stieß

endlich Malwina heraus. — „Der? Dich?“ rief die Schwester mit hellem Lachen, „der ist gar nicht dumm; was hast Du gesagt?“ — „Noch nichts, ich wollte Dich vorher sprechen und die Eltern“ — „Hast ihn denn nicht gleich abschweben lassen?“ — „Nein,“ sagte Malwina leise, aber fest, „ich habe im Sinn, ja zu sagen.“ — „Du? — hör, Kind, was denkst Du? Weißt Du, daß der Doktor fünfzig ist; grad noch einmal so alt wie Du, wenn Du dann einmal vierzig bist, so ist er achtzig!“ — „So gefährlich ist's nicht,“ meinte Malwina lachend, „er ist mir gar nicht zu alt, und dann denke, wie viel er an der Mutter gethan hat.“ — — „Ist seine Schuldigkeit.“ — „Und die armen verwaisten Kinder!“ — „Da gerade sitzt's, Kind, da besinn' Dich wohl, sechs Kinder anzutreten ist kein Spaß, man sagt da wohl vom schönen Wirkungskreis, und die jungen Stiefmütter bringen einen rechten Ueberschuß von Mutterliebe und Pflichttreue mit, aber das verfliegt, und frage an nach zehn Jahren, ob unter hundert Stiefkindern nicht sechzig ihre neuacquirirte Mutter wohlfeilen Kaufs ziehen ließen und ob die Mutter nicht eben so wohlfeil den schönen Wirkungskreis gäbe. Und dann ist der Doktor selbst ein wunderlicher Patron und ein trockener Dings, für eine poetische Natur wie Du's bist.“ — „Ich mache keine poetischen Ansprüche mehr und habe Alles wohl erwogen,“ sagte Malwina ruhig; „den Doktor kann ich von Herzen achten, das ist genug; die Kinder sind mir eben ein Grund, ihn zu nehmen, und ich weiß, was ich damit übernehme. Siehst Du, wenn man nicht mehr glücklich werden kann, weißt, so recht glücklich, da ist's wohl am besten, eine recht große schwere Pflicht auf sich zu nehmen, das bringt dann wohl Frieden,“ und sie brach in ein herzliches Weinen aus, das letzte Grablied für ihren geschiedenen Herzenstraum.

Nun, die Sache kam den Eltern zum Vortrag, die Mutter wiederholte so ziemlich die Vorstellungen der Schwester, der Vater faßte sich kurz: „Du mußt ihn haben, Mädchen, nicht wir, also mußt Du Dich besinnen; willst Du, so thu's in Gottes Namen." Malwina hatte sich besonnen und so gab sie in Gottes Namen dem Doktor ihr Jawort, nur die Hochzeit sollte verschoben werden, bis die Mutter ganz genesen sei. Ihren schönen Rosenstock schenkte sie nun ihrer ältesten Nichte. Eine Weile war sie etwas bleich und still, aber bald wachte ihre alte gemüthliche Heiterkeit wieder auf.

5.

Schweigt ihr Wogen und Wellen,
Vorüber ist alles,
Glück und Hoffnung,
Streben und Lieben!
Ich liege am Boden,
Ein ödes schiffbrüchiges Herz
Am öden kahlen Strand.

Heine.

Der Doktor sah allerdings nicht aus, als ob er eine romantische Leidenschaft erwecken könnte, prätendirte es auch ganz und gar nicht. Man konnte ihn nicht sehen, ohne an das Motto auf der menschlichen Stufenleiter zu denken: ‚fünfzig Jahre stille stahn.' Er war ein stattlicher sauberer Mann, der mit seinem bräunlichen Gesicht und etwas ergrauenden Haaren unwillkürlich an einen Ulmer Pfeifenkopf erinnerte.

Er besuchte seine Braut regelmäßig alle Abende um sieben Uhr, und führte recht verständige Unterhaltungen mit ihr und dem Schwiegerpapa: wenn er hie und da einschlief, so war ihm das nicht übel zu nehmen, er war ein vielbeschäftigter Arzt. Er schenkte ihr einen schönen Shawl und

einen seidenen Regenschirm, und als er von der Mutter erfuhr, daß ihr Bücher Freude machen, brachte er ihr auch ein Buch zum Geburtstag, es war zwar der Siegfried von Lindenberg, der ihn in seiner Jugend ergötzt, aber eben darum nahm es Malwina freundlich auf. Bei den Kindern fand sie ein reiches Feld für ihre Thätigkeit, von den verwirrten Haarzöpfen bis zu den zerrissenen Schuhen. Sie gewöhnte sie bald an sich, jetzt schon brachten sie ihre Freistunden bei ihr zu und faßten alle eine herzliche Liebe zu ihr, besonders die Knaben, denen die Malwina-Mutter, wie sie sie nannten, das Höchste war.

Mehr und mehr blühte sie in stillem Frieden und in emsiger Geschäftigkeit auf. Sie war zwar fast vergnügter in Abwesenheit des Bräutigams, wo sie der Mutter täglich einen neuen Vorzug von ihm zu rühmen wußte, als in seiner Gegenwart; die bräutigamliche Zärtlichkeit, zu der er hie und da einen Ansatz faßte, duldete sie mehr als sie sie erwiederte, aber wenn sie ihr schönes Linnenzeug fertigte und zusammentrug, wenn sie Geschenke für die Kinder bereitete und immer wieder etwas Neues wußte, was dem Hermann und was der Bertha am meisten Freude machen würde — da hörte man ihr fröhliches Lachen, ihre alten Lieder wieder, und die Mutter, die statt der Genesung ihr Ende nahen fühlte, dachte mit voller Beruhigung an ihres Lieblings Zukunft.

Deßhalb bestand sie auch auf baldiger Hochzeit, obgleich sich der glückliche Bräutigam etwas kühl dabei verhielt; die Aussteuer war fertig, das Hochzeitkleid in Arbeit, und Malwina sollte nur zuvor noch eine Woche zur Schwester, dießmal um sich zu erholen, da sie in letzter Zeit so gar viel leidend gewesen, was man der großen Anstrengung bei Besorgung der Aussteuer zuschrieb.

Sie schrieb dem Bräutigam einen gar lieben herzlichen Brief; beim Schreiben fand sie sich noch leichter in bräutliche Gefühle, als beim Beisammensein. Sie war recht erstaunt, bald Antwort zu erhalten, sie wußte, der Doktor schrieb nicht gern Briefe, und rechnete ihm dieß hoch an. „Werther Freund!“ stand oben, ah, der hat am Ende die Adresse verwechselt und schickt mir einen falschen Brief! sagte sie lächelnd, das sieht seiner Zerstreuung gleich, las aber ohne Bedenken weiter. Das Lächeln verschwand bald von ihren Lippen und die Schwester erschrak, als sie sie nach einer Viertelstunde todtbleich mit starrem Blick, den Brief in der Hand, antraf. „Da lies,“ sagte Malwina gepreßt, verdeckte ihr Gesicht mit der Hand und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Die Schwester las:

„Werther Freund!

Habe zwar selten Zeit und Lust zur Korrespondenz, halte es aber im obigen Falle für Pflicht, ungesäumt zu antworten. Du schreibst mir, daß Du wegen Ablebens Deiner Frau zur Wiederverehelichung entschlossen bist und bittest mich um Vorsprache, da die Erkorene meine Verwandte. Ich rathe Dir, die Sache nochmals zu erwägen, und führe zu diesem Zweck mein eigenes Exempel an, was ich sonst jedenfalls bei mir behalten hätte. Ich habe nach leiblichen und geistigen Beziehungen eine zweckmäßige Wahl getroffen und habe demungeachtet alle Gründe, selbige ungeschehen zu wünschen. Eine so viel jüngere Person taugt für einen gesetzten Mann in Jahren nicht mehr, ich werde mich viel mehr belästigt finden durch die Zeit und Aufmerksamkeit, die sie in Anspruch nimmt, als zuvor bei meiner Haushälterin oder auch bei meiner Frau selig der Fall war. Ich sehe allbereits, daß Visiten, Gäste, jeweilige Reisen und dergleichen

Beschwerden unvermeidlich sein werden. Das ist nun ein Uebel, in das man sich schicken muß. Aber es ist noch ein bedenklicherer Umstand: meine Braut ist in letzter Zeit häufig unwohl und ich habe triftigen Grund anzunehmen, daß der Sitz des Uebels im Rückenmark ist: tabes dorsalis. Wie wenig da zu machen, sagt die medizinische Erfahrung aller Zeiten. Somit sehe ich allem Drangsal einer kranken Frau entgegen, während ich gerade auf eine gesunde und rüstige Person reflektirte.

Meine Kinder wären zwar vor der Hand vortrefflich versehen, aber unter besagten Umständen dauert das nicht lang, auch wäre diesem Uebelstand und der Beschwerde der Haushälterinnen jetzt ohnedieß abgeholfen, da meine Schwester seit etlichen Monaten Wittwe ist, und zu mir ziehen könnte, was beiderseits auch bedeutende Kostenersparniß mit sich brächte.

Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden, führe auch dieß alles nicht an, um zu klagen, sondern um Dir zu umsichtiger Erwägung Deines Vorhabens zu rathen &c. &c."

Weiter hatte Malwina nicht gelesen. Das waren die Gedanken des Mannes, dem sie sich mit ganzer voller Seele hingeben wollte, dazu hatte sie täglich zu Gott um Kraft gebetet, ihn recht glücklich machen zu können! Nach zwei Tagen kam der für sie bestimmte Brief des Doktors, der wirklich falsch adressirt gewesen war. Nun verstand sie seine kühle Sprache, heucheln war des Doktors Sache nicht. Sie hätte vielleicht um seiner Kinder, um ihrer Eltern willen, ihren weiblichen Stolz überwunden und doch ihr Wort gehalten, aber seine Sorge wegen ihrer Kränklichkeit entschied. „Wenn ich leiden und sterben soll, so solls allein sein" und sie löste den Bund auf. Sie blieb still und geduldig bei

allen Stürmen, die dieser Schritt nach sich zog, bei dem Schelten des Vaters, dem Kummer der Mutter und dem wirklich aufrichtigen Bedauern des Doktors, der noch lange nachher versicherte: er hätte selbst nicht geglaubt, daß man sich so an ein Frauenzimmer attachiren könne. Unter tausend Thränen brachte sie den Kindern die ihnen zugedachten Geschenke und bat sie, sie oft zu besuchen; sie blieb aufrecht an dem Lager der Mutter, bis sie ihr nach langem Kampf die Augen zugedrückt; — dann brach ihre Kraft zusammen, gebrochen an Seele und Leib, eine tiefe Bitterkeit im Herzen, mit der sie vergebens kämpfte, zog sie sich aus den Kreisen der Jungen und Frohen zurück.

6.

Du bist's, der was wir bauen
Mild über uns zerbricht,
Daß wir den Himmel schauen,
Darum so klag' ich nicht.
Eichendorf.

Seit jener Zeit waren acht Jahre dahin. Malwina's Jugendheimath hatte sich ihr geschlossen für immer; ein Schlaganfall hatte den so kräftigen Vater unerwartet weggerafft und Malwina hatte im Haus der Schwester ein Asyl gefunden.

Wir müssen in ein stilles Hinterkämmerlein treten, um sie zu finden, und auch dann haben wir Mühe in dem Jammerbild auf dem Lager sie wieder zu erkennen. Ist dies bleiche, schmerzverzogene Antlitz, diese abgemagerte Gestalt, diese von Leiden gedämpfte Stimme noch die blühende, jugendkräftige Malwina? Kein Zug mehr von dem frischen, frohen Mädchenantlitz!

Aber in der Klarheit dieser Augen ist das Licht eines ewigen Frühlings angebrochen, ein Frieden, süßer und seliger als das Glück ihrer Jugendtage, ist über diese Leidenszüge gekommen, und auf jede bange Frage, die aus der Tiefe ihres schmerzgedrückten Herzens aufsteigt, liegt auf ihren blassen Lippen die Antwort: meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.

Die äußere Geschichte ihres Lebens läßt sich kurz zusammenfassen. Nicht lange nach des Vaters Tode begann das lang gefürchtete Uebel trotz aller Hilfe mehr und mehr zuzunehmen; was zuvor Folge der Trauer und innern Ueberdrusses gewesen, ein Zurückziehen aus geselligen Kreisen, das wurde allmälich zur Nothwendigkeit. Die Pflege eines Mädchens genügte nimmer, das ernstlich gemeinte Anerbieten des Doktors, in sein Haus, in die Pflege seiner Schwester zu ziehen, lehnte sie dankend ab und nahm die bescheidene Zuflucht an, die ihr die Schwester anbot. Bald sah sie sich gänzlich an's Bett gefesselt und hier lag sie nun seit Jahren in namenlosen Leiden, die zunahmen mit der wachsenden Schwäche, unfähig zu der geringsten Leistung, viel und oft einsam, trotz des redlichen Willens der Ihrigen, — allein mit sich und ihrem Gott.

Wie aber war ihr inmitten zunehmender Qualen der Seelenfrieden, die innere Freudigkeit, die ungebrochene Geduld gekommen, die nun ihre Gefährten auf dem Schmerzenslager waren? Welcher Mund war beredt genug gewesen, um Schmerz und Bitterkeit aus ihrer Seele wegzunehmen, um das Licht einer unvergänglichen seligen Hoffnung in ihr anzuzünden, das keine Leidensnacht mehr löschte?

Geh umher an Kranken- und Sterbelagern, wo aus der todtmüden, zusammenbrechenden Hülle eine Kraft sich erhebt, die nicht von dieser Welt ist; geh an Gräber, wo

Mütter ihr einziges Kind, Gattinnen ihr einziges Glück, den Halt und das Licht ihres Lebens einsenken sahen und doch in getrostem Muthe sprechen: ziehet hin! ich habe euch ziehen lassen mit Trauern und Weinen, aber der Herr wird mir euch wiedergeben mit Freude und Wonne ewiglich. Da gehe hin und lausche den Fußtritten des Engels, der auch in Malwina's Seele Licht gebracht, da frage, woher die Stimme tönt, die da spricht durch das Dunkel der Nacht und über das Tosen der Wellen: „ich bin es, fürchtet nichts.“ Eine andere Antwort vermag ich nicht zu geben.

Und was ist aus Malwina's Thatendrang geworden, wo sind die Pflichten, deren Ausübung die Lücke in ihrem Herzen füllt? O, sie ist nicht unthätig, obwohl sie die Hände kaum mehr zum Gebet falten kann. Wenn man den Schwager rühmt mit verstecktem Bedauern wegen seines Edelmuths, mit dem er die unglückliche Schwägerin aufgenommen, wenn man die Pfarrerin mitleidig fragt, wie sie denn fertig werden könne mit all der Haushaltungslast neben der elenden Schwester, da antworten sie mit voller Ueberzeugung: es ist ein Engel unter unserem Dach! und sie reden wahr. Der Segen, der von diesem Engel ausgeht, zeigt sich nicht in äußerm Gedeihen, aber in dem sanften und stillen Geist des Friedens und Genügens, der durch das Haus weht.

Die wilden Neffen, die leichtsinnigen Nichten, auf die die gesunde Tante Malwina, so lieb sie ihnen war, gar wenig Einfluß gehabt, wie sind sie so ernsten sanften Sinnes geworden im Umgang mit der Kranken! Sie quält Niemand mit Predigen, ihr Ohr und Herz ist offen für jede kleine Alltagssorge, jede Freude und jedes Leiden des Lebens, sie hat einen verständigen Rath für jedes bedeutende Anliegen, aber eine gewaltige Predigt tönt lautlos von diesen bleichen Lippen, spricht aus diesen frommen klaren Augen.

Eine treue Gehilfin hat der Pfarrer an ihr auch bei seiner Gemeinde; so manch unzufriedenes Weib, manch verhärtetes Kind ist still und mit nassen Augen aus dem Krankenstübchen gekommen und allmälich ist „die Jungfer Malwina“ die geheime Räthin des halben Dorfs geworden.

Im Dorf ist ein eigener Arzt, der längst seine Kunst in vergeblichen Versuchen erschöpfte, ihr Linderung zu verschaffen, aber auch der Doktor aus der Stadt, ihr ehemaliger Bräutigam, besucht sie noch öfters und bringt manchmal seine Kinder mit. Sie haben einmal eine lange Unterredung zusammen gehabt, die Schwester, die vor seinem Abschied ins Zimmer trat, sah, wie sie ihm herzlich die magere Hand bot, der sonst so harte Mann konnte vor Thränen nimmer sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kein irdisches Leiden dauert ewig, endlich hatte die Macht der Schmerzen die starke Lebenskraft gebrochen, immer leiser wurde ihre Stimme, zuletzt sprach nur noch ihr leuchtendes Auge, aber es sprach bis zum Tode Worte voll Liebe, voll Freude und Frieden.

Es war am Charfreitag, so recht in den Tagen des beginnenden Frühlings, als sie morgens die Schwester bat: „bleibe Du heut bei mir!“ Die Schwester schickte Alle zur Kirche, der Schwager nahm, wie gewöhnlich, noch Abschied eh er ging, Malwina gab ihm die Hand und sagte ihm noch inniger als sonst: „Lebe wohl!“

Die Schwestern waren allein, Malwina bat: „öffne das Fenster und richte mich auf!“ Sie hatte lange das Haupt nimmer heben können, nun aber saß sie aufrecht, an die Schwester gelehnt und lauschte dem Glockenklang und dem Singen der Lerchen, das zum offenen Fenster hereintönte, sie faltete die Hände und flüsterte leise: „heute wär’s schön zu sterben!“

Sophie umschlang sie mit den Armen, ach, sie wollte sie doch noch nicht ziehen lassen! Aber die leichte Gestalt wurde schwerer und schwer an ihr.

Malwina war still, aber ihre Züge drückten viel mehr als in der letzten Zeit ein reges, inneres Leben aus. Ihre ganze Vergangenheit schien noch einmal an ihrer Seele vorüberzuziehen, — dies süße Lächeln galt wohl ihrer Jugend, sie wiegte wehmüthig den Kopf hin und her, — ihr Blick wurde ernster, aber die Lippen lächelten noch, sie faltete die Hände fester zusammen und sagte sanft: „es war alles, alles gut.“

Die Glocken waren verhallt, das Lied der Gemeinde klang herüber:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir.

Malwina's Haupt sank zurück, sie hatte vollendet und das selige Lächeln auf ihrer Lippe galt keiner irdischen Erinnerung mehr.

Am Ostermorgen wurde sie begraben; — der ganze Frühling ihrer Jugend schien wieder aufgeblüht, so reich war der Sarg mit Blumen geschmückt; den Myrthenkranz hatten sie ihr um die Stirn gewunden. Die Palme des Sieges ist ihr droben aufbehalten.

Herr Wezler und seine Frau.

Der Herr Stadtrath, auch Feuerversicherungsagent Wezler war gewiß der umsichtigste und fürsorglichste Hausvater in der Welt. Die berühmte Uhr des Pfarrers Hahn, deren Zeiger alle Weltereignisse bis zum Ende der Dinge andeuten sollen, schien ausdrücklich für ihn construirt zu sein, um seine Berechnungen darnach zu machen. Schade, daß er sie nicht besaß! — Er gieng beständig mit hinaufgeschobener Brille, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt, die Hände auf dem Rücken, mit einigen Zeitungsblättern in der Hand, zwischen Barometer und Thermometer auf und ab und meditirte. Das Gewicht seines Schlafrocks zog ihn fast zu Boden, weil er zu demselben aus Fürsorge den stärksten Kölsch doppelt hatte nehmen lassen, und als in die Oberhaut besagten Gewandes am Ende doch Löcher brachen, zeigte er mit rührender Freude seiner Frau, wie hübsch es nun sei, daß darunter derselbe blaugewürfelte Kölsch das Tageslicht begrüße. Seine Ausgangskleider und Hüte kamen zweimal aus der Mode und zweimal wieder hinein, weil sie aus Vorsicht von beinahe unsterblichen, luftdichten, wasserdichten, schmutzdichten Stoffen verfertigt waren.

Sein Haus nebst sämmtlichen Baulichkeiten, bis zum

Schweinstall herab, war mit Blitzableitern wohl versehen und es war zu verwundern, daß er nicht, wie jener Fürst von Neuwied, noch einen Wetterableiter auf dem Hut trug. Daneben war er in allen möglichen Feuer-, Hagel- und Lebensversicherungen und gab sich unendliche Mühe, eine Versicherung gegen Wasserschaden zu Stand zu bringen, weil er eine kleine Wiese am Bach hatte, die seit Menschengedenken einmal unter Wasser gestanden hatte. Natürlich betheiligte er sich auch bei jeder Art von andern Vereinen, die aus umsichtigen und fürsorglichen Gesinnungen entspringen, und gründete selbst solche. Das städtische Wochenblatt war durch ihn fast beständig mit Anzeigen bereichert, in denen er an den Gemeinsinn und die Voraussorge seiner Mitbürger appellirte. Im Februar schon erließ er einen Aufruf: „am Raupenfraß theilnehmende Freunde werden zu einer Besprechung eingeladen;" im März forderte er die „Mitbürger, welche die gesegnete Ernte dieses Jahrs nicht zum Raub der Mäuse sammeln wollen," auf, jetzt schon fleißig Mausgift zu legen, um ganze Generationen von Mäusen vor der Geburt zu tödten; kurz sein Leben war eine endlose Kette von Sorgen und Vorkehrungen für alle denkbaren und undenkbaren Ereignisse, die ihn oder andere Leute betreffen könnten.

Seine Frau schien dagegen die leibhafte Ruhe zu sein. Man sah sie selten anders, als den Tag über an ihrem Tischchen am Fenster mit einem Korb voll Socken und Strümpfen zum Stopfen, der, ein umgekehrtes Danaidenfaß, sich immer wieder zu füllen schien, so oft er auch geleert wurde. Abends bei Licht am eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers aber war sie ebenfalls mit Socken beschäftigt, dießmal jedoch mit neuen, die von einem ungeheuern Knäul abgestrickt wurden. Sie schien, hierin so fürsorglich wie ihr

Mann, nicht nur ihr Haus, sondern ganze ungeborene Geschlechter für alle Zukunft mit Socken versehen zu wollen.

Bei der Wahl dieser Gattin hatte Herrn Wezler wirklich seine Umsicht wenigstens nicht ganz betrogen. Er hielt es für gut, bei einer Frau auf zeitliche Güter zu sehen, damit sie in ihrem Alter dereinst nicht Mangel leiden dürfe, und zog eine Waise vor, weil man nie genau wissen könne, was eine Frau bekomme, so lang die Eltern noch leben. Diese Voraussetzung täuschte ihn leider, denn nach der Hochzeit ergab sich, daß ein schlechter Stiefvater das sämmtliche „anerstorbene“ Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte. Soweit hatte also die Fürsorge nichts geholfen. Dagegen hatte er im Uebrigen gewählt wie der berühmte Vikar von Wakefield: nicht nach glänzendem Schein, sondern nach haltbaren Eigenschaften, und da hatte er nicht fehl gegriffen. Frau Wezler war ihr Lebenlang keine Schönheit gewesen; ein boshafter Gast hatte sogar am Hochzeittag bemerkt, sie sehe aus wie ein Zeug auf der Rückseite, man meine, man müsse sie wenden, um auch die hübsche Seite zu sehen. Aber dieser farblose Teint hatte das Abtragen nicht zu fürchten; wie sie nie sehr jung ausgesehen hatte, so wurde sie auch nicht alt, und zwanzig Jahre nach der Hochzeit saß Frau Wezler noch als dieselbe gute behagliche Mama in demselben braunen Kleid, an demselben Korb mit Socken, wie sie schon acht Tage nach der Hochzeit dagesessen hatte.

Sie war nun freilich weder schalkhaft noch hinreißend, sie hatte kein „silbernes Lachen“ und keine sprudelnden Einfälle, hatte auch niemals dem Herrn Stadtrath Wezler ‚sein Haus zum Himmel gemacht‘, wohl aber zur guten traulichen Heimat, und sie verbreitete eine so behagliche Lebensluft um sich, daß nicht nur gesetzte Leute, sondern selbst die jüngsten und lebensfrohsten Mädchen ihren Umgang suchten, und

gar manches sonst ängstlich bewahrte Geheimniß unverlangt in ihre verschwiegene Brust niedergelegt wurde; sie sah so ungemein zuverlässig aus.

Ihre große Ruhe hatte sie sich wohl als Gegensatz zu ihres Mannes rastloser Vorsorglichkeit angewöhnt; eine unthätige Ruhe war es darum nicht. Gar manches hatte sie in aller Stille schon gethan, ehe Herr Wezler dazu gekommen war, es anzuordnen; während er für die fernste Zukunft dachte, sorgte sie für den nächsten Augenblick, und ihr allein, ihrer Sparsamkeit und Häuslichkeit war es zu danken, daß Herrn Wezlers schönes Vatererbe nicht schon lange in lauter Maßregeln für die Zukunft aufgegangen war. Sie hatte ein gar stilles und frommes Herz, ihre einzige Belesenheit war in der Bibel und an ihrer innigen, getrosten Zuversicht löste sich des Gatten Aengstlichkeit gar oft in ein beruhigtes Lächeln auf, wenn sie so herzlich und ruhig sagte: „Alter, laß auch dem lieben Gott noch was übrig!"

Der ewige Korb mit Strümpfen könnte von einsichtsvollen Hausfrauen nun freilich als ein Beweis gegen ihre Tüchtigkeit angeführt werden, denn eine rechte Hausfrau hat offenbar noch mehr zu thun als Strümpfe zu flicken. Solchen detailkundigen Frauen muß ich nun zugeben, daß allerdings, ehe Frau Wezler ein eigen Töchterlein hatte, im Hinterstübchen häufig ein armes, lahmes Mädchen saß, die den Bedarf an Leinwand verfertigte und flickte, was die von jeher schwachen Augen der Frau Wezler nicht gut ertrugen. Daneben that sie aber in der Frühe des Morgens und Nachts, wenn selbst ihr Gemahl sein sorgenschweres Haupt nieder gelegt hatte, gar manches, wozu es bei einer andern Frau viel Lärmen, Aerger und Commando bedurft hätte.

Herrn Wezlers erster Sohn.

Der liebe Gott hatte es gut gemeint mit Herrn Wezler, daß er ihm keinen zahlreichen Kindersegen verlieh; die Sorgen für die Zukunft vieler Kinder hätten ihn sicher vor der Zeit in's Grab gebracht. Schon bei den zwei Söhnen, die ihm geschenkt wurden, kostete es ihn Besinnens und schlaflose Nächte genug, bis er für alle möglichen Fälle ihrer Zukunft gehörig vorgesehen hatte.

Sein erster Sohn war noch nicht acht Tage geboren, so stieg er eines Abends zur Wöchnerin hinab, die in behaglicher Mattigkeit mit seligem Lächeln das Kindlein ansah, das vor ihr auf dem Bette lag. Er hatte alle Hände voll gedruckter Vereinsstatuten, die er um den Neugeborenen ausbreitete. „Da find' ich höchst zweckmäßige Anstalten," begann er eifrig, „wie man eine Leibrente für ein Kind kaufen kann, wenn man gleich nach der Geburt einlegt. Sieh einmal, was würdest du vorziehen?" So wenig seine Plane in der Regel bei der Frau Anklang fanden, so war's ihm doch Bedürfniß, sich gegen sie darüber auszusprechen. — „Lieber Alter, mein Kopf ist zu schwach zu den vielen Zahlen," sagte sie; „meinst du nicht, wir sollten das Kindlein zuvor in eine ewige Lebensversicherungsanstalt thun, ehe wir für's zeitliche sorgen?" Daß seine Frau damit die Taufe meinte, begriff Herr Wezler nicht gleich, war aber nachher hoch erfreut über den guten Gedanken, der ihm die heilige Handlung in ein ganz neues Licht brachte. In den Leibrentenverein setzte er das Kind dennoch, obgleich die Direktion nicht in die vielerlei Bedingungen, die er an unzählige mögliche Fälle knüpfte, eingehen wollte.

Was soll aus dem Kindlein werden? war natürlich

eine Frage, die sich dem glücklichen Vater schon vor dessen Geburt aufgedrängt hatte, und die jetzt, wo wenigstens das Geschlecht desselben entschieden war, mit neuer Energie angeregt wurde. — Herr Wezler änderte seine Plane, je nachdem die anscheinenden Anlagen und Neigungen des Kindes wechselten. Da sein erstes und liebstes Spielzeug ein Stecken war, so glaubte der Papa ihn zum Lehrfach berufen und notirte zu dem Ende bereits alle ausgeschriebenen Lehrstellen, um sich allmählich ein geregeltes Verzeichniß davon anzulegen. Später zeigte der kleine Bube bedeutende Lust am Hacken und Graben; das schien ihn zum Landwirth zu stempeln und Herr Welzer besann sich, ob er nicht seine paar Aecker und Gärten durch Ankauf neuer Grundstücke nach und nach zu einem kleinen Landgut arrondiren solle zum künftigen Besitz seines Sohnes. Als aber die Lust am Graben durch eine ungemeine Freude an lebendem Geziefer, Käfern und Schnecken abgelöst wurde, da meinte der Vater, jetzt sei's klar, daß der Junge einen kapitalen Naturforscher gebe. — Die Mutter hatte mit Adolf ihren eignen stillen Plan, sagte aber nichts davon, dieweil auch in ihrem Hause das seltsame Phänomen stattfand, das man hier und da beobachtet, daß nämlich die besten Männer etwas absolut nicht wollen, bloß weil es die Frau zuerst gewollt hat; schweigend hörte sie die verschiedenen Entwürfe an.

In seinem vierten Jahr aber nahm sie Adolf einmal mit in die Kirche, was sie mit dem meist stillen und ruhigen Kinde wohl wagen konnte. Richtig stieg am Sonntag Nachmittag, den Herr Wezler wie immer im Schooß seiner Familie zubrachte, der kleine Bursche auf einen Schemel, streckte die Hände hinaus und fieng an allerlei Unsinn pathetisch vorzutragen. „Was thust?“ fragte der entzückte

Papa. „Predigen,“ erwiederte das Kind ganz ernsthaft, und jetzt gieng dem Vater das rechte Licht auf. „Hörst du's, Hanne?“ rief er der still lächelnden Mama zu; „da hast's, was der werden soll!“ — „Freilich,“ fieng er bedenklich wieder an, „sind die Aussichten im geistlichen Stande äußerst gering; kann sechsunddreißig Jahre alt werden, bis er Pfarrer wird.“ — „Ja,“ stimmte die Mama bei, „wenn er keinen Patronatsdienst bekommt.“ — „Da hast du recht!“ fiel der Vater ein. „Hier kommt alles auf vornehme Bekanntschaft an; er kann Hofmeister werden bei einem adeligen Herrn, macht Reisen, bekommt die Pfarrei auf dem Gut. Man muß nur bei Zeiten darauf denken. — Mein Vater selig, der Chirurg, hat einmal einem vornehmen Reisenden ein gebrochenes Bein eingerichtet,“ fuhr er nachdenklich fort; „aber das ist zu lange her; wir können ja sonst sehen.“

Von Stunde an war er sichtlich erheitert, weil nun seine Fürsorge doch ein bestimmtes Ziel hatte. Alle Spiele und Unterhaltungen, selbst die Kleidung des kleinen Buben sollten nun auf seinen ehrwürdigen Beruf bezogen werden. Trommeln und Trompeten, Peitschen und Säbel waren verbannt, ein Schaukelpferd wurde mit Rücksicht auf einen etwaigen Filialgaul endlich gestattet; von allen geschlachteten Schweinen des Hauses mußte von nun an die Haut abgezogen und gegerbt werden, um einen dauerhaften Einband für die Bücher des zukünftigen Studenten zu liefern.

Aussicht auf die Patronatspfarrei.

Ein Jahr darauf, als ein zweiter Sohn, Wilhelm, in der Wiege lag, der vor der Hand noch zu nichts als

höchstens zum Ausrufer Fähigkeit zeigte, schienen Herrn Wezlers Hoffnungen bereits eine Stütze zu gewinnen. Es kam aus Veranlassung eines Manövers Militär in's Städtchen, und nur wer es selbst erlebt hat, weiß, welchen Sturm solches Soldatenleben in eine friedliche kleine Stadt bringt, in der die Schulbuben schon einem einzelnen Musketier nachgelaufen sind. In allen Häusern wird Wochen lang vorher geputzt, gerüstet, gekocht, gebacken, geräuchert und eingesalzen, als ob jede einzelne Hausfrau das ganze Regiment zu versorgen hätte. Und wenn sie einrücken, die todesmuthigen Helden, welche Erwartung, wen man in's Quartier bekommt, welche Verwunderung, daß der Krieger auch ist und ißt und trinkt wie ein ander Menschenkind! Dann das klirrende Leben und Treiben auf den Straßen; wie wichtig ist schon das simple Wasserholen für die Mägde, wenn die Brunnen von den jungen Kriegsgöttern umlagert sind; die Wachen, die Patrouillen, die schönen Musikaufführungen vor den Häusern, wo hohe Offiziere wohnen — das alles ist eine Art Bezauberung, noch ehe der Schlachttag anbricht und die Krieger mit wallenden Büschen, die Sieger zum voraus sorgsam bezeichnet, in Sieg oder Tod abziehen. Und welch reichen Gesprächstoff gibt das noch nachher in allen Visiten, wo jede Hausfrau sich rühmt, den artigsten Quartiersmann gehabt zu haben!

Es war nun auch in einer Zeit tiefsten Friedens, als das Städtchen dergestalt heimgesucht wurde. Den Manövern, als einer Anstalt, die von Sorge für die Zukunft zeugt, war Herr Wezler besonders hold und er bat sich mit großem Eifer Einquartierung aus. Er wurde auch wirklich zum Lohne seiner Bereitwilligkeit mit zwei Gemeinen und einem Lieutenant bedacht, der nicht bloß von simplem Adel, sondern ein rechter, lebendiger Graf, ein Graf von Schrecken-

horst war. Das war eine Wichtigkeit. Am Tage, wo das Militär einrückte, untersuchte Herr Wezler in eigener Person das Gastzimmer, ob es auch würdig hergestellt sei. Den alten Stiefelknecht überzog er eigenhändig mit braunem Glanzpapier, damit er polirt erscheine, und als die Frau bedauerte, kein Bettcouvert, sondern blos Federdecken zu haben, da plünderte er sein Choleramagazin, wo Pfeffermünze und Kamillen in allen Präparaten, Bettwärmer und Flanellstücke seit dem Jahr 1830 als Rüstzeug gegen den drohenden Feind aufgeschichtet lagen, und opferte das schönste Stück Flanell als Bettteppich. Da er aus Vorsorge in Auktionen alle nur denkbaren Stücke für künftige Fälle an sich zu kaufen pflegte, so war er im Stand, das Gastzimmer mit allen Utensilien auf's vollständigste zu möbliren. Als Symbol des Kriegs, zugleich als Zeichen von Vertrauen, wurden sämmtliche Waffen, die er für räuberische Ueberfälle im Besitz hatte, ein alter Degen und zwei Pistolen, die nicht losgingen, nebst einer Trommel, die bei einer möglichen Feuersbrunst zum Lärmschlagen dienen sollte, zu einer zierlichen Trophäe aufgebaut. Unter andern nützlichen und nöthigen Gegenständen fand sich auch ein Aderlaßschnepper vom Papa selig, eine Hasenscheere und ein Zollstab unter der Zimmerausrüstung; ich glaube nicht, daß Herr Wezler selbst eine klare Vorstellung von den Fällen hatte, in denen diese Werkzeuge nöthig werden könnten.

Der junge Graf zog ein und nahm mit dankbarer Anerkennung von seinem so vollständig eingerichteten Zimmer Besitz. Er unterhielt sich mit dem Hausherrn auf's Beste, indem er ihn alle Möglichkeiten auseinander setzen ließ, die auf politischem Gebiete erfolgen könnten, wenn irgendwelche unwahrscheinliche Ereignisse einträten, und mit „ja“ oder „vermuthlich“ und „ganz gewiß“ zu rechter Zeit einfiel. Der

Mama vertraute er ganz unverlangt eine Menge Pferde- und Liebesabenteuer aus der Garnisonsstadt an, dem kleinen Adolf zeichnete er Soldaten auf die Tafel — kurz es war ein charmanter Herr.

Schon beim ersten Mittagsmahl brachte der Papa heraus, daß der Herr Graf dereinstiger Erbe einer Herrschaft sei, die zwei gute Pfarreien zu vergeben habe. Das traf sich ja wie gerufen! Nun rückte er mit seinem Plan für den Adolf heraus, explicirte dem Herrn Grafen die Vorzüge, die derselbe bekommen, die Kenntnisse, die er sich erwerben werde, und fragte vorläufig an, ob er sich wohl einst entschließen könnte, ihn als Hofmeister für seine künftigen Söhne, falls er welche bekomme, anzunehmen. Der Graf gieng mit herzlichem Lachen auf den Vorschlag ein, entwarf noch mit Herrn Wezler die Reiseroute der jungen Leute, fast in der Art wie einst die des Hieronymus Jobses, und trank in Punsch die Gesundheit des künftigen Hofmeisters und seiner Eleven.

„Da ist jetzt auch wieder ein Stück Zukunft weggeschafft!" sagte Herr Wezler beim Schlafengehen höchst vergnügt zu seiner müden Ehehälfte. „Jetzt kann man erst an den Wilhelm denken, den Adolf sehe ich nun als versorgt an. Ich hoffe, der Graf bekommt keine Töchter, oder läßt sie nicht daheim, damit mir der Bursche kein dummes Zeug mit so einer Comtesse anfängt!"

Die Mama hatte zu all diesen Planen ihr eigenes wehmüthiges Lächeln und sprach, als sie vor dem Einschlafen das Vaterunser betete, mit besonderer Andacht die Bitte: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Eine Zeitlang spielte nun freilich der kleine Adolf nichts als Soldaten, was den Vater etwas beunruhigte; als ihm aber die Mutter einmal von Feldpredigern erzählte, da er-

griff er auch diesen Gedanken, und hielt von nun an dem kleinen Heer begeisternde Reden; das stellte denn auch den Papa wieder zufrieden. Es blieben freilich immer noch einige Kleinigkeiten zu besorgen und zu bedenken. Z. B. hatte der Graf geäußert, das Gut, wo die beste seiner Pfarreien sei, leide an verdrießlichem Wassermangel; aber Herr Wezler kannte den königlichen Wasserleitungs- und Brunneninspektor; er beschloß durch gelegentliche Zusendung eines Schinkens die Bekanntschaft wieder aufzufrischen und das Herz des Mannes geneigt zu machen, daß er seinerseits für Grabung eines artesischen Brunnens auf dem gräflichen Gut etwas thue. „So wird's noch hie und da was geben," sagte er beruhigend zu der Frau, „aber in der Hauptsache dürfen wir den Adolf als vollkommen versorgt ansehen."

Wilhelms Bestimmung.

So ernstlich sich Papa Wezler jetzt mit dem Gedanken an Wilhelms Zukunft beschäftigte, so wollte sich doch lange kein entschiedener Wink zeigen, wozu dieser bestimmt sei; zum Philosophen oder Demokraten allenfalls, denn auf's Zerstören, Umwerfen, Einreißen verstand er sich meisterlich, zeigte auch ohne alle Anleitung schöne Gaben zum Barrikadenbau mit Schemeln, Bauhölzern und hauptsächlich mit Büchern, worin er wirklich seiner Zeit voranschritt. Da dieß alles aber eben kein nutzbringendes Gewerbe ist, so konnte Herr Wezler nicht schlüssig werden, und er äußerte manchmal: übereilen wolle er nichts, aber so eine lange Ungewißheit sei wirklich peinlich.

Endlich wurde Wilhelm noch ganz bestimmungsloser ABCschütz; als derselbe aber schon im ersten Schuljahr ent-

schiedenes Talent zum Zählen und Rechnen zeigte, fühlte endlich Herr Wezler große Erleichterung; zum Kaufmann war der Wilhelm bestimmt, jetzt war's am Tag! Er erstand auch noch am selbigen Tag aus dem Nachlaß eines verstorbenen Präceptors einen alten Kompaß, da sein Sohn doch als Kaufmann ohne Zweifel Seereisen zu machen hatte, und den ganzen Abend erging er sich mit seiner Frau, die in ihrer gewöhnlichen freundlich schweigsamen Weise zuhörte, in Planen für Wilhelms Zukunft. „Und dem armen Schelm, dem Adolf, wirds auch recht gut kommen, wenn er einen Kaufmann als Bruder hat; Pfarrer sind gar unpraktische Leute und werden oft angeführt, da kann der Kleine die Augen für ihn offen haben, seine Einkäufe besorgen. Und so einer Windfuchtel von reisendem Kaufmann kommts dann wieder gut, wenn ihn ein gesetzter Bruder Gottes Wort nicht vergessen läßt. Ja, ja, so ist's gut!"

„Nun ist freilich noch allerlei vorzubereiten," begann er von neuem, „denn zu eignem Etablissement reicht's von unsern Mitteln nicht; man muß jetzt recht mit Ernst auf eine gute Partie für den Buben denken; hörst du, Frau?" — „Freilich," entgegnete diese ruhig, „ich zweifle nur, ob sie schon geboren ist."

Weitere Plane und Sorgen für die Zukunft schienen Herrn Wezler zunächst erspart zu bleiben. Adolf und Wilhelm blieben die einzigen Sprossen seines respektablen Hauses, und zu seiner großen Freude schienen auch ihre natürlichen Neigungen die Knaben auf dem Weg vorwärts zu führen, für den sie nun bestimmt waren, wozu wohl die stille Leitung der Mutter das ihrige beitragen mochte. Adolf war ein ernster, fleißiger Knabe, der seinem lateinischen Argument stets so viele Disticha anhängte, daß der Lehrer genöthigt war, ihn auf eine bestimmte Zahl zu beschränken.

Die Geschichten aus der schönen Bilderbibel, die ihm der Vater angeschafft hatte, wußte er so lebendig und anschaulich zu erzählen, daß der Vater seinen Freund und Nachbar, den Herrn Butzengeiger, versicherte: „der könnte heut schon die Kanzel betreten.“

Wilhelm bekam zu den ersten Weihnachten, nachdem sein Beruf entschieden war, einen niedlich eingerichteten Kaufladen. Nachdem er, etwas minder kaufmännisch, Zucker, Mandeln und Rosinen aus demselben rein aufgegessen hatte, begann er mit Kaffeebohnen, Reis und Grütze ein recht geordnetes Geschäft, dessen Betrieb der Vater mit Herzenslust zusah. So streng dieser sonst auf Treu und Redlichkeit hielt, er konnte doch ein vergnügliches Schmunzeln nicht unterdrücken, als Adolf den Bruder verklagte, der ihn in einem Handel mit Weihnachtbackwerk übervortheilt, und ihm eine altbackene Kringel gegen einen Pfefferkuchen aufgeschwatzt habe: „Barbiert wahrhaftig den alten Kerl, den Adolf, über den Löffel! Ja, ja, dem muß man aufpassen!“

Weitere Aussicht.

Nicht zu lange nach diesem vielversprechenden Weihnachtstag hatte Herr Wezler eine Reise aus sehr unangenehmen Ursachen zu machen. Ein Vetter seiner Frau, ein Kaufmann, war mit Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenmasse nach Amerika entflohen, und Herr Wezler, das respektabelste Familienglied, sollte als Vertreter des einzigen Kindes die verwickelten Angelegenheiten in Ordnung bringen helfen. Er reiste höchst übellaunig ab. Trotz seiner rastlosen Sorgsamkeit liebte er doch äußerliche Ruhe, und daß der vorliegende Fall ein sehr unerquicklicher und wenig

dabei vorzusorgen war, sah er schon im voraus. „Die Kleine," sprach er zu der Frau, „wird man am besten bei einer honetten Kleidermacherin in Kost unterbringen; die kann sie billig nehmen und sich zur Hilfe heranziehen. Obgleich ich dem Lump, ihrem Vater, nicht recht glaube, daß er sie nachkommen lassen wird, so wäre es doch möglich, und Kleidermachen ist für Amerika am einträglichsten." — „Gewiß, und vielleicht, bis wir ein solches Unterkommen fänden, könnten wir das Töchterlein aufnehmen," meinte die Mama. — „Ja, ja, im Nothfall, ein paar Wochen, länger nicht; wäre nicht gut wegen der Zukunft, weißt du! 's ist besser, das Kind wird gleich von Anfang drunten gehalten."

Die Mama schwieg; sie hatte freilich ein mütterliches Verlangen nach dem armen verlassenen Kind, aber sie wollte nichts erzwingen, und sie holte einstweilen zum Trost eines ihrer Waidsprüchlein hervor, wie sie deren für alle Gelegenheiten bereit hatte:

Geht's nicht heute, wie man will,
Sei man nur ein wenig still,
Ist doch morgen auch ein Tag,
Da die Wohlfahrt kommen mag.

Nach vier Tagen kam Papa Wezler wieder mit ganz profitabler Miene, das Töchterlein, ein etwas verwahrlost aussehendes blauäugiges Kind mit einer ebenfalls verwahrlosten Puppe im Arm, neben sich auf dem rumpeligen Kutschwägelchen. Zehn andere Frauen wären vor Neugier gestorben, warum er gerade von diesem Geschäft so triumphirend zurückkomme, die Mama nicht. Die Buben umstanden laut begrüßend den Wagen und ließen das kleine Mädchen nach einigem Angaffen stehen, bis sie die Mama mit dem Gepäck belud. Des Kindes Bündelchen war leicht und schmal, aber Herr Wezler hatte sich für alle Wechsel-

fälle der sechsstündigen Reise wie zu einer Nordpolerpedition ausstaffirt gehabt. Endlich war abgeladen, er selbst stieg herab, leerte jetzt erst das Kutschenkästchen, unterrichtete den Knecht über das mit dem dürren Fuchsen zu beobachtende Verfahren und stieg nun inmitten seiner schwerbeladenen Familie langsam die Treppe hinauf, die Kirschengeistflasche nebst dem steinernen Weinkrug vorsichtig in höchsteigenen Händen tragend.

Droben that er allerlei mitgebrachte Schätze auf. Adolf wäre zwar von der Concordanz, die aus des Vetters Nachlaß, wo sie schon zu Pfefferdüten bestimmt gewesen, gerettet worden war, eben so wenig erbaut gewesen, als Wilhelm von der Handwage und Münzordnung, die er erhielt, wenn nicht der Papa noch aus der Gantmasse eine Partie Zuckerkandel für künftige Hustenfälle und eine Anzahl Schusser ohne weiteren Zukunftszweck mitgebracht hätte. Mit diesen zogen die Buben lärmend ab, die Mama half Herrn Wezler zu Pantoffeln und Schlafrock, brachte die warmgehaltene Gerstensuppe — von Thee war er kein Freund — und führte dann die betäubte und erfrorene Kleine zu Bett, nicht ohne ihre Puppe sorgsam neben sie zu legen. Das Kind ließ alles mit sich geschehen und sah die Mama nur mit großen Augen an. „So, Marie, nun wollen wir noch beten," sagte sie — „Beten?" fragte die Kleine verwundert, „nur die Pfarrer beten." — „Du armes Tröpflein!" sagte die gute Frau mit nassen Augen, beugte sich über sie und faltete die Hände: „Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr segne deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!" betete sie innig mit leiser Stimme; das Kind faltete die Händchen auch und sah in die guten stillen Augen der Mama, die noch

kein Mensch je besungen oder bewundert hatte, bis es einschlief.

Inzwischen hatte Herr Wezler sich erwärmt und gestärkt, die Söhne vor sich berufen, sie über die Begebenheiten der letzten Tage und ihre Fortschritte vernommen und sie sodann entlassen, und saß nun recht behaglich mit angezündeter Pfeife neben der Mama, die sich mit gewohnter Ruhe am Strickkorb etablirt hatte.

„Nun, Mama, was meinst?“ begann Herr Wezler, „das hättest du nicht gedacht, daß ich nebenher eine Frau für den Wilhelm im Sack mitbrächte?“ — „Eine Frau?“ fragte Mama, dießmal mit unverstelltem Erstaunen, „die Kleine da?“ — „Warum nicht gar! Da stand's schlimm, zwar nicht so schlimm, wie ich vermuthet; die Schulden konnten alle bezahlt werden, aber der Kleinen blieb kaum das Nöthigste, um ein Kostgeld zu bezahlen.“ — „Das arme Ding scheint schrecklich verwahrlost,“ sagte die Mutter. — „Ja, gewiß, davon später. Nun höre: wie ich den Angelegenheiten ihres Vaters auf die Spur komme, so stellt sich als Hauptgläubigerin eine Frau Krebsin heraus mit großen Summen, und es war Frau Krebsin hinten und Frau Krebsin vorne. Heinrichs bester Freund versicherte mich: „Ja, Herr, der Heinrich säße noch hier, wenn nicht seine Frau so bald gestorben und wenn die alte Hexe, die Krebsin, nicht gewesen wäre. Der Wittwerstand brachte ihn zum Wirthshausgehen, während das arme Tröpflein daheim verkümmerte, und die Alte quälte ihn um jeden Heller Zins bis auf's Blut, so daß er immer wieder und zu immer höhern Zinsen Geld aufnahm, bis er sich nicht mehr zu helfen wußte.“ Da hört' ich denn auf nähere Nachfrage, daß die Frau Krebsin eine alte geizige Wittwe ist, die von Haus aus steinreich, als alte Jungfer einen noch reicheren alten

Weinhändler geheirathet hat. Niemand kann sagen, wie reich sie ist, sie selbst soll's gar nicht wissen, obschon sie Tag und Nacht Geld zählt."

„Und was dann?" — „Was dann? du fragst noch?" fuhr Herr Wezler in athemlosem Eifer fort. „Die Krebsin hat ein einziges Kind, ein kleines Mädchen von zwei Jahren also gerade recht für unsern Wilhelm. Das Kind hat die Hölle auf der Welt, der alte Drache gönnt sich und ihr das Essen nicht. Ist sie einmal erwachsen und die Alte lebt noch, so thun wir Wilhelm in Condition nach M., wo sie lebt; ein Bursch, wie der einer wird, der muß der Jungfer Krebsin, die so in der Trübsal aufgewachsen, nicht übel in die Augen stechen! Die Alte speit natürlich Gift und Galle, denn sie muß das ganze Vatergut herausgeben; ich habe schon den Notar gesprochen, der ihres Mannes Testament gemacht hat. Daß wir die herumkriegen, das glaube ich kaum; thut aber nichts, in solchem Fall ersetzt das Gericht die elterliche Einwilligung. Man thut das Mädchen, die schlecht genug erzogen sein wird, in so ein Institut oder wie ihr's heißt; da bildet man sie heraus, und der Wilhelm kann das erste Geschäft im Lande gründen."

„Warum nicht gar, Alter," sprach die Frau mit großem Ernst. „Versündige dich nicht! was könnte auf solchem Geld für Segen ruhen?" — „Ei, Frau, da müßte man alles Geld begraben oder in's Wasser werfen, das schlechte Leute hinterlassen. Wilhelm wird's schon in Umlauf bringen, daß der Fluch davon geht." — „Und was für ein Mädchen wird das werden!" — „Gerade das gibt oft die allerbesten Menschen; geizige Eltern haben selten geizige Kinder." — „Dann wird sie eine schlechte Hausfrau." — „Nun siehst du, da hab' ich vorgesorgt. Ich muß sagen, daß es allem nach eine schauerliche Wirthschaft

sein muß bei der Krebsin; da hält es denn wohl schwer, daß das Mädchen ein rechtes Hauswesen führen lernt, auch wenn man sie ein Jahr oder so vorher zustutzt. Darum habe ich dir nun die kleine Marie da mitgebracht; aus der kannst du ein recht brauchbares Hauskäferlein herziehen; die kann dann einmal in's Mittel treten und die Haushaltung führen für die junge Frau, dann darf das Kind doch nicht bei Fremden dienen.

„Ja, ja, ich will mein bestes an ihr thun," versicherte die Frau, die lächeln mußte, daß sie selbst sich so ereifre wegen der Frau ihres Sohnes, der sich eben mit Adolf im Bett um einen zerbrochenen Bleisoldaten raufte.

Das Hauskäferlein.

Es fügte sich aber vor der Hand alles nach Herrn Wezlers Wunsch. Die kleine Marie, die in der Obhut der Mama recht auflebte, schien sich wirklich mit der Zeit zu einem vortrefflichen Hauskäferlein zu eignen. Kein eigen Töchterlein hätte mehr mit der Mama verwachsen sein, mehr an ihrem Mund hängen können als das so lang versäumte Kind; wie ein Hündlein folgte sie ihren Tritten, trug ihr das Schlüsselkörbchen oder Gartengeräth nach, reichte ihr Waschklammern, wenn sie Wäsche trocknete, und verrichtete so tausend kleine Dienste. In der Schule that sie sich nicht glänzend hervor, aber daheim war wunderbar früh die Hülfe des kleinen emsigen Händchens zu spüren.

Mit den Knaben stand sie nicht viel im Verkehr; Adolf trat bald in's Seminar ein und Wilhelm war so durch und durch ein wilder Schulbube, daß er sich geschämt hätte, sich mit einem kleinen Mädchen abzugeben. Hier und da

genoß sie die Ehre, sein Pferd sein zu dürfen und mit einem Zügel im Mund vor ihm herzulaufen, aber nur im engsten Familienkreis; dergleichen Spiele wurden vom Papa nicht begünstigt. Um Wilhelms Kaufladen erwarb sich Marie im Stillen manche Verdienste, indem sie ihn aufräumte, denn er ließ oft eine Unordnung darin aufkommen, die kein glänzendes Zeugniß für seine künftige Geschäftsthätigkeit war.

So viel sich auch Herr Wezler mit der Zukunft der Seinigen zu schaffen machte, so überließ er die Sorge für die Gegenwart meist der Mama, und unter ihrer stillen Herrschaft verfloß die Kinder- und Knabenzeit der Söhne in recht behaglicher Weise. — Nur die Kleidung war eine Schattenseite, da auf Herrn Wezlers Befehl Wämmser und Hosen allzeit für die Zukunft berechnet und demnach so weit und groß waren, daß die Buben darin fast verloren giengen. Es kostete Adolf viel Thränen verbissenen Zorns und Wilhelm viel blutige Kämpfe, wenn ihnen die Kameraden nachriefen: „Wezler, nimmst keine Hausleut' (Miethbewohner) in dein Wammes?“ Die Mama wußte aber auch da versöhnend einzuwirken.

Striche durch die Rechnung.

Zwölf Jahre waren seit dem Abend verflossen, wo Herr Wezler das Pflegtöchterlein und zugleich die glänzende Zukunftshoffnung für seinen Wilhelm mitgebracht hatte. Adolf hatte seinen Erwartungen nicht so ganz entsprochen; zwar war er dem geistlichen Stande treu geblieben und hatte den Ruhm eines fleißigen, gesetzten Studenten, aber sein stilles, brütendes Wesen gefiel dem Papa nicht recht. Mit der Mutter verstand sich der Sohn gar wohl; so wenig

sie die Stürme, Kämpfe und Zweifel begreifen konnte, die durch seine junge Seele zogen, so wohl that sie ihm mit ihren treuen Augen und guten Worten, mit den Sprüchen und Versen, die sie stets zu so guter Stunde zur Hand hatte und mit denen sie seinen hohen philosophischen Gebäuden manchen Stoß gab. Natürlich hatte Herr Wezler den Grafen und das Patronat nicht aus dem Sinn verloren, er hatte sein Andenken nach alter guter Weise je und je durch ein Präsent aufzufrischen gesucht, das er dem Herrn Lieutenant unter allerlei feinen Wendungen nebst Berichten über die Fortschritte des jungen Hofmeisters zusandte. Aber er hatte selten und stets sehr kurze Antwort erhalten. Als Adolf seine Studien vollendet, hatte Herr Wezler eine entschiedenere Anfrage gewagt, wie es mit „dero werther Familie stehe?“ aber der Herr Graf hatte geantwortet, er sei leider noch gar nicht vermählt und sein Herr Vater derzeit noch im Besitz der Herrschaft. Adolf that das nicht leid; er trat in ein Vicariat, da er keine Lust hatte, Hofmeister zu werden.

Der Strich, der durch seine Plane gemacht worden, hatte Herrn Wezler ganz consternirt, und er hatte kein neues bestimmtes Projekt zum Ersatz für das vereitelte bilden können. Die Hoffnung auf's Patronat hielt er indessen noch immer fest, wenn es gleich mit der Hofmeisterstelle nichts war.

Heute nun war Adolf zum Besuch von dem nicht sehr entlegenen Vicariat in's Elternhaus gekommen. Da war noch alles, wie es allezeit gewesen: das Kanapee, die hochlehnigen Stühle, stets unter einem Ueberzug von blauem Kattun, unter dem die eigentliche Prachthülle ungesehen und unbewundert veraltete und zerriß:

„Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborg'nen blüht.“

Da saß der Vater am Fenster in seinem mit schwarzem Saffian überzogenen Lehnsessel, der nicht umsonst den Namen Sorgensessel trug, und zwar hielt der Papa eine Zeitung in der Hand, so nachdenklich, daß ihn wohl irgend eine Völkerzukunft beschäftigen mußte; am andern Fenster am Tischchen saß die Mama, jetzt auch mit einer Brille, die einzige Neuerung, strickend von ihrem Riesenknäul; daneben Marie am Nähzeug. — Eine Unterbrechung dieses Stilllebens war nie unwillkommen und mit dem guten heimatlichen „Grüß dich Gott!“ wurde der Ankömmling freudig empfangen. Marie hatte ihm nach einem etwas schüchternen schwesterlichen Gruß den Platz bei der Mutter geräumt, und bald tönte draußen die gute gastliche Hausmusik der Kaffeemühle, die es wohl mit der vielgerühmten Poesie des singenden Theekessels aufnehmen kann.

Von Marie ist nicht viel zu sagen, wie denn auch überhaupt niemand von ihr sprach; sie war nicht groß und nicht klein, nicht häßlich und nicht schön; ein Paar liebe blaue Augen hatte sie, in die man gern hineinsehen mochte, wenn sie einem zufällig begegneten, und einen sanften Mund, der mehr zum Schweigen als zum Reden gebildet schien. Ein recht treues Hauskäferlein war sie geworden, und die Mama, die nie stark im Sorgen gewesen war, hatte es ganz verlernt, seit sie ihre Schlüssel und ihren Hauskalender in Mariens Hände gegeben hatte. Dabei war Marie keine stille lautlose Dulderin, sondern ein gutes frohherziges Kind, stets zufrieden, wenn man mit ihr zufrieden war. Belesen war sie just nicht und hatte auch kein Album, aber durch die Schriften und Lebensbeschreibungen frommer Männer, die Adolf der Mutter nach und nach geschickt und die sie ihr vorlas, war sie wenigstens in Einem Eckchen der äußern und innern Welt ganz daheim, und das gab ihr eine ge-

wisse stille Sicherheit. Eine emsige Hand hatte sie und einen sparsamen Sinn. Sie legte Sammlungen aller Art an, wie solche nie in Kabinetten vorgezeigt werden: Seide- und Fadenenden, Schnüre und Bindfäden, Bandrestchen, Kattun- und Leinwandfleckchen. Wer etwas der Art bedurfte, gieng nie fehl bei ihr, und der Papa bemerkte äußerst wohlgefällig diese, für ihre specielle Bestimmung so nützlichen Eigenschaften.

Adolf, obwohl sie ihn sehr verehrte, war ihr immer ziemlich fremd geblieben; bei Wilhelm aber, der in einer etwas weit entfernten Stadt seine Lehrjahre beendigte, war sie von der Rolle eines Pferdes beinahe zu der einer Schwester vorgerückt, so selten sie ihn auch sah. Sie hatte aus Papas Andeutungen allmählich den Plan für Wilhelms Zukunft und ihre Rolle dabei errathen; darum fühlte sie sich ihm besonders nahe und jetzt schon verpflichtet für ihn zu sorgen.

Der Kaffee war getrunken, der Papa hatte seinen Nachbar Herrn Buzengeiger zu seinem regelmäßigen Spaziergang abgeholt, Marie fiel es ein, daß sie Bohnen zu pflücken habe im Garten, und Mutter und Sohn blieben allein. Die Mutter wußte, fast seit seinem Eintritt, daß Adolf heute etwas besonderes auf seinem Herzen habe. — Ja wohl hatte er das: er hatte auch einen Zukunftsplan gemacht, einen, an den sich seine kampfesmüde Seele hielt wie an einem Felsen in wogendem Meer. Er wollte Missionär werden, und dieser Entschluß war aus so viel innern Stürmen hervorgegangen, daß er nun unerschütterlich feststand.

Das war für die gute Mutter ein schwerer Schlag. Wohl hatte sie die Sendboten des Evangeliums stets mit Bewunderung und Theilnahme mit ihren Gedanken in die Ferne begleitet, aber daß sie ihr eigen Kind, ihren Lieb-

lingssohn vom Herzen weg geben solle, an die Möglichkeit hatte sie nie gedacht. Doch, die Hand, die ein großes Opfer von uns fordert, beut stets auch einen mächtigen Stab, nur wissen wir ihn nicht immer zu fassen. So bald sie eingesehen, wie es wirklich ein Beruf sei, zu dem ihren Sohn ein Gefühl innerer Nothwendigkeit ziehe, so faßte sie auch ein männlich Herz, gleich jener Mutter der Maccabäer. Ihr nächster Gedanke war nun der Vater: „Weißt du was, Adolf? Schreibe es dem Vater und laß mir den Brief hier; er verarbeitets so leichter.“ Das war dem Sohn auch lieb, und nun saßen Mutter und Sohn noch lange still beisammen, in einer jener gehobenen Stimmungen, wie sie selten im Leben einkehren, wo die innere Welt in ihre Rechte tritt, wo man ohne Worte sich versteht, als ob das Herz dem Herzen offen läge, Stimmungen, wie sie nicht allein jungen Herzen beschieden sind.

Der Vater verwand die Mittheilung nicht so leicht wie die Mutter; wo sie mit starker Seele ein freies Opfer brachte, da ließ er am Ende eben geschehen, was er nicht zu ändern wußte; aber etwas, was so gar nicht in seine Plane paßte, was so ganz außerhalb vernünftiger Berechnung lag, das betäubte ihn beinahe, und er gieng eine Zeit lang wie im Traume. Erst als er befahl, daß von nun an baumwollene Hemden gemacht werden müßten, da man keine Leinwand in heißen Zonen trage, und anfieng in Auktionen und sonst wo Glöckchen und Glaskorallen aufzukaufen, weil die bei den Wilden so beliebt seien, und Adolf unter Wilhelms Anleitung darin einst vortheilhafte Nebengeschäfte machen könne, versöhnte er sich allmählich mit dem Plan, die Mama sah daran mit gerührter Seele, daß er den Adolf doch noch als Sohn im Herzen trage, und sie ver-

fehlte nicht, diesem solchen Beweis väterlicher Güte recht anerkennend zu rühmen.

Abermals neue Hoffnung.

Wilhelms Lehrjahre waren zu Ende, er sollte nun in die welsche Schweiz, um sich vollends auszubilden, ehe er an weiteres Avancement denken konnte. Marie nähte Tag und Nacht, um ihn recht anständig für die Fremde auszurüsten, und zeichnete ganze Berge von Socken, die die Mama aus ihrer Vorrathskammer hervorholte. Herr Wezler wandte nun all seine Energie der Sorge für die Zukunft dieses seines Lieblingssohnes zu. Die Schwiegermama Krebs war bis jetzt jedem Versuch einer Annäherung unzugänglich geblieben; er hatte es mit dem Austausch von Kapitalbriefen, mit Weinkäufen, kurz auf alle Weise versucht, aber die Alte ward immer griesgrämiger und abstoßender, und wenn auch ihre Nase nicht so fein war, Herrn Wezlers wirkliche Absicht zu wittern, sintemal sie weder ihn noch seine Familie kannte, so war sie doch fein genug zu wissen, daß er der Mann nicht sei, mit dem sich große Geschäfte machen ließen. Zudem nahm ihr Geiz immer mehr die ursprüngliche rohe Form an, wie man sich schon im ABCbuch den Geizhals denkt; sie zog den Geschäftsbetrieb in's Kleine und begnügte sich damit, ihre Zinsen zusammenzuscharren. Von ihrem Töchterlein hörte man nur, daß sie ein verwildertes Geschöpf sei, und daß die Mutter sie in die wohlfeilste Schule und wo möglich in gar keine schicke. Herr Wezler konnte sie nicht einmal zu Gesicht bekommen.

Für den Fall, daß dieser Plan denn doch fehlschlage, hätte Herr Wezler seinen Wilhelm gern in einem Handels-

haus untergebracht, wo sich eine einzige Tochter oder eine Erbin überhaupt befand; es hatte sich aber nicht schicken wollen. Er hatte endlich ein Haus entdeckt, wo nur zwei Söhne und eine Tochter waren; diese jedoch heirathete leider, ehe Wilhelms Lehrzeit zu Ende war. Wilhelm aber war in der That ein herrlicher Junge und sah gar nicht aus, als ob sein Papa nöthig hätte, eine Braut für ihn aus Drachenzähnen zu ziehen. Schlank und kräftig, blühend und helläugig sah er seinem Beruf wie dem Leben so frisch und zuversichtlich entgegen, wie nur je ein gesundes junges Herz. An des Vaters weitaussehende Plane war er gewöhnt; so fühlte er sich von dem Krebsischen Projekt nicht beängstigt, nur war er in keiner Weise zu vermögen gewesen, eine active Rolle dabei zu übernehmen.

Einstweilen brachte er Lust und Leben in's stille Vaterhaus und machte tausend lustige Streiche; er baute von den ehrwürdigen alten Möbelstücken künstliche Thürme, an denen er gymnastische Uebungen anstellte, er pfiff der Marie beim Nähen neue Walzermelodien vor, damit auch Harmonie in seine Hemden komme, er rauchte seine Cigarre in der Staatshaube der Mama zum Fenster hinaus und schrieb für Adolf, der in der Missionärbildungsanstalt war, ein Complimentirbuch für Menschenfresser. Marie behauptete, sie könne keinen Stich mehr machen vor Lachen, der Papa erklärte täglich, der Unfug müsse aufhören und der Bursche aus dem Hause, fragte aber nach ihm, wenn er nur eine Viertelstunde fort war.

Gerade ehe Wilhelm abreisen sollte, kam noch der Schuldner, bei dem das einzige kleine Kapital stand, das für Marie gerettet worden war, um das bescheidene Zinslein zu bringen. Herr Wezler verweilte länger als sonst mit ihm in seiner Stube; als er zurück kam, sah man, daß

er sich große Mühe gab, sein Gesicht in ernsthafte, fast traurige Falten zu legen, daß es aber nicht recht gehen wollte. „Der Mann da hat mir eine eigene Neuigkeit erzählt,“ begann er. — „Was denn?“ fragte die Mama. — „Denkt euch, die alte Krebsin hat den Hals gebrochen.“ — „Meine Frau Schwieger?“ rief Wilhelm, „das wäre!“ Er hatte die größte Lust zu lachen, aber er stutzte vor dem alterirten Gesicht der Mama, die die Hände faltete und leise vor sich hin betete:

„Vor einem bösen schnellen Tod
Behüt' uns lieber Herr und Gott!“

„Ja, wie denn aber um Gotteswillen?“ — „Je nun, es ist ihr unlängst in einem Gant ein kleines Gut zugefallen, auf dem sie einstweilen einen Verwalter gehabt. Den hatte sie im Verdacht, daß er ihr Stroh unterschlagen und in der Scheune versteckt habe. Weil sie seinen Versicherungen nicht glaubte, klettert das alte Weib selbst auf den obersten Scheunenboden, um nachzusehen; kraftlos ist sie schon lang, da sie sich nichts Gutes gönnt, und so, wie sie wieder herunter will — weiß nicht recht, wie's gegangen — kurz und gut, todt ist sie.“ — „Gott erbarme sich ihrer!“ seufzte die Mutter. — „Ja gewiß, das wird nöthig sein,“ meinte der Papa im Geschäftston. „Nun aber, abgesehen von unsern Gefühlen — oder vielmehr — es ist jetzt heilige Pflicht, sich des verwahrlosten Waisleins anzunehmen.“ — „Aber, Alter, ich bitte dich!“ — „Aber höre doch, Alte! wenn das nicht ein Wink der Vorsehung ist, so giebt's keinen mehr! Erst gestern Nachmittag um zwei Uhr denk' ich daran, wie wir jetzt den Wilhelm in die Welt hinaus lassen sollen und noch gar keine Gewißheit über seine Zukunft haben, und gerade gestern Vormittag um halb eilf Uhr hat die

Krebsin den Hals gebrochen. Siehst du, für ihr Kind ist es ja jedenfalls eine Wohlthat, wenn ein Christenmensch an sie denkt."

Wilhelm zeichnete derweil der Marie auf ihre Nähschachtel sich selbst, wie er einen großen geputzten Krebs zierlich an der Scheere faßt, und schrieb darunter: „Zum Angedenken," und dazu noch das Motto, das er auf der Mama gläserner Nadelbüchse gefunden:

Lieben und kein' Lust dabei,
Das ist mir grad wie Wasserbrei.

Die junge Erbin.

Nun, Wilhelm mußte trotz des Todesfalls der zukünftigen Schwiegermutter unwiderruflich abreisen, es schien ihn auch keine liebende Ungeduld in Betreff der jungen Erbin zurückzuhalten; der Papa aber reiste am Tag der Krebsischen Beerdigung nach dem Orte der Trauer, trotz alles Kopfschüttelns der Mama. Herr Wezler hatte bei Ausführung seiner verschiedenen Projekte Diplomatie gelernt. Er gab sich für einen Freund des längst seligen Krebsen aus, der sich für dessen unglückliche Wittwe und hinterlassene Tochter interessire, und gelangte so in das Trauerhaus und zu dem Anblick der jungen Waise. Vielversprechend war dieser nicht; ein scheu und ungesund aussehendes mageres vierzehnjähriges Mädchen mit struppigen schwarzen Haaren, die sich in dem neuen, sehr anständigen Traueranzug und unter den vielen Leuten höchst unwohl zu fühlen schien.

Herr Wezler versuchte sich ihr zu nähern. „Wie hat das arme Kind den Schlag aufgenommen?" fragte er eine Frau Nachbarin, welche die Honneurs machte. — „Sie hat

just nicht viel gemacht; ihr erstes Wort war: „so krieg' ich doch jetzt genug zu essen." Sie hat auch vom ersten Geld, das sie in die Hand bekommen, sechs Brezeln gekauft und alle aufgegessen." Im selben Augenblick hatte sich die Waise wieder hinter die Reste eines Kalbsbratens im Nebenzimmer gesetzt. — „Armes Kind! die Natur will ihr Recht," seufzte Herr Wezler; „das wird schon besser kommen."

Da Frau Krebs kein Testament hinterlassen, war zum Vormund des Mädchens und zum Verwalter des für kleine Verhältnisse wirklich ungeheuren Vermögens ein entfernter Verwandter ihres Vaters, ein ehrenwerther Kaufmann in der Residenz ernannt worden. Herr Wezler stellte sich ihm mit einigem Stottern als alten Freund seines verstorbenen Vetters vor und ließ fallen, seine Frau habe sich immer für das Töchterlein interessirt und würde dasselbe gern unter ihre Obhut nehmen. Der Vetter schnitt das Anerbieten kurz ab mit der Bemerkung, daß bereits fünfundvierzig Freunde der verstorbenen Eltern sich zu diesem Liebesdienst erboten haben, daß aber nun beschlossen sei, das leider sehr verwahrloste Kind zunächst ein Jahr der Familie eines wackern Landschullehrers zu übergeben, um die gröbsten Mängel ihrer Erziehung gut zu machen, daß er sie sodann in sein eigenes Haus aufnehmen werde, wo sie im Kreise seiner fünf Töchter und bei den trefflichen Anstalten der Residenz alle Gelegenheit finde, ihre Erziehung zu vollenden.

Da war nichts zu machen; zu seinem Troste erfuhr Herr Wezler noch, daß die fünf Töchter wenigstens keinen Bruder hätten, und reiste ab, nachdem er noch einen Versuch gemacht, die Erbin auf ein paar Wochen Landaufenhalt in sein Haus einzuladen, worauf sie ihn verdutzt anstierte, ohne zu antworten. Unterwegs aber wuchsen seine Hoffnungen auf's neue, und er versicherte daheim die Mama,

das Mädchen sei in Betracht der Umstände gar nicht so übel, und unterhielt sie schon von den zukünftigen Vorzügen ihrer dereinstigen Schwiegertochter und über den glücklichen Umstand, daß die Schulmeistersfamilie nur eine halbe Stunde von hier wohne, wobei Marie eine gar stille Zuhörerin war.

Eine neue Freundschaft.

Fünf Jahre waren ziemlich wechsellos über Papa Wezlers Haus hingezogen. Adolf war weit, weit über dem Meer und der Mutter Augen waren viel dunkler geworden seit dem Tag seines Abschieds. Aber sie wurden hell, so oft sie den Briefträger mit vertraulichem Kopfnicken auf's Haus zuschreiten sah; denn dann wußte sie, daß er Kunde aus der Ferne brachte. Der Papa war längst mit Adolfs Beruf versöhnt, er schrieb ihm lange Briefe mit allerlei Rathschlägen, wie er die Wilden civilisiren und aus dem Verkehr mit ihnen erlaubten Profit für seine Zukunft ziehen könne; er sah ihn im Geiste schon als eine Art von christlichem Kaziken, herrschend über einen grundgutmüthigen goldreichen Volksstamm, und besann sich, wie das Fäßchen voll Gold am besten zu verwenden sei, das Adolf dann doch wahrscheinlich nach Hause schicken werde. Die Mutter dachte so weit nicht, sie erquickte sich an der Kraft und dem Frieden, der aus des Sohnes Briefen sprach, und hatte nur den Einen, leisen Wunsch, ihn noch zu sehen, ehe sie sterbe.

Fräulein Krebs hatte der Papa indeß nicht aus den Augen verloren. So lange sie bei der Schulmeistersfamilie war, hatte er einige Versuche gemacht, sich ihr zu nähern, sie aber fast so unzugänglich gefunden als vor Zeiten ihre Frau Mama. Zwar rühmten die Leute, sie sei im Ganzen

ein gutes Kind, lerne ordentlich und finde namentlich viel Vergnügen am Besitz von Geld, das sie mit vollen Händen austheile, wenn sie genug gegessen habe, aber gegen Fremde sei sie scheu. Als er es einmal wieder versuchen wollte, sich ihr bekannt zu machen, und sich mit einer hübschen Porzellantasse bewaffnet hatte, um ihre Gunst zu gewinnen, hörte er, wie sie der Schulmeisterin, die sie herunter kommen hieß, von der Treppe herab zurief: „Ja, ich komme, wenn der alte Lümmel fort ist!" Das indignirte ihn dergestalt, daß er vor der Hand alle Versuche aufgab und sich mit dem Gedanken tröstete, wenn der prächtige Bursche, der Wilhelm, einmal selbst auftrete, werde sie schon aufschauen lernen.

Diese verunglückte Expedition erfuhr die Mama haarklein, obschon Herr Wezler den festen Entschluß gefaßt hatte, davon zu schweigen, und somit auch Marie. Was aber kam das stille Mädchen an, daß sie auch ihrerseits Projekte machte und diplomatische Zwecke verfolgte? Wie kommt's, daß sie, die man noch nie weiter als an der Mama Seite in den Garten oder auf den Acker gehen sehen, nun weite Gänge über Feld macht, von denen sie erst Abends zurückkommt? Wie hat sie's angegriffen, daß sie im Schulhaus zu Bernheim daheim ist wie das eigene Kind und mit ihrem Nähzeug am runden Schiefertisch neben der Frau Schulmeisterin sitzt, als hätte sie von Kindesbeinen an dagesessen? — Wie hat sie's so weit gebracht, daß Katharine Krebs, die kleine Wilde, so zutraulich mit ihr geworden wie mit niemand je zuvor?

Dieß weiß kein Mensch, aber so ist's. Da sitzen die zwei Mädchen auf dem breiten Sims in der alten Schulstube, von dem man weit hinunter sieht in's blühende Thal, und Katharine blickt mit ihren pechschwarzen stechenden Augen in die milden blauen Sterne der Marie und schüttet in

rauhen heftigen Worten die heiße Klage über ihre verkümmerte, freudlose Kinderzeit an der Seite ihrer unheimlichen Mutter vor ihr aus, und Marie mit ihrer ruhigen, sanften Stimme erzählt ihr, wie sie ihre Mutter nie gesehen, wie ihr Vater in Noth und Jammer weit fortgezogen sei, weit über's Meer und niemand mehr von ihm gehört habe, und wie es ihr doch so gut ergangen sei und sie eine liebe Heimat gefunden habe. — „Und gib nur acht, so geht dir's auch noch recht gut und du wirst alles, alles vergessen, was so traurig gewesen ist.“ — „Aber nicht wahr, du bist arm, Marie? Ich will dir Geld geben, wenn ich's bekomme, ich habe viel.“ — „Mir nicht,“ lächelte Marie sanft; „ich habe was ich brauche, aber komm, ich will dir zeigen, wem du geben sollst.“

So gehen sie mit einander in die ärmlichen Häuser des Dorfs, und Marie thut Wunder mit dem anständigen Taschengeld, das der Erbin von der Vormundschaftsbehörde verwilligt war. Für den jungen Unterlehrer, den Sohn des Schulmeisters, ist diese Gehilfin bei seinem oft schwierigen Lehramt fast gefährlich, er sieht mit unverhohlener Bewunderung die stille Macht dieser sanften, friedvollen Natur und lernt erst von ihr den rechten Weg, seiner schwer versäumten jungen Schülerin recht beizukommen.

Papa Wezler erfuhr nichts von diesen Gängen, die Mutter schwieg still dazu und ließ Marie gewähren; sie wollte auch nicht, daß diese Katharinens Widerwillen, sie einmal daheim zu besuchen, zu heftig bekämpfen solle. „Was sein soll, wird sich wohl schicken,“ meinte sie ruhig und sah mit feuchten Augen der stillen Friedensbotin nach, wie sie ihren schönen Plan verfolgte.

Allzulange dauerte nun freilich dieser trauliche Verkehr

nicht; nach einem Jahr holte der Vormund Katharine in die Residenz, damit sie nunmehr in's Feine geschliffen werde. Es war so viel Gerede von der Frau Krebs und ihrem Tod und ihrem Geld und ihrem Kind gewesen, aus dem das Gerücht eine Art weiblichen Kaspar Hauser machte, daß er geraume Zeit hatte hingehen lassen wollen, ehe er sie in den Kreis seiner fünf Töchter einführte.

Marie schlug Katharinen eine Korrespondenz vor, damit wollte es aber nicht so recht fort, sintemal dieser das Schreiben noch zu neu war; darum blieb dieser Verkehr ein ziemlich einseitiger.

Wiedersehen.

So standen die Dinge, als eines Tages festliche Vorbereitungen im Haus Wezler gemacht wurden; Rike, die Magd, die kein anderes Festvorgefühl kannte, als daß geputzt wurde, hatte bereits das ganze Haus sammt Flur und Treppen gründlich gescheuert, und fegte nun in Ermangelung eines andern Gegenstandes die Hühnerställe unter der Treppe; Marie schlang leichte Epheuguirlanden über die weißen Vorhänge, um den Schmuck des bekränzten Zimmers zu vollenden; der Papa polirte die kleine Münzsammlung, die er für Wilhelm angelegt hatte, schönstens heraus, und Mama ordnete die Kaffeetassen um den prächtigen Gugelhopf, Wilhelms Leibspeise, die sie nach Jahren wieder einmal eigenhändig verfertigt hatte.

Wilhelm war's, der nach fünfjähriger Abwesenheit im Elternhaus erwartet wurde. Er war indeß als Pensionär, als Volontär, als Commis im Auslande gewesen; nun, schrieb er, wollte er's auch daheim probiren und eine

Stelle im Vaterland suchen. Der Papa aber wußte es besser, wie's nun kommen müsse.

Der Kaffee stand bereit, die Zimmer waren geschmückt, Papa und Mama standen am Fenster, Strickkorb und Flickkorb waren bei Seite gestellt, und jetzt rasselte ein leichtes Fuhrwerk. Der kann's aber nicht sein, der große schöne Mann! Freilich, der ist's und springt herauf und umarmt den Papa und küßt die Mama und küßt zur Abwechslung die Marie und umarmt die Rike, die in der einen Hand den Besen weit hinaus hält, und wirft sich endlich, als der Sturm des Entzückens sich ein wenig gelegt, mit lautem herzlichem Lachen auf das alte zusammengesessene Kanapee, daß die Fliegenklatsche des Papa, die darauf liegt, krachend in Stücke springt.

Ja, der ist's; wie gesund und frisch, wie groß und schön, wie hell und unverdorben sieht er aus! Sie können Alle die Augen nicht von ihm wenden. Jetzt aber mahnt Mama an den Kaffee, sie rücken näher zusammen, dem Gugelhopf widerfährt sein Recht, und Wilhelm sieht sie alle nach der Reihe dazwischen hinein glückselig an, und sagt aus ganzer Seele: „Daheim ist's doch am besten!"

Nun werden Adolfs Briefe geholt und gemeinschaftlich durchgegangen, und Wilhelm hilft den geographischen Lücken nach, die den Eltern noch geblieben sind, und erzählt — wie viel und schön weiß er zu erzählen! — von der herrlichen Alpenwelt und den Ufern des Genfer Sees und von seinem komischen Herrn Principal und seinen Genossen, von tausenderlei Dingen, so daß der Papa die Fräulein Krebs total vergessen hatte und sie ihm erst Nachts vor Schlafengehen wieder einfiel, wo er in seine Decke hinein lachte: „Nicht wahr, Jungfer Krebsin, das ist kein alter Lümmel? Dem zu lieb ließe sich ja des Rothschilds Tochter taufen!"

Abermals ein Strich durch die Rechnung.

Am andern Tag natürlich, da kam die Erbin auf's Tapet. Klar und bündig setzte der Papa Wilhelm auseinander, welch unbändiges Glück er gehabt, daß ihm die reiche Partie bis dato noch nicht weggeschnappt worden sei, und wie er kürzlich bei einer Ausschußversammlung der Hagelversicherungsgesellschaft die nähere Bekanntschaft des Vormunds gemacht. Der habe ihm geklagt, er habe mit dem Eigensinn des Mädchens, die alle Freier verschmähe, seine bittere Noth und habe sich vorgenommen, den Nächsten, der sich jetzt vorstelle, den müsse sie nehmen. Er, der Papa, habe sofort Wilhelms erwähnt und alles so eingeleitet, daß dieser sich jetzt nur präsentiren dürfe, um das Ding sofort siegreich zum Ziel zu führen. „Auch das Frauenzimmer selbst hab' ich gesehen; man kennt sie nicht wieder, sage ich euch! Ganz elegant, in einem seidenen Paletot, oder wie ihr's heißt; schön ist sie gerade nicht, aber was man so interessant heißt, pechschwarze Augen; und Wilhelm, ich sage dir, viermalhunderttausend Gulden hat sie wie einen Kreuzer, verlaß dich drauf!"

„Wenn's wirklich Ernst sein soll," fieng Wilhelm an, „so will ich auch im Ernst reden: ich mag das Mädchen nicht, und wenn sie vier Millionen hätte. Ich bin jung und gesund, habe Kraft und Geschick, guten Muth und Gottvertrauen, mir den Weg in die Zukunft zu bahnen. Und ich soll mich mit Leib und Seele verkaufen an elendes Gold? an das Gold eines alten Scheusals, das Mariens Vater hinaus in's Elend getrieben, an ein verwahrlostes, rohes Geschöpf, wahrscheinlich so schlecht wie die Mutter!"

„Das ist nicht so!" unterbrach ihn Marie todesblaß,

aber mit so fester Stimme, wie man sie nicht an ihr gewöhnt war. „Wilhelm, sie ist ein gutes Geschöpf, für Liebe empfänglich, und bereit, der Mutter Sündengeld zu gutem Zweck zu verwenden.“ — „Ei, was weißt denn du davon?“ sprach der Papa, noch unglaubig an die unerwartete Bundesgenossin sich wendend. — „Ich hatte Mitleid mit dem armen Kind und dachte, ein freundliches Herz werde ihr wohlthun, und dachte . . . .“ Sie stockte erröthend. „So kam ich zu Schulmeisters und wir sind von Herzen gute Freunde geworden, und Katharine hat sich alles von mir lehren und sagen lassen, und — ich glaube, Wilhelm, wenn du Liebe und Geduld hast, so kannst du glücklich mit ihr werden.“

„Was hab' ich gesagt!“ rief der Papa triumphirend; „das Mädchen, die Marie, gibt einen Schatz für unser Haus, hab' ich gesagt, als du nicht daran wolltest, sie zu nehmen, Alte.“ Die Mama nickte lächelnd unter Thränen.

„Du hast recht gehabt, Vater,“ sagte Wilhelm, in tiefer Bewegung des Alten Hand ergreifend; „sie ist ein guter Engel für uns Alle. Vater, du wolltest mir die Marie geben, damit sie mein Haus behüte und versorge neben der Erbin; ich bitte, gib mir die Marie allein, dann hast du ein paar glückliche Kinder, reich an Frieden und Freude, das ist mehr wie Gold.“ — „Unsinn! Unsinn!“ rief Herr Wezler, dem's trotz aller Anstrengung nicht gelang, den Zorn wieder zu bekommen, der ihn bei Wilhelms erstem Wort der Weigerung überkommen. „Unsinn! du weißt, daß ein Kaufmann nicht nur so nach Gusto zulangen darf, und Marie selbst will dich nicht in's Elend bringen.“

Marie wollte sprechen, Wilhelm kam ihr rasch zuvor: „Ein Handelsfreund meines letzten Principals hat mir eine Buchhalterstelle mit tausend Gulden Gehalt angeboten, zu-

nächst auf Probe; die Probe will ich schon bestehen, und glaubst du nicht, Vater, daß Marie damit haushalten kann? Und später erhöht sich der Gehalt, ich mache mich unentbehrlich, werde Associé!" fuhr er immer eifriger fort. An diesen Zukunftsplanen erkannte Herr Wezler ihn als seinen leiblichen Sohn und der Zorn schmolz mehr und mehr.

„In Gottes Namen! wenn meine Kinder alle meine Fürsorge von sich stoßen," sagte er zuletzt resignirt; „aber in die Lebensversicherung setzst du mir auf der Stelle, daß der arme Tropf da nicht als hilflose Wittfrau zurückbleibt." — Das war der Schluß der Heirathsverhandlungen; er war so im Sturm, so ohne eigentliche Absicht irgend eines Betheiligten herbeigeführt worden, daß es ihnen allen wie ein Traum vorkam.

Beim Papa war die Rührung bald verflogen, er zog sich mit seiner Morgenpfeife in seine eigene Stube zurück, ein Zeichen des Schmollens, und brütete über seinen umgestürzten Planen. Die Mama lächelte und weinte und streichelte Mariens bleiches Gesicht. Marie nahm es sehr übel, daß Wilhelm sie erstürmt, ohne nur sie selbst zu fragen, Wilhelm vertheidigte sich im Scherz, nahm's dann im Ernste auch übel, dann mußte ihn Marie wieder versöhnen, und zuletzt schickte Mama die Zwei in den Garten, „um gescheid zu werden." Ob sie gescheid geworden, weiß ich nicht, aber getröstet kamen sie wieder und Mariens blaue Sterne leuchteten wie Sonnen.

Dennoch fühlte sich Marie gedrückt durch ihr unerwartetes Glück und die stets noch umwölkte Stimmung des Papas; sie fand den Muth nicht, sich ihm als Tochter zu nähern, und es lag noch eine Wolke über Allen.

Die Wogen glätten sich.

Ein Brief kam — zu was in aller Welt sind nicht Briefe gut! — von Herren Kurz, dem Vormund der Katharina Krebs. Da Herr Wezler als Freund seines seligen Vetters allzeit am Ergehen von dessen hinterlassener Tochter Antheil genommen, so beehre er sich ihm deren Verlobung anzuzeigen. Wenn er Herrn Wezler letztmals recht verstanden, so bedaure er, daß somit eine anderweitige, für seine Mündel sehr ehrenvolle Absicht nicht effektuirt werden könne, aber „Glanz der Familie, Uebereinstimmung der Herzen“ u. s. w. Dabei lag eine zierlich gestochene Verlobungskarte: „Viktor Graf von Schreckenhorst, Hauptmann, und Kathinka Krebs.“

Der Papa war stumm vor Erstaunen; so waren seine beide glänzenden Plane in Einen zusammen und an ihm vorbeigeflossen. So hatte es also nicht sein sollen; denn so hoch er seinen Wilhelm hielt, an die Möglichkeit dachte er doch nicht, daß er als siegreicher Rival eines regierenden Grafen hätte auftreten können. Marie wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte beim Gedanken, ihren unkultivirten Zögling als Gräfin von Schreckenhorst zu erblicken. Das hatte sie nicht für sie gewünscht; sie schrieb ihr aber aus überfließendem Herzen einen Brief voll der innigsten Segenswünsche.

Von da an gestaltete sich alles heiterer im Hause Wezler, die Mama sah man kaum mehr vor den Haufen von Leinwandballen, mit denen sie sich umgab; nun durfte sie doch ein Töchterlein ausstatten! Marie, die nicht emsiger werden konnte als sie zuvor gewesen, war nun häufiger neben dem Papa als neben der Mama zu sehen, und wenn sie ihm all die kleinen töchterlichen Dienste that, zu denen sie bisher oft

nicht den Muth gehabt, und wenn sie so recht mit innerlichem Ernst in seine Plane einging, da sagte er nachher oft überrascht zur Mama: „Hätt's selbst nicht gedacht, daß so viel hinter dem Mädchen wäre; in Gottes Namen!“ Wilhelm aber war längst wieder abgereist, um seine Stelle anzutreten, und schrieb Briefe voll Feuer und Leben, voll Lust und Lieb und Hoffnung, und Marie erblühte so rosig, daß sie selbst für den schönen Wilhelm eine passende Gefährtin schien.

Noch ein Ereigniß.

Die Aussteuer war fertig, das Hochzeitkleid bereit, nur die Mama wußte noch tausend unentbehrliche Dinge, an die man bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte: Fruchtsäcke und Samensäckchen, Abwischlappen und Aderlaßbinden; es war wahrhaftig, als sei der fürsorgliche Geist des Papas in sie gefahren. Der Marie konnte nichts bescheiden und einfach genug sein; sie sagte niemals, wie bedrückt sie sich fühlte, so ganz die Nehmende zu sein, weil sie der Mama weh damit that, aber sie kämpfte lang im Stillen mit diesem beschämenden Gefühl, bis sie auch das versenkte in die Tiefe ihres demuthvollen Herzens.

Nun konnte Wilhelm jeden Tag kommen. Rike fegte und putzte mit so verzweifelter Entschlossenheit, daß es ein Wunder war, daß sie nicht die Balken durchrieb. Marie saß eines Abends, da Papa und Mama allein in den Garten gewandelt waren, in ihrem Stübchen, von all den bangen und frohen und wehmüthigen Gefühlen bewegt, die um solche Zeit in einem Mädchenherzen einkehren. Da rief ihr Rike in absonderlichem Ton: „Jungfer Marie, eine „g'späßige“ Jungfer ist unten!“ Marie eilte hinunter; da stand in der

Dämmerung eine seltsame Gestalt, in ein langes prächtiges Seidenkleid gehüllt, das mit einer Schnur zum Gehen aufgeschürzt war, die langen Enden einer eleganten Atlasvisite wie ein Halstuch nach hinten geknüpft, bestäubt und erhitzt, mit allen Spuren eines weiten Marsches. Die schwarzen Augen, die zwischen dem verwirrten Rabenhaar hervor sahen, ließen sich nicht verkennen.

„Katharine! um Gottes willen, wo kommst du her? Nur schnell in mein Stübchen.“ Dort setzte sich die Erschöpfte nieder und begann zu lachen wie toll, sobald sie zu Athem kam. — „Da bin ich! mit der Grafschaft ist's aus!“ — „Aber wie, warum? — „Das sollst du hören. Dazu bin ich zu gut, daß der seine Schulden zahlt mit dem, was die Mutter zusammengekratzt hat, und mich dann in die Ecke stellt wie einen Sack, wenn er geleert ist. Ich hab' ihn gleich nicht wollen, obschon ich ein dummes Ding bin, was ich mein Lebtag bleibe, aber ich ließ mich überreden. Da schickten sie ein Dutzend Weibsbilder hinter mich, um mich zu putzen, und setzten mich in eine Kutsche und stellten noch extra eine alte Mamsell an, die mich Mores lehren sollte; keine Stunde war mir wohl. Und dazu sah ich mehr und mehr, daß sich der Herr Graf an mir schämte und nicht erwarten konnte, bis er mein Geld habe und mich bei Seite schieben könne. Da habe ich ihnen nun einen schönen Streich gespielt und bin durchgegangen, und da bin ich!“

„Aber was willst du nun thun? ich bitte dich!“ — „Zu Schulmeisters will ich und den Martin heirathen, des Schulmeisters Sohn. Das ist mein heiliger Ernst, der hat mir gefallen, sonst keiner mein Lebenlang. Und wenn er mich auch nicht lieb hat, weißt du, so recht, wie man dich lieb haben muß, ich weiß doch, daß er mich nimmt und daß

er gut gegen mich sein wird, und ich und mein Geld sind am besten bei ihm aufgehoben."

Daß sie damit recht hatte, fühlte Marie in tiefster Seele, und es waren nur noch Scheinwaffen, mit denen sie ihren Entschluß bekämpfte. Wäre auch umsonst gewesen; kaum ließ Katharine zu, daß Marie sie incognito mit einer Tasse Thee bewirthete, dann schlug sie ihr Seidenkleid über den Arm und wanderte im Eilschritt davon.

Das Erstaunen der Schulmeistersfamilie, des Vormunds und des Grafen, alle Stürme und Kämpfe, inmitten deren Katharine selbst, „die Ate dieses unheilvollen Kriegs" die allerunbekümmertste Person blieb, lassen sich leichter denken als beschreiben. Am Ende ließ sich nichts einwenden, der junge Lehrer war ein geschickter, tadelloser Mann, der Vormund war am Ende froh, den Kobold von Mündel los zu werden, und der Herr Graf ließ, wie man sich zuflüsterte, sein beleidigtes Ehrgefühl mit einer anständigen Summe versöhnen. Katharine kam als freudestrahlende junge Frau zu Wilhelm und Marie, die vor ihr in den Hafen eingelaufen waren, und Wilhelm versöhnte sich vollständig mit der lange gefürchteten Krebsin.

Martin, ein ernster, herzensguter und gewissenhafter Mann, nahm das unbedingte Vertrauen, mit dem Katharine sich und ihre Schätze in seine Arme warf, als eine heilige Pflicht auf und gelobte sich, mit unverbrüchlicher Treue über die Seele des wilden Kindes zu wachen und die Reichthümer zu verwalten, an denen so viel Thränen hiengen. — Auf einem bescheidenen Landgut lebte er mit Katharinen auf dem Fuße behaglichen Wohlstands; seine Schwester war die emsige Gehilfin der jungen Frau, die mit unbeschreiblichem Wohlgefühl sich zum erstenmal in ihrem Leben recht daheim fühlte. — Als Papa Wezler die Geschichte allmählich klar

wurde, da setzte er sich nieder mit einer Miene, als ob die Welt stille stände; das gieng über seinen Horizont und er gab es auf, darüber zu meditiren.

Etwas Gutes zum Schluß.

Noch einen Blick in das Heimwesen Mariens und Wilhelms! Ihr würdet es kaum für möglich halten, daß man in einer engen Gasse der Residenz eine so niedliche, trauliche Heimath gründen könne wie die ihrige. Schöne Aussicht vermißte man gar nicht, die Einsicht war so freundlich. Mariens Blumen waren von den wohlfeilsten Sorten; um so mehr, meinte sie, mahnen sie einen an einen eigenen Garten. Wenn Wilhelm irgend welche Wünsche laut werden ließ, die zu ihren Verhältnissen nicht paßten, so beklagte Marie scherzend, daß er nicht auf den Krebsfang gegangen sei.

Es war gerade die Zeit, wo sie Wilhelm vom Komptoir erwartete, aber heute war die kleine Speisetafel durch ein angestoßenes Tischchen vergrößert; das allerfeinste Tischzeug, der Stolz der Mama, war aufgelegt und der Tisch mit allem Schönen, was Marie an Silbergeräth hatte, in's glänzendste Licht gesetzt. — Um zwölf Uhr kam nämlich auch der Eilwagen und mit diesem wurden heute zum erstenmal Papa und Mama erwartet.

Eben kämpfte Marie mit sich, ob sie den brodelnden Pudding seinem Schicksal überlassen und den Eltern entgegen gehen solle, da hörte sie den schweren Stock und Tritt des Papas schon auf der Treppe; schnell öffnete sie die Thür, um hell zu machen, und sah die zwei lieben alten Leute zusammen die Treppe heraufklimmen und hinter ihnen Wilhelm mit zwei Sätzen nachfliegen. Nun ging die Freude,

das Begrüßen, das Verwundern an, wie alles so hübsch sei. Wilhelm holte das Hausbuch, das angelegt war, als ob Millionen darin zu verrechnen wären, und zeigte mit Stolz ihre Ersparnisse und Mariens pünktliche Rechnung. Marie aber trieb zum Essen, die Suppenklöße könnten fest werden.

„Warte noch, Marie,“ sprach der Papa. „Da kam gestern ein Brief an dich aus Amerika unter deinem Mädchennamen, der nach langer Irrfahrt zu uns geschickt wurde; lies vorher.“ Marie öffnete den Brief und setzte sich damit. Keine Linie ihrer sanften ruhigen Züge änderte sich, sie las ihn still bis zu Ende, dann legte sie die darin enthaltenen Papiere bei Seite und reichte ihn Wilhelm mit einem Gesicht, so strahlend von Glück, wie er es kaum an jenem Verlobungsabend gesehen. Wilhelm las laut:

„Mein armes liebes Kind! Ob du noch lebst oder wo du bist, weiß ich nicht! ich denke, in unserem alten Heimatort wird man von dir wissen. Ich will dir jetzt nicht sagen, wie es kam, daß mich die Verzweiflung von Haus und Heimat getrieben, einen verschuldeten, ehrlosen Mann. Ich war wie von Sinnen durch die beständigen Quälereien jenes Teufels von Weib, der Gott vergebe. Mein armes Kind, ich habe damals nicht viel an dich gedacht.

„Ich habe hier viel herbe und schwere Zeit gehabt; sie war mir nöthig, um zur Einkehr in mich selbst zu kommen; jetzt ist sie vorüber, Gott hat meinen Fleiß gesegnet, mehr als ich hoffen konnte, und ich habe mein Vaterherz wiedergefunden. Mein Kind, hier lege ich eine Summe bei, um dich zu mir zu bringen, wenn du noch lebst, wenn du allein und heimatlos im Vaterlande bist; sie wird hinreichen, um auch meine alte Schuld zu decken, die aber nicht so groß sein kann, als ich damals geglaubt. Lebt mein

Kind nicht mehr, so sollen Alle, die ihm Liebe erwiesen, sich darein theilen.

„Bist du aber, was ich kaum glauben kann, verlobt oder verheirathet und glücklich, dann, liebes Kind, bleibe, wo du bist, dann will ich einmal zu dir kommen. Ein großes Heiratgut dir zu senden, wäre in diesem Falle bei der Art meines Geschäfts nicht möglich, aber ich kann dir mit Leichtigkeit die beigelegte Summe als jährlichen Beitrag geben. Wenn mir Gott so gnädig ist, daß du noch lebst, so schreibe mir bald und sage mir, ob du noch ein kindliches Herz hast für den Vater, der dich einst verlassen."

Marie legte den Wechsel, der im Brief gelegen, in die Hand des erstaunten Papas. „Nun Gottlob, daß ihr schon beisammen seid!" sagte dieser herzlich. „Nicht wahr, Marie, du weißt, daß du vorher schon mein Kind gewesen?" Marie weinte vor Freuden wie ein Kind, daß sie nun einen Vater habe, und sagte lächelnd zu Wilhelm: „Ei, jetzt hast du doch noch ein Krebslein gefangen! Die Mama aber faltete die Hände und sprach:

Weg' hast Du aller Wegen.
An Mitteln fehlt Dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.

Adolf ist nicht Kazike geworden. Es war ihm vergönnt, sein Leben einzusetzen für seinen Beruf; nach reichem, segensvollem Wirken kam er heim, um in der Mutter Schooß sein Haupt zur letzten Ruhe zu legen, aber ein reiches Erbe

von Glauben und Frieden hat er den Seinen gelassen, das ihnen das Leid versüßte.

Ob Herr Wezler nun angefangen hat, für seine Enkel Plane zu machen, weiß ich nicht; ich glaube fast, er will's dießmal dem lieben Gott überlassen.

Schwäbische Pfarrhäuser.

Ein Pfarrhaus — ist das nicht ein lieber, so recht schwäbischer Laut? Pfarrer gibt es zwar überall, noch weiter als „die deutsche Zunge klingt", und sie werden auch anderwärts nicht in Höhlen wohnen; aber ich meine doch, die rechten, ächten Pfarrhäuser seien nirgends daheim als in Schwaben.

Das Wort Pfarrhaus hat einen magischen Reiz fast für jedes junge Mädchenherz, selbst wenn es in den elegantesten Zirkeln schlägt. Das Haus braucht nicht modern, nicht großartig zu sein (wäre auch ein vergeblicher Wunsch), nur recht behaglich, mit einem Gärtchen davor und einem Rasenplatz dahinter, über den ein stiller, grüner Pfad zur Kirche führt, die Fenster mit Blumenstöcken geziert, durch die Nachts ein trauliches Lampenlicht schimmert, bei dessen Schein der Pfarrer seiner Liebsten vorliest.

Nun haben freilich nicht alle Pfarrhäuser einen solch romantischen Charakter, und wenn ich versuche, euch in einigen einzuführen, so verdenkt mir's nicht, wenn zwischen den Lichtseiten auch Schatten liegen. Das erste aber, das wir betreten, sei ein gutes und liebes, eines das mir in dankbarer Erinnerung lebt, und wenn ich mich auf eine passende Bezeichnung dafür besinne, so nenne ich's am liebsten

Das freundliche Pfarrhaus.

Ein freundliches war es gewiß. Es ist schon so schön hellgelb angestrichen und steht hoch oben im Dorf, recht ausdrücklich, damit es weithin gesehen werde, um den zahlreichen Pilgern vom nahen Städtchen eine freundliche Aufnahme zu verheißen. Und wenn man über den begrasten Kirchhof schreitet, der, längst nimmer benützt, nur noch ein Tummelplatz ist für Kinder und Hühner, wie freundlich steht's da im reinlichen Hofraum, mit dem Nußbaum zur Rechten, der sich so dicht an's Haus anschließt, daß man seine Früchte im Zimmer pflücken kann, mit dem Garten zur Linken, dessen Büsche und Bäume neugierig über die niedrigen Nebengebäude, die Stallungen für Hühner, herausgucken! Mit fröhlichem Gebell und zutraulichem Schweifwedeln sprang einem da Azor, der getreue Haushund, entgegen, ein wahrer Ausbund von Hund, ein garstiges Vieh zwar, aber höchst gastfreundlicher Natur, denn an jedem Gast hüpfte er hoch empor aus lauter Vergnügen. Als Kinder konnten wir's ihm freilich nicht verzeihen, daß er Stachelbeeren fraß wie ein Mensch, sonst aber war er unser guter Freund. Armer Azor! er mußte sein Leben lassen bei einer Hundemusterung, und hatte doch kein Unrecht auf seiner

ehrlichen Hundeseele, als daß er acht Jahr alt war! Das wäre auch nicht geschehen, wenn wir dazumal schon Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gehabt hätten.

Aber wir können nicht im Hof stehen bleiben; treten wir in den Flur, der zum Ergötzen der Kinder mit einer Schaukel versehen ist. Da prankte als beständiger Willkomm noch ein kolossaler, prächtig gemalter Vers, von Tannenreis umkränzt, mit dem der Pfarrer vor Jahren einst von seiner Gemeinde empfangen worden war: „Noch ehe er kam — War sein Herz voll Huld uns zugethan, — Die Vorsehung Gottes schenkte uns ihn, — Und wir vereinigen uns heut mit ihm.“ Nun aber die Treppe hinauf, auf deren Spitze uns schon der Hausfrau freundliche Stimme begrüßt hat, in die große wohnliche Stube, die vielerlei Zwecke in sich vereint, die Salon, Studirzimmer, Speisesaal und Audienzgemach zugleich war. Da stand die stattliche Gestalt des Pfarrherrn an's Fenster gelehnt, eingehüllt in eine bläuliche Rauchwolke, die von ihm ausging und über das ganze Zimmer ein angenehmes Düster ausgoß. Er war ein standhafter Raucher (leidenschaftlich würde zu seinem sonstigen geruhigen Wesen nicht passen); Priester und Altar zugleich dampfte er den lieben langen Tag, und nur ein einzigmal, in einer Stunde tiefsten Leides, sah ich sein Pfeifchen erloschen. Jetzt aber legt er's einen Augenblick bei Seite, um mit lauter, voller Stimme seine Gäste zu begrüßen.

Und nun legt man die überflüssigen Hüllen ab und setzt sich ganz gemüthlich um den runden Tisch, und ich möchte wohl wissen, wem's da nicht behaglich geworden wäre. Man fühlte sich so recht geborgen aus allem Gewühl und Getreibe des Lebens draußen, und die einfache Bewirthung, Kaffee, Butter und Obst, ließ man sich jederzeit so trefflich schmecken, als ob man gerade nur zum Schmausen

gekommen wäre. Es war kein Wunder, daß man sich so wohl fühlte, denn willkommen waren alle Gäste, junge und alte, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde, und es gibt kein angenehmer erwärmendes Gefühl als das, ein gern gesehener Gast zu sein. Niemals durfte man mit der heimlichen Angst die Glocke am Haus ziehen, daß nun droben ein Thür-Auf- und Zuschlagen, eine gedämpfte oder laute Küchenkonferenz angehe, bis die Pforte sich öffne. Ja sogar der Samstag, dieser Tag häuslicher Plage und Unbequemlichkeit, dieser herbe Durchgang zu der Ruhe des Sonntags, hatte im freundlichen Pfarrhaus seinen Stachel verloren, weßhalb auch eben an diesem Tag die stärkste Wallfahrt dahin war. Und nicht nur bei hellem Tageslicht suchte man das freundliche Pfarrhaus heim, nein auch die schönsten Mondscheinparthien wurden in hellen Winternächten dahin gemacht und ein warmer Thee nebst delikaten Apfelküchlein belohnte die späte Mühe.

Zu den übergeschäftigen Hausfrauen gehörte die Pfarrfrau nicht, obgleich sie die Finanzangelegenheiten des Hauses in aller Stille mit ruhiger Umsicht verwaltete, auch hätte ihre zarte Gesundheit wohl kaum ein sehr bewegliches Treiben gestattet. Drum hatte man auch im Pfarrhaus nie den peinlichen Eindruck, als ob jetzt die Leute Leib und Leben dran setzten, einen Kaffee zu Stand zu bringen. Da gab's kein stundenlanges Verschwinden der Hausfrau, unterbrochen durch kurzes athemloses Auftreten mit irgend einem Erforderniß. Nein, das gab sich alles wie von selbst; noch ehe die häusliche Wirksamkeit in die Hand der Töchterlein überging, saß die Frau Pfarrerin geruhig da, mit ihrem rothen Strickkorb, ein langsam vorrückendes Strickzeug in der Hand, und lieh ihr Ohr den Gästen, während sie mit strahlenden Blicken fast unverwandt ihren Mann betrachtete, der in ihren Augen der

Inbegriff aller männlichen Schöne und Herrlichkeit war, so wie er wiederum sich gar nichts Anmuthigeres und Vollkommeneres vorstellen konnte als eben seine Frau. Ob das andern Leuten auch so erschien, das thut nichts zur Sache. Genug, sie waren selig in diesem Glauben, und von dieser steten unverwelklichen Glückseligkeit des Ehepaars, das sie mit innigem Genügen erfüllte, ging auch die Atmosphäre von Freude und Frieden aus, in der es einem so wohl wurde im Pfarrhause.

Eine Studirstube brauchte der Pfarrer nicht. Zwei Tage lang hatte er einmal eine gehabt, da hielt er's aber nicht aus. „Warum soll ich wo anders sein, wenn ich bei Dir sein kann?“ Seitdem etablirte er sich mit seinen Pfeifen und seinen Büchern (in welch beiden Stücken er keinen großen Luxus trieb) im einzigen Wohnzimmer bei seiner Frau, und weder sein Geist noch sein Amt hat darunter Noth gelitten. Ein neues philosophisches System hat er nun zwar nicht ausgeheckt, auch nicht chaldäisch und Sanskrit getrieben, aber ein grundgescheidter Mann war er doch, der über alle Erscheinungen im Gebiete des Lebens und Wissens sein gutes gesundes Urtheil hatte.

Seine Passion war neben dem Rauch noch das Schachspiel; es war gerade recht für sein gutes Phlegma, so eine halbe Stunde lang zwischen den Rauchwolken durch das Schachbrett zu betrachten, ehe er sich zu einem Zug entschloß. Hie und da begegnete es ihm, auch etwas zerstreut zu sein, wie er denn einmal in eine große Gesellschaft eintrat, statt des Stocks den Besen in der Hand, an dem er vor der Thür die Schuhe gereinigt hatte, — ich sehe noch das erstaunte Gesicht, mit dem er sich umsah, als sein höflicher Gruß mit einem schallenden Gelächter erwidert wurde.

Die Seelsorge, die Audienzen, die der Pfarrer seinen

Bauern gab in ihren verschiedenen Lebensangelegenheiten, sie konnten nur gewinnen durch die stille Anwesenheit der Frau Pfarrerin, die, in alle Verhältnisse eingeweiht, da und dort ein Wort zur rechten Zeit einschaltete, am eifrigsten, wo es galt, einen Ehemann zu seiner Pflicht, eine Frau zur Geduld und Sanftmuth zu ermahnen. — Des Pfarrers Predigten, die er niemals studirte, was seine Frau als besondern Ruhm anführte, hatten eine einfache Kraft und Wahrheit, die ihre Wirkung nicht verfehlte und manchmal gerade am rechten Fleck einschlug, mehr als die beststudirte Rede.

Die Gemeinde lag dem Paar sehr am Herzen; sie betrachteten sie fast mit der partheiischen Vorliebe, mit der Eltern das eigene Kind sammt seinen Tugenden und Fehlern ansehen, und konnten's nicht leiden, wenn eben ihr Dorf so oft zum Gegenstand des Gespöttes der Nachbarorte wurde.

Es ist unverkennbar, daß, wie ganze Nationen und Provinzen, so auch einzelne Dörfer, und seien sie noch so nah beisammen, ihren eigenthümlich ausgeprägten Charakter tragen, was vielen Anlaß zu zahlreichen Neckereien und oft blutigen Händeln zwischen Nachbarorten gibt. So war nun das Dorf, wo das freundliche Pfarrhaus stand, Weindorf wollen wir's nennen, weit berühmt wegen besonderer Betriebsamkeit und Sparsamkeit der Bewohner. Man hätte glauben sollen, sie verstehen zwei Tage aus einem zu machen. Wenn ungünstig Wetter in der Ernte oder zur Heuzeit einfiel und im ganzen Bezirk der Ertrag verdorben war, — die Weindörfer hatten den ihrigen immer noch bei Sonnenschein eingebracht; wenn eine Ueberschwemmung den Wiesen am Neckar drohte und die kaum eine Viertelstunde entfernten Stadtbewohner sich zur Ruh legten und seufzten: „Schad um den schöna Mist mo's Wasser furtnemmt,“ waren die Weindörfer Wiesen mit Laternen besät, bei deren Schein die Bewohner ihren

Dünger bis auf's letzte Hälmchen wieder heimholten. Man sagte ihnen freilich auch nach, daß kein Weindörfer nach Haus komme, außer er bringe etwas „Gemaustes“ mit, und daß man in den Weindörfer Weinbütten Fische fangen könne, weil sie nämlich den neuen Wein mit Neckarwasser vermehren; das aber ließ die Pfarrerin nie gelten. Sie hob dagegen mit Glanz hervor, wie fleißig ihre Weindörfer Männer seien und wie friedlich die Ehen; auch rühmte sie mit Recht, daß das ganze große Dorf nur einen einzigen Bettelmann besitze, der „umgeätzt“ wurde; und das war erst noch ein grober Bettelmann, der den Weibern, die ihn speisten, den Küchenzettel kritisirte und sich nichts gefallen ließ. Als einst zwei fremde Bettelkinder am Pfarrhaus schellten und wir ihnen das Almosen brachten und im Spaß zuriefen: „in Weindorf ist's Betteln nicht Mode,“ da jammerte die gute Pfarrerin: „das hättet ihr nicht sagen sollen, die nehmen's jetzt gewiß übel und kommen nimmer.“ Schad, daß sie nimmer erlebt hat, wie leicht versöhnlich die Betteleute unserer Tage in diesem Punkte sind.

So fern sich der Pfarrer von allem Sektenwesen hielt, so hielt er doch die „Stillen im Lande,“ die Pietisten seines Orts, die er als seine besten Bürger rühmte, hoch in Ehren, und vermied neben all der schlichten Geradheit seines Wesens Alles, was ihnen Anstoß geben konnte. Es wurde einst der Geburtstag des jüngsten Töchterleins gefeiert; ihre Freundinnen aus der Stadt hatten ein sehr rührendes moralisches Stück aus Weiße's Kinderfreund einstudirt, um sie zu überraschen. Die Pfarrerin hörte von dem Plan und bat uns freundlich, die Aufführung in der Stadt zu veranstalten, „wißt Ihr Kinder, um des schwachen Bruders willen!“ So zogen denn die Pfarrtöchterlein zur Stadt; die Aufführung gelang vortrefflich: der edelmüthige Töffel und das bescheidene

Dortchen kamen zu Ehren, die stolzen Edelmannskinder wären um ein Haar ertrunken und die hochmüthige Frau von Grünthal besserte sich; — hernach zogen Schauspieler und Publikum hinüber über Neckar und Wiesen in's freundliche Pfarrhaus und verzehrten dort gemeinsam einen Kessel voll Reißbrei nebst Zucker und Zimmt; das Fest war gefeiert und der „schwache Bruder“ blieb geschont.

(Das Dorf hatte sich durch strenge Altgläubigkeit von jeher ausgezeichnet. Als früher längere Zeit bei Taufen die übliche Frage „widersaget Ihr dem Teufel“ ꝛc. verbannt war, wandten sich die Weindörfer bei jeder Taufe an's Konsistorium mit der Bitte, sie nach der alten Formel vollziehen lassen zu dürfen. Der ewigen Bittschriften müde, ermächtigte das Konsistorium den betreffenden Dekan, diese Erlaubniß zu geben, was dieser dem Pfarramt mit den lakonischen Worten mittheilte: „Einem verehrlichen Pfarramt wird kund gemacht, daß die Weindörfer den Teufel von nun an beim hiesigen Dekanatamt à 36 kr. Sportel haben können.“)

Alles Weltgeräusch und Getümmel, alle Zänkereien und Streitigkeiten, aller kindische Neid, die tausenderlei Eifersuchten, die sonst zumeist in kleinen Kreisen das Leben bewegen und verderben, waren für unser Pfarrhaus nicht vorhanden. An dieser seligen Genügsamkeit, an diesem herzlichen Wohlmeinen glitten alle Stacheln des Lebens unvermerkt ab und keine Sorge für die Zukunft fand Raum. Wenn auch der Pfarrer mit den Freunden die Zeitereignisse besprach, zu tief konnte man nicht in Combinationen oder Befürchtungen eingehen, denn in getroster Zuversicht schaute das freundliche Gesicht der Pfarrfrau drein: „Gebt nur acht, ich meine, es wird schon alles wieder recht und gut werden.“

Die Liebe des Paares erhielt sich in immergrüner bräutlicher Frische; ohne allen sentimentalen Anflug hatte sie stets

etwas Kindliches. Nach dreißigjähriger Ehe betrachtete die Pfarrerin ihren Liebsten noch mit demselben strahlenden Entzücken wie an jenem Weihnachtsabend, wo er als Vikar ihr sein werthes Selbst zur Bescheerung angeboten, was sie ohne lange Bedenkzeit angenommen hatte. Wie die zärtlichste Braut begleitete sie ihn mit ihren Blicken, wenn er ohne sie das Haus verließ, so lang sie ihn vom Fenster aus sehen konnte, oder harrte seiner Rückkehr; begleitete sie ihn auf einem Gang, wo sie früher als er umkehrte, so suchte sie sorgsam seine Fußstapfen auf, um in denselben zurückzugehen. Sie war unerschöpflich in neuen Benennungen für ihn: Du Glücklichmacherle, du Gottlobunddankmannle 2c. Auch hielt sie's für gar keine Verletzung ihrer Frauenwürde, wenn sie ihrem Mann, so oft ihr's einfiel, die Hand hinstreckte: „Ich dank' Dir eben recht schön, daß Du mich genommen hast.“ Und es hat sie der Pfarrer darum gar nicht geringer geschätzt, sondern hoch und werth gehalten als sein Kleinod und ihre Zärtlichkeit mit reichem Maße zurückgegeben, wenn er gleich menschlichem Ansehen nach etwas bärenhaft drein schaute.

Mit Studien und Lektüre hatte die gute Pfarrerin sich nicht viel geplagt, aber sie hatte mit ihrem hellen und harmlosen Blick in's Leben gesehen; ihr Buch war das Herz und die Gedanken ihres Mannes, und darin hatte sie nicht vergebens gelesen; es hat Niemand klassische oder ästhetische Bildung bei ihr vermißt. Ihr häusliches Glück und die Vortrefflichkeit ihres Mannes bildeten ein unerschöpfliches Gesprächsthema für sie, mit dem sie wunderbarerweise Andere nie ermüdete, weil man sich selbst in das Element dieses Glücks wie in eine warme Lebensluft versetzt fühlte. Auch hätte sie die Seligkeit, in deren Besitz sie sich so reich fühlte, gern aller Welt gegönnt; nie hat der heilige Ehstand eine feurigere Lobrednerin gehabt als sie; ein junges Ehpaar, ein

zärtliches Brautpaar zu sehen, war ihr eine recht innerliche Herzenserquickung.

Es wachten auch in diesem glücklichen Hause alte, lang eingerostete Herzen wieder auf, und manchem, im Alltagsschlendrian verknöcherten Ehpaar fiel es im Bereich dieser überströmenden Liebe auf einmal wieder ein, sich auch in der Zwischenzeit wieder die Hand oder einen Kuß zu geben, was sonst nur jährlich dreimal, an Weihnachten und an den beiderseitigen Geburtstagen vorkam. Das junge leichtfertige Volk freilich, das lachte oft recht von Herzen ob dieser alten Bräutlichkeit, that aber ganz als ob's daheim wäre, schlug vom Zimmer aus Nüsse vom Baum, plünderte den Garten, so lange es etwas zu plündern gab, erzählte sich Geschichtchen in der Rosenlaube und zog jederzeit vergnügt und befriedigt heim, von der Pfarrfamilie und dem zuvorkommenden Azor begleitet bis an das Ufer des Flusses, der Stadt und Dorf trennt.

Noch ein stilles, freundliches Element weilte in der traulichen Hinterstube, die ehrwürdige Mutter des Pfarrers, recht ein Bild eines frommen, friedlichen Alters, ihr zur Seite ihre vielgeschäftige Tochter, die sorgsame Tante Clara, der schaffende Genius des Hauses, die Geheimräthin bei allen Staats- und Hausaffairen, die Bildnerin der heranwachsenden Töchter. Denn auch ein Paar junge lebendige Blüthen waren dieser glücklichen Verbindung entsprossen, zwei rosige Töchter, des freundlichen Hauses lieblicher Schmuck. Die eine wuchs heran als rastlos thätige Martha, zu beständigem Erstaunen der ruhigen Mama, um dereinst als tüchtige Pfarrfrau eine zweite, noch reichlicher illustrirte Auflage des elterlichen Glücks zu veranstalten. Die zweite, ein zartes, anmuthiges Blümchen, war nicht für die Erde bestimmt; im schönsten Alter jungfräulicher Blüthe schlossen sich ihre sanften

blauen Augen für die Erde. Das freundliche Kind hatte wohl nie geahnt, daß sie den ersten schweren Kummer über das freudenhelle Elternhaus bringen sollte. — Aber auch deine männliche Gestalt, du guter Pfarrherr, lehnt nicht mehr am Fenster, von bläulichen Wolken umwallt. — In ein freundliches Pfarrhaus wollt' ich euch führen; so laßt uns leise die Thüre schließen, ehe es dunkel wird darin.

Der Haselnußpfarrer.

Das war ein seltsamer Kautz, und wäre es wohl in jedem Stande gewesen, darum möchte ich ihn keineswegs als Typus des seinigen zeichnen; weil er aber doch einmal ein Pfarrer gewesen, so möge er hier seinen Platz finden, schon um seines Hauses willen, das gewiß der geistlichen Pflicht der Demuth und Niedrigkeit in reichem Maße nachgekommen. — Am besten ist's, wir begleiten, um Eingang in's Pfarrhaus zu erhalten, einen seiner Vikare, deren er gar viele gehabt, denn sonst ist es äußerst selten aufgesucht worden.

Es war im Sommer 18 . ., als ein neuernannter Vikar muthigen Schrittes in das ihm noch gänzlich unbekannte Dorf einzog, dessen Pfarrer er in Folge höherer Weisung zum Gehülfen gesandt wurde. Das Pfarrhaus aufzufinden war aber keine leichte Sache, wenn man einem nicht zuvor gesagt hatte, es sei das baufälligste Haus im Ort. Unter Anleitung des Büttels, der zugleich Gänsehirt war und eben seine Schaar heimgetrieben hatte, kam der Vikar aber doch damit zu Stande. Klein war das Haus eben nicht, sah aber höchst trübselig und wirklich lebensgefährlich aus, denn es war auf einer Seite mit Stricken an einen daneben stehenden starken Lindenbaum gebunden.

Der Vikar fragte nach dem Herrn Pfarrer und der Frau Pfarrerin. „Die Frau,“ hieß es, „ist über Feld, der Herr aber sind im Garten.“ So ging er denn, ihn dort aufzusuchen und dachte sich einen ehrwürdigen Herrn zwischen Blumenbeeten und Obstbäumen umherwandelnd. Dem war aber nicht so, und einen solchen Garten hatte er noch nie gesehen. Ein halb Viertel Morgen war mit lauter Haselnußstauden, hohen und niedrigen, bepflanzt, nichts dazwischen als schmale Pfade. Inmitten dieser Haselnußwildniß wandelte der Pfarrer, eine dürre, starkknochige Gestalt mit einer bedeutend rothen Nase und lederbraunem Gesicht, und erspähte prüfenden Blickes den Grad der Reife seiner Nüsse. Er empfing seinen neuen Vikar ziemlich kühl und schien es mißliebig aufzunehmen, daß man ihn in diesen Hain eingeführt habe, führte ihn auch alsbald in das Wohnzimmer.

Dort war indeß die Frau Pfarrerin von ihrem Gang auf den Markt der benachbarten Stadt angekommen, eine gleichfalls magere, höchst ungut aussehende Dame, die sich, nachdem sie einen himmelan stehenden Hut abgelegt hatte, in einer vergilbten Filethaube präsentirte und den Vikar fragte, ob er nicht Thee wolle, wenn es ihm nicht zu spät sei vor dem Nachtessen, wofür er natürlich dankte.

Sonderlich wohl ward es dem Vikar nicht diesem Ehepaar gegenüber, zwischen dem ein außerordentlich kühler Ton zu herrschen schien. Heiterer und gemüthlicher Natur, wie er war, versuchte er aber doch einen fröhlichen Ton anzuschlagen und gab alte Universitätsspäße zum besten, was wirklich beim Pfarrer einen gurgelnden Ton hervorrief, der ein Lachen vorstellen sollte, und auch die Frau Pfarrerin, der das besonders zu behagen schien, versuchte ihre Muskeln zum Lächeln zu verziehen.

Nach dem Nachtessen brach der Pfarrer plötzlich auf und

der Vikar sah ihn mit einem schweren Kruge versehen die Treppe hinabsteigen. Auch ihm wurde nun sein Gemach angewiesen, das im obersten Stockwerk gelegen war und so unerquicklich, dürr und trocken aussah, wie das ganze Haus; er konnte seinen Stern nicht besonders preisen, der ihn unter dieses Dach geführt. Sein Verhältniß zu der Frau Pfarrerin schien sich indeß recht erträglich zu gestalten, während der Pfarrer sich auf den nöthigsten Verkehr beschränkte und besonders ängstlich bemüht schien, ihn von seiner Studirstube fern zu halten, in der er den Tag über und Abends fast alle Zeit zubrachte.

Als eines Tags der Pfarrer nach dem Nachtessen abermals verschwunden war, begann die Pfarrerin ganz zutraulich: „Herr Vikar, ich höre, Sie verstehen sich auf die Physiognomien und sehen den Leuten an, wie lang sie noch leben werden.“ Der Vikar gab zu, daß er sich hie und da damit befaßt und namentlich bei Kranken oft einen richtigen Blick gehabt habe. — „Nun, meinen Sie, daß ich oder mein Mann zuerst sterben werde?“ Als der Vikar, erstaunt über eine so ruhig gestellte Frage dieser Art aus dem Munde einer Gattin, die Antwort schuldig blieb, fuhr sie mit schauerlicher Gelassenheit fort: „Sehen Sie, ich und mein Mann haben gar nie zusammen gepaßt; ich hätte ihn gar nie genommen, wenn mir's nicht um einen eigenen „Unterschlauf“ (Obdach) zu thun gewesen wäre. Seit wir geheirathet sind, hat er mich nur erzürnt: wenn ich fett koche, will er mager essen, habe ich eingeheizt, sperrt er die Fenster auf, will ich Bohnen pflanzen, pflanzt er Haselnüsse. Ich ärgere mich nun schon lange nicht mehr, aber ich muß oft denken, es wäre fast am besten, wenn der liebe Gott Eines von uns Zweien zu sich nähme, ich könnte dann nach Nürtingen ziehen.“ — Der Vikar, der nicht wußte, ob er über diese gottergebene Ehefrau

lachen oder weinen solle, zog sich aus der Sache so gut er konnte, und meinte, der Herr Pfarrer sehe noch recht robust aus, doch habe man freilich Exempel, daß auch die kräftigsten Leute schnell wegsterben u. s. w.

Ein Räthsel, dessen Lösung ihn täglich beschäftigte, war für den Vikar des Pfarrers Studirstube, zu der Niemand Zutritt hatte; selbst Bauern, die zu ihm wollten, wurden stets die Treppe hinaufgewiesen. Um's Leben gern hätte er gewußt, was er eigentlich dort trieb: theologische Studien schwerlich, denn seine Gelehrsamkeit war ziemlich verrostet und seine Predigten mahnten an die Gebeträder der Buddhisten, die dieselbe Leier mechanisch abrollen. Hatte er einmal gar nicht studirt, so verkürzte er die zur Predigt bestimmte Zeit damit, daß er nach Verlesung des Evangeliums anhub: „Dieses Evangelium ist so schön und so schön, daß ich's eurer Liebe noch einmal vorlesen muß," und so fort. Classische Studien trieb er wohl eben so wenig, denn seine ganze Kenntniß der alten Sprachen schien darauf eingeschrumpft, daß er das Wort Vikarius durch alle Fälle deklinirte: „Das ist des Herrn Vikarii Glas; schenke dem Herrn Vikario ein; Herr Vikarie, ich wollte Sie noch fragen —; hat Sie den Herrn Vikarium gesehen?" — Was ging denn aber vor im geheimnißvollen Gemach, aus dem nur hie und da dumpfe, brummende Musiktöne in stiller Nacht heraufdrangen?

Da ereignete sich's einmal, daß das Pfarrpaar, das man fast nie zusammen erblickte, weil sie stets daheim blieb, wenn er ausging, und fortging, wenn er dablieb, eine gemeinsame Einladung zu einem Hochzeitfest annahm. Zudem fügte es sich, dem Vikar äußerst erwünscht, daß man am selben Tage eine nöthige Notiz aus einem der Kirchenbücher verlangte, die unter des Pfarrers Gewahrsam waren. Dieser hatte zwar den Schlüssel mitgenommen, aber Bäbel, die alte Hausmagd,

erbot sich, mit dem Hauptschlüssel zu öffnen. Mit erwartungsvollem Schauder, fast wie Annchen in Blaubarts Stube, trat er in das geöffnete Heiligthum.

Siehe, da standen auf einem Tisch die sehr wenigen Bücher, deren der Pfarrer sich bediente, zwei lange Pfeifen, ein tüchtiger Krug, daneben lehnte eine mächtige Baßgeige, und an allen Wänden der Stube lagen Säcke mit Haselnüssen gefüllt. — Bäbel bemerkte sein stummes Erstaunen: „Ja, der Herr Pfarrer brechen immer selber alle die Haselnüsse und essen sie auch allein.“ — „So? deßhalb bleibt er so lange auf?“ — „Ja, und da kriegen Sie Durst von den vielen Nussen, und den da,“ auf den Krug zeigend, trinken Sie aus. — Sie übersehen sich aber nie, Sie können's gut vertragen, man spürt Ihnen gar nichts an,“ fügte sie entschuldigend hinzu.

So war's also entdeckt, das dunkle Geheimniß! Jeden Abend um halb neun Uhr zog der Pfarrer sammt seinem Krug, den er eigenhändig mit rothem Wein gefüllt, in die untere Stube, schwelgte dort in Haselnüssen und baßgeigte dazwischen, bis der Krug leer war. Das also war's, was des Pfarrers Leben ausfüllte, was ihn stumpf machte für's Wissen, lau im Beruf, gleichgültig gegen häusliche Freudlosigkeit! — Ein so seltsames Surrogat für Glück war dem Vikar noch nie vorgekommen.

Das konnte man dem Pfarrer nicht nachsagen, daß er neuerungssüchtig oder anspruchsvoll in Betreff seiner Wohnung sei.

Das Mansardenzimmer des Vikars war allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und an einem schönen Wintermorgen mit einem solchen Schneehügel bereichert, daß es nöthig wurde, für längere Zeit einen gemeinsamen Schlafsaal zu errichten, was der annoch lebende Todtengräber des Orts bezeugen kann.

Der Pfarrer nahm solches Mißgeschick mit großer Philosophie auf. Seit das Pfarrhaus durch den Lindenbaum wieder gestützt worden war, lebte er geruhig darin fort, versunken in seine Haselnüsse, bis eines schönen Morgens, da die Hausbewohnerschaft eben am Frühstück saß, der Zimmerboden ohne besondere Veranlassung hinunterbrach und sämmtliche Mitglieder des Hauses, Herrn und Frau, Vikar und Bäbel, rasch und sicher in den darunter befindlichen Kuhstall versetzte. — Das war eine große Ueberraschung; die Frau Pfarrerin richtete sich zuerst auf, sie war weich gefallen, und sah nach, ob sie noch keine Veranlassung habe, nach Nürtingen zu ziehen! aber auch der Herr Pfarrer waren unverletzt; nur der Vikar lag härter und wirklich gefährlich unter einer Kuh.

Sobald man sich nothdürftig aufgerichtet und erholt hatte, ward ein Expresser abgesandt mit einem Bericht dieser merkwürdigen Begebenheit an's königliche Cameralamt. Besagtes Amt kam Tags darauf in höchst eigener Person mit einem Werkmeister, um den Schaden einzusehen und aufzunehmen. Die Herstellung des eingebrochenen Zimmerbodens sollte unverzüglich in den Bauüberschlag für's nächste Jahr, die der durch den Fall zerschmetterten Fenster aber in den für's nachfolgende aufgenommen werden, wenn der Pfarrer den Beweis herstellen könne, daß die Fenster nicht noch durch Ausheben hätten gerettet werden können. Auf des Pfarrers dringende Vorstellung, daß er sein Zimmer nicht entbehren könne, ward ihm gestattet, dasselbe einstweilen auf eigene Rechnung herstellen zu lassen, mit der Bedingung, daß er die Stube wieder in statum quo setze, falls das Haus an einen Andern übergeben würde, noch ehe die Herrschaft den Bauüberschlag genehmigt habe.

Der Stubenboden wurde wieder hergestellt; die Herzen

des Ehepaars schienen sich aber auch durch diese tragische Katastrophe nicht näher gekommen zu sein. Dem Vikar gefiels je länger je weniger; er ward es immer mehr satt, die trübselige Frau Pfarrerin zu unterhalten, während der Pfarrer seine Orgien in der Haselnußkammer feierte. So zog er denn ab, sobald es sich thun ließ.

Sein Nachfolger, ein hagebüchener, ausgedienter Vikar, war, scheint es, die verwandte Seele, die dem Pfarrer lange gefehlt hatte. Er begleitete des Pfarrers Baßgeige mit dem Violoncell und ihm ward die Gunst gewährt, deren sich noch kein Sterblicher erfreut hatte: er durfte Theil nehmen an den Schwelgereien unter den Nußsäcken; auch mußte von nun an der Krug allabendlich noch einmal aufgefüllt werden.

Nach Jahr und Tag führte den ersten Vikar sein Weg wieder in die Gegend. Da beschloß er denn, den Pfarrer wieder aufzusuchen und ihn mit einem Säckchen extraschöner Aug'stnüsse zu erfreuen. In der Nähe des Orts aber traf er mit dem hagebüchenen Vikar zusammen, der so eben seine Bestallung als Amtsverweser daselbst erhalten hatte. — Der Haselnußpfarrer und seine Frau waren an einem und demselben Tage gestorben.

Das töchterreiche Pfarrhaus.

In einer freundlichen Gegend Schwabens hatte ein neuberufener Pfarrer seine junge Frau noch nicht lange in sein Pfarrhaus eingeführt. Da träumte ihm in einer Nacht: er finde in seiner Stube einen verdeckten Korb, als er dessen Deckel lüftete, da flogen zwölf Täubchen heraus, die setzten sich auf den Boden und verwandelten sich alsbald in zwölf zierliche Mädchen. Mit Lachen erzählte er seiner Frau diesen Traum, und die meinte auch, das wäre der Ehre doch gar zu viel.

Als nach Jahresfrist ein rundes Mägdlein in der Wiege lag, da hätte Vater und Mutter doch lieber einen Knaben gesehen, weil ihnen die zwölf Täublein wieder zu Sinn kamen. Aber das Töchterlein war das erste, und darum doch wichtig und hoch willkommen. Es wurde ein großartiges Tauffest veranstaltet, Gäste geladen, soviel das Pfarrhaus faßte, und Torten, Kuchen und Schinken in Hülle und Fülle gebacken und gesotten. Der jungen Mutter schien gar kein Name besonder und schön genug, bis sie sich endlich für Alwina entschied. „Es ist gut, daß Du mit A anfängst,“ sagte lächelnd der Pfarrer, „so reichts eben das halbe Alphabet bis alle die zwölf Täublein da sind.“ Zu Pathen wußte man so

viel Onkel und Tanten, Freunde und Freundinnen, die auf diese Ehre Anspruch machten, daß die kleine Alwine am Ende ein ganzes Dutzend Pathen und Pathinnen und einen langen Nachschweif von Namen zu Ehren derselben erhielt, und ihr kleines Bettchen ganz bedeckt war mit silbernen Löffeln.

Als nun im nächsten Jahre die kleine Alwina die Wiege einem Schwesterlein räumen mußte, da wurde die Taufe schon stiller begangen, die Mutter aber wollte nicht vorrücken im Alphabet, und nannte das zarte Wesen mit den himmelblauen Aeuglein: Angelika.

Das A wollte aber denn doch nicht ausreichen,. auf die Angelika folgte eine Amalia, Agnes, Anna und Adelheid, dann kam's in's B mit einer Beate und Bertha. Die ganze Familie lamentirte über den großen Mädchensegen im Pfarrhaus, immer stiller und einfacher wurde das Tauffest gefeiert, immer weniger Pathen gebeten, da man die Onkel und Tanten doch nicht alle Jahre um einen Löffel bringen wollte. Bei den zwei Töchterlein, die nach der Bertha kamen, bat man nur noch einen alten ledigen Großonkel zu Gevatter, der zugleich bestimmte, daß man sie Lotte und Louise heißen soll, da die Mutter müde war, sich auf romantische Namen zu besinnen.

Als nun endlich am Konfirmationstage der Alwina das eilfte Töchterlein getauft werden sollte, da lebte auch der ledige Großonkel nicht mehr, und Alwina, stolz und glücklich über ihre neue Würde, wurde die einzige Pathin des Schwesterleins. Vom Namen war noch gar nicht die Rede gewesen; erst als nach langem Streit um die Ehre, das Kindlein zu tragen, Bertha unter Amaliens Aufsicht mit dem Täufling den ansehnlichen Kirchenzug anführte, erst da fragte der Vater die Mutter: „nun, wie soll das Kindlein heißen?“ — „Friederike, wie meine Mutter,“ sagte nach kurzem Besinnen die Pfarrerin. — „Eine Friedenreiche!“ sprach der Vater, als er

abgehalten war, sie blamirte sich gar zu oft vor den Kleinen; sie hatte einmal in der Geographiestunde den Rigi für den höchsten Berg in Europa erklärt und Galizien als die Hauptstadt von Ungarn angegeben. (Die Schwestern gaben ihr Schuld, daß sie drei Stunden buchstabiren müsse, bis sie einen Brief zu Stande bringe, in ihrem Hausrechenbuch stehe Michl statt Milch, auch habe sie auf ein Geburtstagsgeschenk für den Vater einmal geschrieben: von mir gans allein gemacht; — so schlimm war's aber doch nicht.)

Angelika hat ihren Zeichenlehrer schon weit überholt, und während die Mutter oft darüber seufzt, daß sie stundenlang in ihrem verschlossenen Stübchen sitzt und zeichnet, statt zu nähen, malt sie ganz im Stillen die niedlichsten Sachen auf Holz, die sie durch des Vikars Vermittlung sehr gut in die Stadt verkauft. Wie herzlich freut sie sich auf alle die Weihnachtsfreuden, die sie mit ihrem gesammelten Sümmchen den Eltern und Schwestern wird machen können!

Alle aber, groß und klein, gelehrt und ungelehrt, freuen sich, wenn um zwölf Uhr das Tischglöcklein tönt, besonders heut, wo Amalie die Kochwoche hat. Da ist's eine Herzenslust, das muntere Völkchen sich um die lange Tafel schaaren zu sehen; und wenn der Mutter Auge oft etwas bänglich die endlose Mädchenreihe überläuft, so begegnet es wohl dem getrosten Blick des Vaters, der mit inniger Freude auf seinen muntern Töchterlein ruht und der ihr zuversichtlich zu sagen scheint: ‚Was unser Gott erschaffen hat, das wird er auch erhalten.‘ Wenn die einfache Tafel aufgehoben ist, geht's dem schönen Sonnenschein zu lieb in den Garten, da ist ein halb Stündchen der Erholung gegönnt und jedes unterhält sich, wie es ihm am besten dünkt.

Vater und Mutter sitzen behaglich in der Laube; der Herr Vikar hat seine Lehrerwürde abgelegt und bemüht sich,

ein Sträußchen zu pflücken, das er aber, wie Adelheid meint, ganz gegen Recht und Gerechtigkeit der Alwina überreicht, während sie doch das erste Recht auf eine Belohnung hätte; Angelika sitzt an ihrem Lieblingsplätzchen, einer Rasenbank im Gesträuch, und ist „verzückt," wie es die Schwestern nennen, wenn sie so in sich versunken dasitzt und in die Wolken sieht. Anna und Amalie erscheinen erst, nachdem Zimmer und Küche in Ordnung sind und sehen zu ihrem Schrecken, wie Lottchen und Luise eben in höchstem Diensteifer eine Katze aus den Gemüsländern jagen und diese ärger zusammentreten, als zehn Katzen hätten thun können: Anna, außer aller Fassung gebracht, greift nach dem Rechen, um das ungebetene Hülfscorps in die Flucht zu schlagen. Bertha hat sich eine Epheuguirlande um den Kopf gewunden, und bemüht sich sehr, das einzige Fenster des alten Gartenhauses als Spiegel zu benützen, um zu sehen, wie ihr der Schmuck steht. Agnes hat sich zwischen die grünen Aeste eines leicht ersteigbaren Nußbaumes zurückgezogen und singt mit heller Stimme, während sie Nachlese hält, Ingeborgs Klage nach eigener Composition:

Aus des Sommers Lust,
Stürme durchwehen des Meeres Brust,
Ach und wie gerne da draußen
Hört' ich es brausen!

Adelheid sitzt auf dem Boden hinter der Laube mit dem Lichtenstein, den ihr des Försters Tochter geliehen, allzeit in stiller Sorge, die Mutter möchte sie urplötzlich aus dieser neuen Welt aufjagen; Beate aber spielt mit dem Kleinsele, das vor Lust aufjubelt, daß es die große Schwester haschen kann.

So belustigt sich jedes in seiner Weise bis halb zwei Uhr, wo der Rückzug in's Haus beginnt, und nun geht's

mit Ernst an die Arbeit. Die Schneiderei ist kein Spaß, aus sieben alten Kleidern müssen sechs neue gemacht werden, nur die vier Großen und Kleinsele bekommen ganz neue. Alwina schneidet zu und probirt an; die andern nähen um die Wette, sogar die „Unmüße" werden angehalten zu zertrennen und Fädchen auszuzupfen, und das Nesthäkchen will auch ein Puppenkleidchen machen, wobei es Nadeln verliert und sich in's Fingerchen sticht. Dazwischen stimmt Agnes ein Lied an, in das all die Stimmchen zart und grob, falsch und richtig, einfallen, oder erzählt Adelheid, wobei sie die Kleinen als aufmerksame Zuhörer hat.

So geht es recht fleißig zu bis zum Schlag vier Uhr, für den die Kleinen ein äußerst scharfes Ohr haben; dann verschwindet Alwina und kommt zurück mit dem Brodlaib und Obstkorb; das Vesper wird vertheilt und mit allgemeiner Zufriedenheit verzehrt.

Nach dem Vesper werden die Unmüße entlassen, sie dürfen die Kleine mitnehmen und sich in Garten und Hof umtreiben, bis sie unter Adelheids Aufsicht ihre Lektion lernen müssen.

Die andern aber bleiben fleißig beisammen bis zur Dämmerung, wo noch ein kurzer Spaziergang gemacht wird. An hellen Sonntagen werden immer schöne und weite Gänge unternommen, Werktags reicht die Zeit nicht dazu.

Mit einbrechendem Dunkel sammelt sich alles in der Wohnstube, Beate bringt die Kleine zu Bett, der Vater nimmt seinen Ehrenplatz am Ovaltische ein, Amalie und Anna bringen das Theegeräth und den duftenden Thee mit neugebackenem Brod. Da geht's nun heiter und lebendig her; die heiligen drei König haben genug zu thun, bis sie die Gesellschaft versorgen und den Unmüßen betrüglicher Weise lau Wasser statt des erhitzenden Thee's unter die Milch mischen

(erst die confirmirten Töchter sind zum Thee avancirt); der galante Vikar nimmt aber der Alwina für eine Weile das Geschäft ab.

Nun der Thee getrunken ist, marschiren die Unmüße in ihre Betten ab, das Geräth wird auf dem Seitentisch flink und in aller Stille gereinigt, die große Lampe wird angezündet, die Schwestern sitzen mit dem Strickzeug um den Tisch, und nun erst wird's recht still und recht behaglich, der gute Engel der friedlichen Häuslichkeit zieht durch's Zimmer.

Adelheid, der die Abendstunde ihr Höchstes ist, bringt jetzt das Buch, und der Vikar beginnt die allabendliche Vorlesung. Der Vater ist sehr sorgsam in Auswahl der Bücher für seinen gemischten Zuhörerkreis, bald sind es Reiseschilderungen, die den kleinen Cirkel in ferne, fremde Regionen tragen, bald sind es geschichtliche Bilder, die sie in vergangene Zeiten zurückversetzen, bald merkwürdige Erlebnisse und wunderbare Führungen aus dem Leben frommer Menschen, oder eine schöne herzerhebende Dichtung. Fragen und Bemerkungen dazwischen sind erlaubt, und würden all die Zwischengespräche mit den Büchern wieder abgedruckt, so würden sie noch viel dicker, als Campe's Robinson. In der Regel ist das Publikum äußerst aufmerksam, wer aber schläft, und doch noch nicht zu Bette gehen will, der wird verurtheilt, ohne Licht etwas aus des Vaters oberem Zimmer zu holen.

* * *

So wäre nun demnächst der Tag zu Ende, und ihr meint wohl, er gehe eben aus wie alle andern Tage, damit, daß die Leute zu Bett gehen und schlafen? Ja, nur Geduld, heute geschieht noch etwas ganz Besonderes. Man las heute Abend in Mungo Parks Reisen, und während dieser uner-

mübliche Forscher nach der Nilquelle spürte, war Alwina sanft eingeschlafen. Der Vater, der gerade las, sah auf, weil er an ein unaufgeschnittenes Blatt kam, und bemerkte die Schlafende. „Alwina," rief er, „geh' einmal auf mein Zimmer, und hol mir mein beinernes Papiermesser auf meinem Pult!" Hocherröthend fuhr Alwina auf, „ich habe nicht geschlafen, gar nicht," und wurde fast böse über dem herzlichen Gelächter der andern. Doch machte sie sich sogleich auf, um das Messer zu holen, schon hört man sie draußen im Gang nach dem Weg krabbeln, noch ehe sie aber ganz oben sein kann, fällts plötzlich dem Vikar ein: „ach, Herr Pfarrer, ich habe mir heute erlaubt, Ihr Papiermesser zu nehmen, Fräulein Alwina kann es im Dunkel nicht finden, erlauben Sie, daß ich ihr leuchte," und rasch hatte der galante Vikar ein Licht angezündet, und flog die Treppe hinauf; aber es dauerte unendliche Zeit, der Mungo Park stand immer am Nilufer, kein Vikar, keine Alwina, kein Papiermesser kam. „Angelika, nimm den Wachsstock und siehe, wo sie bleiben," sagte die Mutter; Angelika ging, aber sie kam auch nicht mehr; da wurde der Vater ganz ungeduldig: „Anna, geh Du, Du findest im Dunkeln den Weg." So ging auch noch die Anna, und schon glaubten die Kinder, es gehe wie in dem Märchen von der klugen Else, und sie alle, nebst Vater und Mutter, werden noch nach müssen; siehe, da geht die Thüre auf, Angelika und Anna schreiten voran mit Kerze und Wachsstock, und mit dem Jubelruf: „Vater, Mutter, ein Brautpaar!" hinter ihnen führt der Vikar Alwina an der Hand, die glüht wie eine Purpurrose, und er fragt schüchtern: „Lieber Herr Pfarrer, wollen Sie mir nicht Eine ihrer Töchter anvertrauen?"

Das war ein Erstaunen! Die Schwestern hielten vor

Verwunderung den Athem an; jetzt ging erst der Adelheid ein Licht auf, warum Alwina ein Sträußchen bekommen, und nicht sie, obgleich die das französische Gedicht heute viel schlechter rezitirt hatte.

Die Mutter hatte wohl schon so etwas geahnt, der Vater aber nicht; der Vikar war der einzige Sohn reicher Eltern, und hatte die Zusicherung, eine gute Pfarre zu bekommen, dem stand die Wahl unter den Töchtern des Landes offen, wie würde er wohl eine von seinen armen elf Mädchen wählen?" Dem Vikar aber dünkte die frische fleißige und frohherzige Alwina reicher als alle Prinzessinnen der Welt.

Nun, zu bedenken war da wenig; mit Freudenthränen nahm die Mutter, mit Lächeln der Vater die Hände der Beiden, „Gott segne euch, meine Kinder," sprach der Vater, „mit Frieden und Freude, wie er uns gesegnet hat." „Und mit weniger Mädchen," flüsterte ihm doch die Mutter in's Ohr.

„Aber werden auch Ihre Eltern einverstanden sein?" fragte besorgt die Mutter; der Vikar versicherte, er habe längst die freudige Zustimmung der Seinen, da er diesen Entschluß schon lange im Herzen trage, aber bis jetzt noch nicht Gelegenheit gefunden, sein Wort anzubringen.

Wie es gekommen, daß über des Vaters Falzbein die Beiden sich so schnell gefunden, das blieb noch ein Räthsel. Jetzt aber war der Damm des Schweigens bei den Mädchen gebrochen, lächelnd, jubelnd, erröthend grüßten sie den neuen Schwager. Anna und Adelheid schlichen sich bei Seite, um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, noch einen Punsch zu fabriziren; der Vater aber schlug endlich, um den fröhlichen Lärm zu bewältigen, einen Choralgesang vor; der neue Bräutigam mußte sich an's Klavier setzen, Agnes, deren

Stimme heut wie eine Engelstimme klang, stimmte den schönen Choral an:

„So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen.“

Und so schloß dieser wichtige Tag im Pfarrhaus mit Dank und Freude.

Nicht alle Tage hatte bisher so ein Jubel geschlossen, das sagt auch das verbleichte Gesicht und die matte Gestalt der Mutter, die etwas gefurchte Stirn des Vaters. Viel mühevolle Tage, viel schlaflose Nächte hatte es gekostet, bis diese blühende Töchterschaar auf eigenen Füßen stehen, mit eigenen Händen sich regen konnte, bis sie fröhlich und frisch wie Oelzweige den Tisch umgaben. Aber auch diese Tage und Nächte waren vorübergegangen, Geduld, Gottvertrauen und Liebe waren als köstliche Saaten unter Sturm, Frost und Regen aufgekeimt. Und wie die junge Schaar wuchs und sich mehrte, da wuchsen der Mutter auch die Gehülfinnen mit heran. Nicht einer Fürstin Wochenbett kann sorgsamer behütet, liebevoller bedient sein, als es das letzte der Mutter gewesen, wo die vier größern Mädchen, deren junge Kräfte früh geübt worden waren, sich in ihre Pflege theilten.

Nicht jeder Tag war so wie dieser in vollkommenem Frieden verlebt worden. In den elf Köpfchen und Köpfen wohnten elf Sinne, von denen oft jeder Recht haben wollte, in den elf Herzen keimte neben der guten Saat auch viel Unkraut, so war der Friede gar vielfach gefährdet, so daß die sanfte Mutter nicht immer mehr im Stande war zu schlichten, und der Vater ein kräftiges Schiedsrichteramt üben mußte.

Aber jeder Morgen war begonnen worden mit herzlichem

Gebet, und der Nachklang davon ließ nicht so bald schlimme Geister aufkommen.

Jeder Abend war mit Gebet und Gesang beschlossen worden, und eins der Kinder hatte am Schluß das Gebet des Herrn gesprochen, und wer vom Herzen gebetet: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben, über dessen Groll wird keine Sonne untergehen.

Und wißt ihr, welcher Segen für eine ganze Heerde ein einziges Schäflein werden kann, das ganz dem Hirten eigen ist?

Ein solches war Beate, die stillste, die schwächste, die unscheinbarste, die unbegabteste der Schwestern. Sie war der Friedensengel, sie die süße Quelle, die nichts Trübes und Bitteres in sich aufkommen ließ, die es leise wegspülte, wo es bei Andern sich angesetzt. Wenn es unter den Kleinen einen Streit gab um Spielzeug und Obst, da war es Beate, die mit lächelndem Gesicht ihren Antheil zum Opfer brachte, oder das von allen Verschmähte für sich nahm; wo die Mädchen sich zankten um das Recht, mitzudürfen, da war sie stets bereit, dazubleiben und hatte immer einen Grund, warum sie besonders gern daheim war; bei den gemeinsamen Spielen hatte sie nie einen Willen als den, der zum Frieden führte; das abgetragenste Kleid fand sie noch recht nett, den angebrannten Brei allzeit noch gut, nichts war für sie gleichgültig, was andern unangenehm war, nichts vergaß sie, was Andern Freude machte.

Sie selbst wußte es nicht, und die Andern ahnten es nicht, welches Kleinod dies stille Kind für sie Alle war. Die Mutter aber wußte es und dankte Gott mit Freudenthränen für diese Perle.

* * *

Was aus den elf Schwestern geworden, ist nun freilich die wichtigste Frage, und da wir nicht dem Lebensgang jeder Einzelnen folgen können, so erfahren wir es wohl am sichersten aus einem Briefe, den zehn Jahre nach jenem Verlobungstag Alwina's Amalie den Schwestern aus — Amerika schrieb.

Vier Jahre waren schon vergangen, seit die elf Schwestern als Waisen das geliebte Vaterhaus verlassen hatten, ohne andern Reichthum, als der Eltern Segen, Gottes Schutz, genügsame Herzen und fleißige Hände. Vater und Mutter ruhten im Grabe. Den kräftigen Vater hatte ein Nervenfieber weggerafft, das ihn an einem Sterbebette ergriffen, dieselbe Krankheit riß der Mutter zarten Lebensfaden ab, eh' sie das Weh fassen konnte, das ihr mit dem Tode des geliebten Gatten geschehen war. Sie starb mit Bewußtsein, aber ein trostreicher Engel schien ihr sonst so verzagtes Herz gestärkt zu haben. Denn als ihr brechendes Auge auf die weinende Töchterschaar um ihr Lager fiel, da schaute es mit zuversichtlichem, strahlendem Blicke nach oben, segnend breitete sie die Hände über ihre Kinder und von den erblaßten Lippen klangen die trostvollen Worte: Gott wird euch nicht verlassen.

Und nun zu Amalien's Brief, der an Alwina, als an die Familien-Aelteste gesandt wurde.

„Geliebte Schwestern!

„Gott wird Euch nicht verlassen, war das segnende Abschiedswort unsrer lieben Mutter, und es ist bis diesen Tag in Erfüllung gegangen. Dich, liebe Alwina, hat er an den eigenen glücklichen Herd geführt, und Dein Haus gesegnet, daß es noch Zuflucht und Heimath für die Schwestern werden kann.

„Friederike, das Nesthäkchen, der Mutter und unser Liebling ist unter Eurer Obhut geborgen, Luise, der Unmuß, findet bei Deinen Mädchen und Bübchen genug zu thun für ihre flinke Hand und noch flinkere Zunge, und Lottchen, der Unmuß Nr. 1, kommt nun sogar als glückliche Braut unter Dein Dach, um bei Dir für den Ausbau ihres Nestchens zu sorgen, um von Dir einst zum Altar geleitet zu werden.

„Sage ihr, der lieben Braut, jetzt die Hauptperson, vor allem unsere herzlichsten Glückwünsche. Nach der herben Dienstzeit unter der gestrengen Frau Geheimräthin wird ihr der Aufenthalt bei Dir und dereinst unter dem eigenen Dach besonders wohl thun. Wir freuen uns, ihr hier einen Beitrag zur Bestreitung ihrer Ausstattung senden zu können, geben ihr aber den freundschaftlichen Rath, allen Luxus zu vermeiden, da ihr Zukünftiger dem Lehrstande angehört, der ja jederzeit reicher an geistigem als leiblichem Besitz ist. (Wir wünschen zu wissen, ob die Verlobung auch über einem alten Falzbein geschlossen wurde?) Das glückliche Brautpaar soll sich das Warten nicht verdrießen lassen; Lottchen ist ja noch erstaunlich jung.

„Gott hat uns nicht verlassen, möchte ich auf's Neue beginnen. Er hat Agnes und mich glücklich über's Meer geführt, als wir vor vier Jahren anfingen einzusehen, daß übergenug Mädchen im Vaterland sind, und auszogen unser Heil in der neuen Welt zu suchen. Er hat uns guten menschlichen Schutz zugewendet, und hat unsern Fleiß gesegnet, so daß wir noch Zweien von Euch ein Asyl bei uns anbieten konnten, und die Mittel, es zu erreichen.

„Anna und Bertha sind wohlbehalten hier angekommen; wir wollten Euch nicht schreiben, bis wir unsern vierfachen Lebensplan für die Zukunft festgestellt hatten. Nun aber wünschte ich, Ihr könntet unsere neue kleine Residenz sehen;

wir haben nun ein kleines, sehr freundliches Haus in einer Vorstadt Bostons gemiethet, der hübsche Garten daran gestaltet sich bereits prächtig unter Anna's Hand, die von Sonnenaufgang bis Abends darin steckt. Mit den Blumen und Gemüspflanzungen, zu denen sie Samen gebracht, hoffen wir seiner Zeit glänzende Geschäfte zu machen, unsere heimathlichen Rosen und Nelken sollen Aufsehen machen in der neuen Welt.

„Bertha sitzt bereits in einem Meer von Hüten, Hauben und Visites, ich hatte sie zuvor schon so gut empfohlen, und ihre Geschicklichkeit macht meiner Empfehlung solche Ehre, daß sie sich ein dienstbares Geistlein zur Hilfe wird beilegen müssen, das schon in dem Töchterlein einer armen eingewanderten Familie gefunden ist.

„Agnes wird um mehr Musikstunden gebeten, als sie annehmen kann; Ihr würdet staunen, wenn Ihr hören könntet, wie herrlich ihre Stimme sich erhalten und ausgebildet hat. Das letzte Concert allein hat ihr reichliche Erndte gebracht, mehr als unser vereinter Beitrag für Lottchens Aussteuer beträgt; sie liebt aber das öffentliche Auftreten und die geräuschvollen Demonstrationen des hiesigen Publikums nicht, und zieht ihren viel mühsameren aber stillern Wirkungskreis als Lehrerin vor. Darum hat sie auch mit unsrer vollen Beistimmung einen neuen, sehr glänzenden Antrag auf die Bühne entschieden ein für allemal abgelehnt.

„Meine Kunstbäckerei, um meine eigene werthe Person nicht zu vergessen, geht ganz splendid; unsere vaterländischen Zuckerbrezeln, Gugelhopfen und Fleischpastetchen sind hier meist gerner gesehen, als leider unsere lebendigen Landsleute. Hie und da geruhe ich auch noch, wie vor Zeiten daheim, mich im Wagen holen zu lassen, um das Arrangement großer

Diners zu übernehmen, ziehe aber gleich unsrer Agnes die Thätigkeit daheim vor.

Ein jeder treib' es, wie er's kann,
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.

„Wie unaussprechlich wohl es uns ist, seit wir nun ein vierblätteriges Kleeblatt bilden, das könntet Ihr Euch erst recht vorstellen, wenn's Euch möglich wäre, am Abend einen Blick in unser drawing room zu werfen, wo wir nach abgethaner Tagesarbeit uns um unsern Theetisch setzen, der stets mit einem Abfall meiner Kunstprodukte reichlich versorgt ist. Wir haben uns wohl immer lieb gehabt, liebe Schwestern, aber ich meine den ganzen herrlichen Segen der Familienbande lernt man doch erst in der Fremde kennen.

„Ich muß manchmal an die Tante Commerzienräthin denken. Als ich sie vor vier Jahren um einen Vorschuß zu unserer Auswanderung bat, da schob sie ihre Brille hinauf, und sah mich verwundert und geringschätzig an: ‚Hm, hm, ist meiner Zeit nicht der Brauch gewesen, daß Mädchen auswandern; wer schaffen will findet im Vaterland sein Fortkommen.‘ Nun, die Tante kann recht haben, doch zweifle ich, ob mein Hausjungferngehalt und der Agnes Musikstunden uns je im Vaterland zu einer so unabhängigen und sorgenfreien Existenz geholfen hätten.

„Bei allem verhehle ich Euch nicht, liebe Schwestern, wir haben eine Heimath hier, aber kein Vaterland. Es kommt kein Sonntag, wo nicht eine recht innige Sehnsucht in uns erwacht nach deutschem Glockenklang, nach einem deutschen Kirchenlied und einem deutschen Familienkreis. Und im Stillen sei's gesagt, so oft wir uns am Wachsen unsrer Ersparnisse erfreuen, so wächst die Hoffnung, daß wir dereinst

früher oder später die Früchte unseres Fleißes in der lieben Heimath mit Euch genießen können.

„Mehr und mehr überzeuge ich mich, daß Angelika's Talent ihr hier weniger als im Vaterland Früchte tragen würde, selbst wenn ihre zarte Gesundheit die Seereise ertragen könnte. In diesem Land der Bewegung und des Wechsels nimmt man sich kaum Zeit zu einem Bilde zu sitzen: Daguereotype, die in drei Minuten fertig sind, das ist amerikanischer Geschmack. So ist es viel besser, sie lebt wie bisher ihrer Kunst und pflegt ihre Gesundheit, was ihr ja um so viel leichter wird, seit sie im Haus der edlen kunstsinnigen Gräfin eine Heimath gefunden. Ihre lieben seelenvollen Bildchen haben auch hier schon manches Auge und manches Herz erfreut, ihr theures Abschiedsgeschenk, Eure und der Eltern Bilder, sind und bleiben die schönste und liebste Zierde unsres schönsten Zimmers.

„Aber, wird die Welt umgekehrt, daß unsre bescheidene Schwester Beate zu so hohen Ehren kommt? von Königin und Prinzessinnen umarmt und beschenkt, und zur Vorsteherin weiß nicht wie vieler wohlthätiger Anstalten ernannt wird? Ist sie denn nicht vor Demuth in die Erde versunken ob solchen Ehren, und wie nimmt sich denn die diamantenbesetzte Uhr auf dem unsterblichen dunklen Merinokleid unsrer lieben soeur grise aus? Wir könnten hier wohl auch solche Engel brauchen, liebe Beate, aber ihrer sind auch in der Heimath nie zu viel. Gehe Du fortan als Engel des Trostes durch die Reihen der Leidenden, in die Kämmerlein der Bedrängten; — ich freue mich von Herzen, daß Du in der Familie des würdigen Dekans auch die Freuden des eignen Hauses nicht vermissen darfst.

„Adelheid wird, wie ich denke, nicht zögern, den ehrenvollen Ruf an die Erziehungsanstalt der Hauptstadt ihrer

Gouvernantenstelle vorzuziehen, die, so einträglich sie war, doch eine freudlose und undankbare geblieben ist. Wir freuen uns herzlich dieser Wendung, die zwei unserer lieben Schwestern wieder zusammenführt. Auch Adelheid thut besser, im Vaterlande zu bleiben, Erzieherinnen dieser Art werden hier weder gesucht noch geschätzt; die jungen Damen aus höhern Kreisen werden in Pensionen ‚schnellgebleicht'.

„Noch eins sei Euch im Vertrauen gesagt: wenn wir dereinst den schönen Plan ausführen, ins Vaterland zurückzukehren, so wäre möglich, daß wir nimmer vollzählig kommen. Ein Sohn des Doktor M., der unser treuer Schutz auf der Ueberfahrt war, spricht besonders häufig bei uns ein, seit die Schwestern hier sind, und er gibt Anna nicht undeutlich zu verstehen, wie gut eine so rüstige gewandte Frau für seine Farm passen würde. Was soll aber aus unsrem Garten werden, wenn Anna sich dereinst entscheidet, auf die Farm zu ziehen!

„Auch mit Bertha weiß man nicht, wie es werden wird. Ein längst hier angesiedelter Landsmann, der in unsrer Nachbarschaft wohnt, hat immer etwas zu fragen und zu sagen bei uns, und unterhält sich überaus gut mit der fleißigen Putzmacherin. Er treibt ein sehr blühendes Gewerbe, welcher Art, schreibe ich aber noch nicht, Eure verwöhnten Näschen könnten sich noch in angebornem Vorurtheil rümpfen; hier denkt man darüber anders. Einstweilen nur so viel, daß er ein sehr gebildeter und sehr frommer Mann ist, er scheint fast zu ernst für unsere heitre flüchtige Bertha, und doch findet er großes Gefallen an ihr, und scheint zu glauben, daß oft auch in glatter zierlicher Schale ein guter Kern stecken kann.

„So habe ich nun, wie die Mutter pflegte, uns alle an den Fingern zusammengezählt, und wenn ich so unsern

Lebensgang bis hieher überdenke, so bleibt mir nichts zu sagen übrig, als das freudige Wort: der Herr hat's wohl mit uns gemacht! Wir haben frühe daheim gelernt uns fügen und uns rühren; das Brod, das für sechs verwöhnte Kinder nicht ausgereicht hätte, hat elf genügsame groß gezogen. Wir haben, Dank sei es unsern frommen Eltern, frühe gelernt, ein Bürgerrecht droben zu suchen, so waren wir nie heimathlos, noch ehe wir ein Plätzchen auf Erden gefunden, wo wir unser Haupt niederlegen konnten; wir haben frühe gelernt mit unsrem Pfunde wuchern und unsre Kraft brauchen, so daß die vielbejammerten elf Mädchen nun besser geborgen sind, als manches einzige Töchterlein reicher Eltern.

„Ob uns Allen zusammen noch ein Wiedersehen auf Erden bestimmt ist? — ich wage es kaum zu hoffen, es liegt in Gottes Hand. Wir Alle aber haben die Hoffnung auf ein noch seligeres Wiedersehen, wo unsrem treuen Vater das schöne Wort vergönnt sein wird: Ich habe der Keines verloren, die du mir gegeben hast.“

Das humoristische Pfarrhaus.

In einer der anmuthigsten, am tiefsten aus Herz sprechenden Gegenden des lieben Schwabenlandes liegt ein nettes Dorf und darin ein Pfarrhaus, das man lange Jahre durch ein götterbegünstigtes, glückliches Haus nennen konnte, nicht allein weil tüchtige Söhne und blühende Töchter dort aufwuchsen, weil Friede und behaglicher Wohlstand darin wohnten, sondern zumeist weil der Herr, das Haupt und die Sonne des Hauses, zu dem gesegneten Geschlecht der Immergrünen gehörte, über deren Wiege schon ein besonders heller Stern geschienen; weil er einen unversieglichen Quell frischen Lebens, heiterer Laune in sich trug, der erquicklich und labend das ganze Haus durchströmte. — Eine wundersame Gabe hatte der Pfarrer, allen Dingen des gewöhnlichen Lebens einen anmuthigen, poetischen, fast mährchenhaften Anstrich zu geben; durch alle Spiele seiner Kinder, durch alle anscheinende Tändeleien, mit denen er sich beschäftigte, durch alle Unterhaltungen mit seinen Freunden und Gästen zog sich dieser zauberische Hauch.

Wie lockend klang schon am Morgen die Einladung zum Frühstück in der „Aurorahalle!" Und doch war das nur des Pfarrers Studirstube, gegen Morgen gelegen, nichts darin

zu schauen von einer Halle, wohl aber Pfeifen, Bücher und Papiere sammt dem wunderlichen Hermeshausrath, den seine zahllosen Lieblingsbeschäftigungen nöthig machten; alles gefällig geordnet von der Hand der sorgsamen Hausfrau, eine heitere Mannigfaltigkeit, keine studirte Unordnung, wie sie heutzutage Mode ist, sondern eine unstudirte Ordnung. Aber das Hauptstück war am Mittelfenster des Zimmers ein kolossaler Vogelkäfig, Alhambra genannt, dessen Styl, wenn auch just nicht maurisch, doch gewiß ein anmuthiger war, mit seinen Kuppeln und Thürmen. Die gefiederten Gäste dieses luftigen Palastes waren auch so stolz auf ihren schönen Kerker, daß sie lustig, wie im Freien, umherflatterten, piepten und sangen, aus den kleinen Basins der Springbrunnen nippten und auf den grünen Tannenbäumchen umherhüpften. Es waren keine vornehmen Ausländer, keine Kanarienvögel oder Papageien, nein, Landeskinder, die auch einen Puff, d. h. einen guten schwäbischen Winter aushalten konnten, Meisen, Amseln, Finken, Emmerlinge. — Das Allerbeste aber in der Aurorahalle war die freundliche Gestalt des Pfarrherrn selbst, stattlich und ungebeugt, sein frisches, fast noch jugendliches Gesicht, der Mund, den stets der gutmüthige Humor umschwebte, dem man aber nicht so recht getraut hätte, wenn nicht so ein paar klare, treuherzige Augen darauf herunter geschaut hätten.

Die Fenster des heitern Gemachs gingen in den „Park“; so hieß der kunstreich angelegte Pfarrgarten, der in einem etwa achtzig Schritt breiten Raume die mannigfachsten Anlagen, Blumenbeete, ein Wäldchen, ein Labyrinth und was alles noch enthielt. In der Mitte stand die Laube, wo Sonntags Nachmittags die Familie sich sammelte, um in recht gemüthlicher Ruhe zu „schwelgen,“ d. h. Brod, Käse und Butter zu genießen.

Wie das schlichte Zimmer und der kleine Garten, so trug alles im Pfarrhause ein festliches Gewand, und dieser farbige Lebenshauch mußte sich zuerst über die Kinderjahre der heranwachsenden Jugend des glücklichen Hauses ausgießen. Die einfachsten Spiele wußte des Vaters poetischer Sinn zu färben und zu schmücken. Mit silbernen und goldenen Pfeilen schoßen die Knaben aus ihren kleinen Armbrüsten, daß die hochfliegenden wie Sterne in der blauen Luft aussahen, und des Vaters geschäftige Hand hatte stets neue vergoldet, wenn sich die alten verflogen. Für die windigen Herbst- und Frühlingstage lagen sechs große Papierdrachen bereit, so daß, wenn sie über das Dorf flogen, das Geflügel sich ängstlich verkroch vor diesen Ungeheuern. — Einmal wurde über Berg und Thal eine „Sternenfahrt" angestellt zu einem unweit wohnenden Oheim, wobei man um Mitternacht ausfuhr, nur um die geheimnißvolle Zeit der schönen lauen Sommernacht zur Reise zu benutzen. Ein andermal wurde an der grünen Waldecke ein fröhliches Bankett mit den Freunden aus der Stadt begangen, um die Sonnenfinsterniß zu beobachten, oder es zog die ganze Familie in den duftigen schönen Wald hinaus, auf Abenteuer, wie es hieß, und sie zerstreuten sich und zogen durch Hecken und Gebüsche, um sich am Ende nach langer Verirrung wieder zu finden. Da galt's, wer die merkwürdigsten Abenteuer zu erzählen wußte! eins hatte fast gar ein Eichhörnchen gesehen und das andere wirklich einen Hasen, das dritte eine Quelle entdeckt und das vierte einen Schmetterling gefangen, dem Vater aber, dem waren die allermerkwürdigsten Abenteuer aufgestoßen, Riesen und Drachen, verzauberte Fräulein und Zwerge — die Kinder waren die Mischungen aus Wahrheit und Dichtung in seinen Geschichten so gewöhnt, daß sie nicht dadurch verwirrt wurden. Dann wurden die Zigeunerfamilien heimgesucht, die häufig draußen

an der grünen Waldecke lagerten, und der Pfarrer ließ die Kinder einen Blick in ihr abenteuerliches Treiben thun, auch nahm er manchmal ein Paar der braunen Gesellen noch in der Nacht mit nach Hause, um seine Frau mit einem Ständchen zu überraschen, obgleich sie sich vor den schwarzen Burschen entsetzlich fürchtete.

Und die Winterabende, die köstlichen Winterabende! wo draußen der Schnee fiel und in der warmen Stube der Vater mit Mutter und Kindern um den Tisch saß und die Spinnrädchen schnurrten und dazwischen die schönen Geschichten vom Vater vorgelesen und mit seinen eigenthümlichen Bemerkungen gewürzt, eine eigene Wunderwelt in die einfache Pfarrstube zauberten.

In alle Kinderphantasien und Spiele, die sonst von den Eltern allerhöchstens geduldet oder belächelt werden, ging er mit vollem Ernst und dem angelegensten Interesse ein, und das vor allem machte diese Kinderzeit so reich und schön. Und dann noch die Familienfeste! diese Sonnenblicke der nüchternen Häuslichkeit, die für das äußere Leben sind, was der Sonntag für das geistige, — Tage, wo die Kinder von selbst brav sind und die Eltern nicht zanken; wie reich an Festen war das Pfarrhaus! Geburtstage des Vaters, der Mutter, der verstorbenen Großeltern sogar, der Eltern Verlobungs- und ihr Hochzeittag, — die alle standen wie helle farbige Blumen unter Küchengewächs in der Reihe der gewöhnlichen Tage und erhielten die Herzen frisch.

In all diesem Wechsel von Freuden und Genüssen stand dem heitern Spender dieser Lust die gute Pfarrfrau zur Seite, ein wahres Wunder einer nachgiebigen Ehefrau, die alle die bunten, oft seltsamen Einfälle des Gatten nicht nur geduldig gewähren ließ, sondern auch mit der besten, freundlichsten Laune in sie einging. Mochte der Pfarrer ihre Waschkammer

zum Vogelhaus und zur Kaninchenhöhle einrichten; mochte er lebendige Meisen in der Stube halten, die zwar die Mücken fingen, aber zugleich die weißen Vorhänge jämmerlich beschmutzten; mochte er mit seinen Erfindungen und Beschäftigungen ihre netten Zimmer mit unermeßlichem „Grust" (laßt das unübersetzbare schwäbische Wort passiren!) erfüllen, sie keifte und klagte niemals, sie freute sich jedes Gelingens, tröstete über jedes Mißlingen und wußte mit leiser, nie störender Hand immer wieder Licht in das Chaos zu bringen.

Stets hatte der Pfarrer ein freundliches Wort, einen harmlosen Scherz auf der Lippe; nur wenn er ernsthaft wurde, mußte man auf der Hut sein, denn sein größtes Gaudium war, in ernstem, trockenem Tone irgend eine fabelhafte Neuigkeit, eine merkwürdige Reisenotiz mitzutheilen. Gelang es dann, den Gast zu gespanntem Aufmerken, zu einem Ausruf der Verwunderung zu bringen, dann brach die ganze mitverschworne Familie, Söhne und Töchter, in den schallenden Ruf aus: „bemorscht, bemorscht!" und der „Bemorschte" brauchte eine gute Weile, um sich wieder in eine höfliche und respektirte Verfassung zu bringen.

Mit jungen Neffen und sonstigen Kindern, die gar häufig die Ferien im allzeit fröhlichen Pfarrhause zubrachten, ging er in dieser Beziehung fast grausam um. Er erzählte ihnen so wunderliche Dinge, daß die Bursche oft nicht mehr wußten, was wahr und falsch sei in der Welt. Einer lief einmal zwei Stunden weit nach einem Bergkirchlein, um zu sehen, ob es wirklich, wie der Oheim gesagt, ein mächtiger Dom sei, über den man ein Verkleinerungsglas gestürzt.

Der tiefe, feste Grund im Wesen des Pfarrers war aber eine innige, warme Seelengüte, ein Bedürfniß, glücklich zu sein und glücklich zu machen, das auch seinem Humor jeden Stachel brach, der hätte verletzen können, das ihm die heitere,

lebensvolle Färbung gab. Zeuge dieses warmen Herzensgrundes war auch die Liebe, mit der ihm fast ohne Ausnahme das ganze Dorf anhänglich war, denn für den puren Humor an sich haben unsere Bauern bekanntlich wenig Sinn. Er gehörte nicht zu den schreiblustigen Pfarrern, die um jeden kleinen Dorfzwist, um jeden fehlenden Ziegel auf einer Armenhütte mit Pontius und Pilatus korrespondiren; aber eine offene Hand ist besser als eine fertige Feder, und viel tausend Zwistigkeiten, deren Grund sein helles Auge durchschaute, hat sein freundlich verständiges Wort geschlichtet, ehe sie vor den Gerichten zum unheilbaren Schaden wurden. Jedem Fragenden, jedem Bedrängten stand sein Ohr offen, und aus dem zutraulichen, herzlichen Gruß der Leute, wenn er durch's Dorf ging, ließ sich leicht hören, daß er war, was ein rechter Pfarrer sein soll, Freund und Vater seiner Gemeinde.

Neben diesem guten und festen Grunde seines Wesens mahnte sein Thun und Treiben oft an ein Kaleidoskop, das stets wieder neue und überraschende Bilder hervorbringt. Mochte er auch immerhin seiner aufblühenden Jugend hie und da geschenktes Confekt confisciren und es selbst verzehren mit der Versicherung: „Seht, das ist mir gesund, weil ich der Vater bin, Euch wäre es schädlich" — sie haben darum nur um so bessere Zähne behalten — oder den Neffen Studenten ihre patenten Stöcke dabehalten und sich schönstens für das Geschenk bedanken: sie hatten junge Füße, um darauf heimzulaufen, und sind doch gern wiedergekommen. Ich glaube, es hat ihm nie Jemand etwas nachgetragen, nicht einmal seine Braut die Verlegenheit, in die er sie brachte, als sie mit einem gleichfalls verlobten Vetter gemeinsame Brautvisiten machten und dann die beiden Bräutigame beim feierlichen Abschied an der Treppe, Angesichts der begleitenden Damen vom Haus, rittlings das Treppengeländer hinab-

rutschten und den versteinerten Bräuten überließen, zu Fuß nachzukommen.

Nicht zu zählen waren die Erfindungen und Beschäftigungen, bei denen die rastlos thätige Phantasie des Pfarrers oft hohen Sinn in kindisches Spiel legte. Sein erstes und letztes Steckenpferd, dem er treu blieb bis zum Tode, waren die Vögel, die er bald frei im Zimmer, bald in einer eigens zum Vogelwald geschmückten Kammer hegte, bis er später viele schöne Stunden auf den Bau ihrer Paläste verwendete, die bald in gothischem, bald in byzantinischem, bald in maurischem (stets selbst erfundenem) Style aufgeführt wurden. Diese Vogelhäuser, die den Raum eines ganzen Fensters einnahmen und ins Freie gingen, waren wahre Vogelparadiese, mit grünen Bäumlein und lebendigen Springbrünnlein; er hegte darin wie gesagt nur vaterländische Vogelarten, die unsern Sommer und Winter im Freien ertragen können, und sie wiegten sich fröhlich auf den Stänglein ihres luftigen Palastes und schauten verwundert in die Spiegelgläser, die oben in der gewölbten Kuppel angebracht waren. Gewiß haben auch diese Vögelein ein mährchenhaftes Traumleben geführt und die goldene Freiheit nicht beklagt.

Dann tauchte eine minder lebendige Leidenschaft auf, die doch auch ihren Grund in der innerlichen Lust hatte, den geheimen Gängen der Natur zu lauschen: es wurden Thermometer verfertigt, ganz kunstvolle und nie dagewesene. Man wußte wirklich nicht, war mehr die namenlose Geduld des Pfarrers zu bewundern bei ihrer Ausführung, oder die der guten Hausfrau, welche die tausend Gegenstände respektiren mußte, die zu diesem Werk nöthig waren und ihre Tische bedeckten. Endlich schloß er diese mühevollen Werke ab mit einem Hauptstück, an dessen Spitze als Vignette die Hand der Ehefrau auf die Thermometer einen Bannstrahl schleudert.

Darauf wurden transparente Lichtschirme verfertigt, die Uhren vorstellten, in deren Mitte das Werk einer alten Taschenuhr gesetzt wurde; ob sie aber später noch gegangen sind, weiß ich nicht. — Dann machte er Zauberspiegel, zusammengesetzt aus tausend verschieden gestalteten Spiegelgläsern, in der Mitte eine camera lucida, so daß dem Hineinschauenden sein Bild in den wunderlichsten Formen entgegenblickte. — Und nun kam es an eine kunstvolle Ausarbeitung seines Familienstammbaums, auf dessen in bürgerlicher Ehrenhaftigkeit fleckenlose Mitglieder er so stolz sein durfte als irgend eine Erlaucht. Der wurde auf's zierlichste geschrieben und dann in sieben schön gearbeitete Kapseln gelegt, die er Särge nannte und denen er die mannigfaltigsten Formen gab: der äußerste war schlicht, dann wurden sie immer schöner bis zum innersten, der mit goldschimmernden Blumen, Sternen und Vögeln auf's wundersamste besetzt und geschmückt war.

Während seine farbenreiche Phantasie sich so in den Werken seiner Hand spiegelte, ging eben so rastlos die Thätigkeit seines gebildeten, immer jungen Geistes fort. In seiner Jugend hatte er begeisterte Vaterlandslieder gedichtet, hatte auch die Fackel seines gutmüthigen Humors geschwungen und sich durch Satiren auf die Weiber das ganze Geschlecht zum Feinde gemacht, während keine Einzelne ihm je feind geworden war. — Das erste Werk seiner reifern Jahre war eine metrische Uebersetzung Schillers, seines deutschen Lieblingsdichters, in's Lateinische. Die langen Nächte, die diese mühsame Arbeit verschlang, hat Niemand gezählt, als die treue Hausfrau, die es manchen Seufzer kostete, wenn sein Licht eben gar nicht erlöschen wollte.

Das geistige Leben im Pfarrhaus gestaltete sich natürlich immer bewegter, je mehr die Jugend heranwuchs und ihre eigenen Elemente hinein trug. Da wurden in den Ferien

Trauerspiele verfertigt, zu denen jedes eine Scene beitrug, herzerschütternde Trauerspiele, rührend komische Stücke. Das liebste Spiel aber war ihm, Räthsel aufzugeben, eines der letzten Steckenpferde dieses räthsellosen Gemüthes, Räthsel von so eigenthümlicher, humoristischer Art, daß der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen dazu gehörte, um sie zu errathen; Verirräthsel mitunter, mit denen man sich wochenlang abquälen konnte, während die Lösung unmöglich war, da er sich selbst gar nichts darunter gedacht.

Wie sich selbst, verstand er auch Andern Freude zu machen, große Lust mit kleinen Mitteln hervorzurufen, und zeigte dabei einen bei Männern seltenen Zartsinn, eine unvergängliche Herzensjugend.

Nur in gewöhnlicher Weise durfte nichts geschehen, und die Formen, unter denen er seine Ueberraschungen bereitete, waren manchmal mehr als sonderbar. Vor Allem ergötzte es ihn, seine gute Hausfrau immer wieder in neuer Weise mit einem Geburtstagsgeschenk zu überraschen.

Einstmals, als die Kinder zum großen Theil schon nicht mehr im Vaterhause waren, dagegen aber die Tochter mit den Enkeln zum Besuch es belebte, war streng verboten worden, des Geburtstags zu erwähnen. Erst nach Tisch sagte er, „ja so, heut ist der Mutter Geburtstag, schad', daß Ihr nicht auch was Besonders aufgetischt habt, eine Chokoladetorte wäre zum Beispiel nicht übel." Und ehe er noch das Wort gesprochen, trat die Magd ein, eine herrlich duftende Chokoladetorte präsentirend. Natürlich verwunderte sich die gute Mutter gehörig und freute sich dieser gemeinnützigen Ueberraschung. Am zweiten Tag sprach man nach Tisch von dem gestrigen Präsent; „Mandeltorte, Frau, magst Du aber, glaub' ich, doch noch lieber?" fragte der Pfarrer. „Das ist natürlich," sagte die Frau, „die ist aber auch noch viel kost-

barer," und in dem Augenblick schwebte eine Mandeltorte über ihrem Haupt, mit der die Tochter leis hinter sie getreten war. Nach gehörigem Jammer über den großen Luxus wurde die zweite Torte zu unbeschreiblichem Jubel der Kleinen vertheilt. Am dritten Tage lenkte der Pfarrer wieder das Gespräch auf die Torten. „Ja höre," meinte die Frau, „so üppig darfst Du meinen Geburtstag nicht mehr feiern; wenn ich aber noch einen erlebe, so kannst Du eine Mirinkentorte bestellen, das ist doch das beste." Siehe da, wie auf einen Zauberschlag erschien unter der Pforte ein weißgekleideter Konditorjunge mit einer hochgethürmten Mirinkentorte.

Es hatte den Pfarrer nicht geringe Mühe gekostet, diese Ueberraschungen einzuleiten und kostete ihn noch größere, die Frau mit diesem unerhörten Luxus zu versöhnen.

Er hatte entdeckt, daß in das Fenster eines seiner obern Dachkämmerlein stets der erste Strahl der aufgehenden Sonne fiel, sogleich beschloß er, daß daselbst eine neue Aurorahalle erbaut werden solle.

Bei der Herrschaft kam man um Herstellung einer Vikariatsstube ein, was dem nun gealterten Pfarrer, der sich bisher sehr anspruchslos erwiesen, gerne gestattet wurde. Die Frau war sehr dagegen: „Wir brauchen ja die Stube nicht, und haben keine Meubel dazu." — „Ach, das gibt sich, wir haben schon noch so was Altes zum Hinaufstellen." — „Nein, das verstehst Du nicht, wir haben kein entbehrliches Stückchen." Trotz dieser Einreden schritt der Bau voran, war aber der Frau dermaßen ein Stein des Anstoßes, daß sie nicht zu bewegen war, darnach zu sehen. Als ihr Geburtstag wieder kam, sagte ihr der Pfarrer zum Morgengruß seinen freundlichen Glückwunsch; „sonst hab' ich dießmal nichts für Dich, ich werde zu alt, um für Ueberraschungen zu sorgen." — „Thut nichts," sagte die freundliche Hausfrau, „ich bin

ja auch zu alt, um noch auf Ueberraschungen zu warten." Nach dem Frühstück sagte er im Geschäftston: „hör', einmal mußt Du nun doch mit mir hinauf und sehen, was man für Meubel in die neue Stube braucht." — „Ich meine, an meinem Geburtstag hättest Du mir den Verdruß ersparen können," sagte die Frau verstimmt und schickte sich langsam an, ihm zu folgen. Der Pfarrer mit der langweiligsten Eheherrnmiene, die er auftreiben kann, schreitet voran und öffnet die Thür. Da war nun die Aurorahalle im schönsten Glanz der Morgensonne, die sich an den schneeweißen Wänden spiegelte, mit einfachem, geschmackvollem Geräth vollständig eingerichtet, alles neu, frisch und blank, wie eine Heimath für Neuvermählte.

Auf einem wundersam zusammengesetzten Spiegeltischchen von eigener Fabrikation hatte das alte Kind sich selbst Weihnachten bescheert, da standen die seltsamsten groteskesten Figuren in Porzellan, Dragée und Gutta-Percha, die er nur hatte auffinden können. Alle Repräsentanten seiner Kunsterzeugnisse schmückten das niedliche Gemach: Thermometer, Lichtschirm, Zauberspiegel und die sieben Särge, in denen der Stammbaum verwahrt lag. — „Also darum mußt' ich gestern drei Stunden lang spazieren fahren!" rief die gerührte Frau, „und darum war die Auguste hier und ging wieder, ehe wir heimkamen!" Ja, Auguste Sophie, die älteste verheirathete Tochter hatte alles nach des Vaters Angabe besorgt und eingerichtet. Die vielverschmähte neue Aurorahalle wurde nun der liebste Aufenthalt der Pfarrfrau, ein freundliches Asyl, wo das alte Pärchen wieder zu den lieben Erinnerungen der Brautzeit und der Honigmonde zurückkehrte.

Abermals kam ein Geburtstag. Es war jetzt gar stille im Haus, weder Kinder noch Enkel darin. Dießmal glaubte die selbstvergessene Hausfrau in allem Ernst, daß Niemand

ihres Geburtstags gedenken werde. Früh, als sie noch im Bett lag, bringt ihr der Mann ein Büschelchen Spargeln. „Liebe Alte, nimm vorlieb, sonst habe ich nichts zu Deinem Geburtstag.“ — „Ist genug, ich hätte gar nicht geglaubt, daß Du daran denkest, dank' Dir herzlich.“

Später schickte sie sich an, in die Waschküche zu gehen. „Wohin willst Du?“ fragte der Mann. — „Nur in die Waschküche, ich lasse heute einseifen.“ — „Ei, warum fängst Du ein solches Geschäft an am Geburtstag.“ — „Nun, es muß eben sein, ich bin ja kein Kind mehr.“ Sie geht zur Waschküche und öffnet die Thür, verwundert, daß sich Magd und Wäscherin noch nicht dort eingefunden; der lieblichste Blumenduft strömt ihr entgegen, statt Seifengeruch und Waschdampf. In allen Waschzübern stehen die schönsten Blumentöpfe, Oleander, Kamelien, Rododendren, die hohe Aristokratie der Blumenwelt, an die sich indeß kaum ihre bescheidenen Wünsche von Ferne gewagt, auf dem Deckel des Waschkessels stand die herrlichste Theerose mit ihren feinduftenden Blüthen.

„Der Herr Pfarrer haben die Wäscherin auf übermorgen bestellt und der Keuerleber (des Pfarrers Leibkutscher) steht mit dem Chaischen drunten.“ Wohl oder übel, mußte die überraschte Frau sich vom Wäschgedanken trennen und zu einer Lustfahrt zu der Tochter entschließen.

Manche solcher Ueberraschungen könnten nun freilich dem wohlhabenden Pfarrer doch als Luxus verübelt werden, wenn nicht seine Hand sich ebenso bereitwillig geöffnet hätte, wo es nicht ein eigenes Vergnügen galt. Der arme Taglöhner, dessen Kinder der Pfarrer im Vorübergehen hatte um Brod weinen hören, fand bei seiner Nachhausekunft einen gutgemessenen Scheffel Korn in seinem Häuschen. Der dürftige Provisor sah mit Schrecken, als er aus der Schule kam, seine

Zimmerthür offen, seinen Kasten erbrochen, sein einziges ärmliches, geflicktes Sonntagsröckchen gestohlen, und erst Abends stillte sich sein Jammer, als er beim Zubettegehen einen vollständigen nagelneuen, soliden Anzug unter seiner Decke fand.

Nicht für Alle ist es möglich, nicht für Alle ist es rathsam, so mit vollen Händen zu geben; wer es kann und darf, dem ist es zu gönnen, und verarmt ist der Pfarrherr nicht dabei.

Daß sein fröhliches Leben auch ein gutes Leben gewesen, daß auf dem Grunde seines klaren Gemüths nicht nur der Erde helle Seiten, sondern auch der ewige Himmel sich spiegelte, davon hat er die letzte, die schönste Probe gegeben durch ein schönes, friedevolles Ende, dem er festen Blickes entgegen sah. Am selben schöngelegenen Orte, wo er seine junge Frau eingeführt, wo die Wiege all seiner Kinder stand, blieb er bis zum letzten Tag, wo man ihn an seiner Gattin Seite niederlegte zur tiefsten, letzten Ruhe.

Du zürnst mir wohl nicht, du freundlicher Pfarrherr, daß ich dein lebenswarmes Bild noch einmal heraufbeschworen. Möge ihm im Tod noch gelingen, was ihm im Leben so oft gelang, freundliche Gesichter und frohe Herzen zu machen!

Das genügsame Pfarrhaus.

Das genügsame Pfarrhaus ist eigentlich gar kein Pfarrhaus, wenn man nämlich darunter ein ordentliches, zu diesem Zweck bestimmtes herrschaftliches Gebäude versteht, das von der Finanzkammer unterhalten, vom Kameralamt besichtigt und vom Bauinspektor revidirt wird. Gerade deswegen ist es so genügsam, weil es keines ist, und doch an Friede, Freude und Wohlbehagen so reich, als das beste Pfarrhaus im ganzen Schwabenland. Um das zu zeigen, möchte ich euch nur ein Paar Tage in dem Pfarrhaus mitleben lassen.

So laßt Euch denn an einem Samstag Abend einführen, wo durch alle Pfarrhäuser ein festlicher Vorhauch des Sonntags weht oder doch wehen sollte.

Eben werden die schmutzigen Straßen des kleinen Dorfes, das zu arm ist, um ein Pfarrhaus zu bauen, von einigen fleißigen Weibern in erträglichen Stand gesetzt; in der Reihe der Bauernhäuser steht ein etwas größeres, das sich durch nichts auszeichnet, als daß zwischen einer tiefen Gülle und einer Dunglege von massiverem Gehalt ein recht reinlicher Weg zu der getheilten Hausthür führt. Das Parterre, durch dessen geöffnete Fenster die Hühner freien Aus- und Eintritt haben, sieht eben nicht besonders einladend aus, im obern Stock

dagegen sind die Fenster so spiegelhell, als es ihre theilweise Altersblindheit nur immer zuläßt, schneeweiße Gardinen, von der Art, die man sonst Neidhämmel nennt (ein Name, der aber bei unsrem genügsamen Pfarrhaus schlechterdings nicht angewandt werden darf), und ein Blumenbrett, ziemlich roh gezimmert, auf dem Levkoy, Goldlack und Nelkenstöcke so zierlich geordnet stehen, daß kein Mensch ahnt, daß sie eigentlich in zerbrochenen Milchtöpfen blühen, geben dem Ganzen ein so freundliches Ansehen, daß wir nicht fehlgehen, wenn wir in diesem bescheidenen Lokal das Surrogat für's Pfarrhaus vermuthen. Wir behalten uns die Einsicht in die Zimmer für später vor, da sie nun eben geschlossen sind, um ihren Sonntagsputz nicht zu verderben, und gehen in das Gärtchen hinter dem Haus. Ein kleines Stückchen Land, aber hübsch in Ordnung, und prangend in all dem Glanz einer ländlichen Flora mit Pechnelken, Sonnenblumen und Gretchen im Busch. In der Ecke ist ein Fliederbaum zu einer Art von Laube gezogen; auf der schmalen Bank, vor dem höchst ungekünstelten Tisch darin, sitzt ein junges Frauenzimmer, ruhig mit einer Handarbeit beschäftigt, von der sie gar oft auf den Feldweg hinausblickt, der sich am Gärtchen hin dem Walde zuzieht. Das runde anspruchslose Gesichtchen sieht noch gar zu jung und mädchenhaft aus den blauen Augen, um schon einer Pfarrfrau zu gehören, wäre ich aber Pfarrer, ich dächte, ein solches Gesichtchen mit dem unnachahmlichen Ausdruck des Frohsinns und innerlicher Zufriedenheit müßte eine Zierde für das schönste Pfarrhaus im ganzen Schwabenland sein, auch wenn es von keinem schönern Schmuck als dem verschossenen blauen Kattunkleidchen und der schwarzen Schürze gehoben wäre, die „Jungfer Klara," so ist sie im Dorf genannt, heute trägt.

Außer dem Ersehnten, den sie von dem Feldweg her zu

erwarten scheint, muß sie neben sich auf der Bank noch einen besonders anziehenden Gegenstand auf einem Teller haben, denn sie guckt hie und da mit stillem Vergnügen unter die grünen Blätter, mit denen es bedeckt ist, wie um sich zu versichern, ob es auch gewiß noch vorhanden sei. Jetzt aber erscheint auf dem Fußweg eine lange, schmale, schwarzgekleidete Gestalt, die gar niemand anders gehören kann, als dem Pfarrverweser, der als Surrogat für den Pfarrer dies Pfarrhaussurrogat bewohnt.

Klara will ihm freudig entgegen springen, aber mit Rücksicht auf den verborgenen Schatz in der Ecke, der dann entdeckt werden könnte, besinnt sie sich und näht eifrig an den Ueberschlägen fort, die sie eben aus dem einzigen Battistsacktuch verfertigt, das sie von der Konfirmation her noch besitzt. Ei, ei, Klärchen, immer sitzen an dem schönen Abend?" sagt der eintretende Bruder, „und Du hast mir doch von einer Menge wichtiger Gänge gesagt, die Du zu machen hättest; ...." — „O, ich sitze kaum seit zehn Minuten," rief Klara, ihm freundlich die Hand bietend. „Aber warum bist Du nicht mit mir gegangen? es war so gar schön draußen." „Herr Bruder, Herr Bruder!" sagt Klärchen lächelnd mit dem Finger drohend, „das ist die pure Heuchelei; meinst Du, ich habe neulich nicht gehört, wie Du zum alten Pfarrer von N. sagtest: so lieb Dir sonst Gesellschaft zum Spazierengehen sei, so sehr ziehst Du's vor, am Samstag Abend allein zu gehen, weil unter freiem Himmel die schönste Studierstube sei. Und das ist ja so ganz natürlich," fügte sie begütigend hinzu; „jetzt aber setz Dich nur zum Essen, Du wirst hungrig sein, Du bist gar lang gegangen, unsere Milch ist schon seit einer Stunde angerührt, thut aber nichts, sie wird immer besser durch's Stehen; nicht war, wie lauter Rahm?" meinte sie, indem sie die grüne irdene Schüssel aufdeckte und die

Teller und zinnernen Löffel zurecht legte. Der Bruder nahm Platz auf der Bank so gut es ging, sprach das Tischgebet und die Geschwister schickten sich zur Mahlzeit an, unbeirrt von jeweiligen Vorübergehenden, deren Neid durch das frugale Mal keinesfalls geweckt werden konnte, wenn auch hie und da ein Blick in den grünen Versteck fiel. „Wie froh ich war,“ hub Klara unter dem Essen an, „daß ich nicht mit Dir ausgegangen bin, ich hab' Dir eine solche Freude gehabt!“ „Das wäre!“ lächelte der Bruder, schon bekannt mit der Beschaffenheit der „großen Freuden“ seines Schwesterleins, „hat etwa die alte Henne wieder ein Ei gelegt?“ „Ei, lach mich nur aus,“ sagte Klärchen ernsthaft, „das ist doch gewiß ein Glück, daß die alte Henne, die ich so wohlfeil gekauft, nur um Dir eine recht gute Suppe zu kochen, nun erst wieder anfängt zu legen, so daß ich schon das sechste Ei von ihr habe! es ist aber erst was anderes diesmal. Zuerst kam des Müllers Hannchen und brachte mir den schönsten Blumenstrauß; so schön! Du wirst Dich wundern, wenn Du hinauf kommst, und ich fragte sie, ob ihr auch daheim erlaubt sei, die schönen Blumen zu brechen, da sagte sie, sie hab's ihrem Vater selbst gesagt und dem sei's ganz recht, und Du weißt doch, wie Dir der Müller feind war wegen des Mehls, das Du für die Armen von auswärts kommen ließest; da hat mich's nun so gefreut, gelt, jetzt kann er doch nichts mehr gegen uns haben? — und dann noch was, aber Du lachst mich aus?“ — „Behüte,“ sagte der Bruder mit seinem ernsthaftesten Gesicht. — „Da ist die kleine Marie der Hausfrau, die wollt' ich schon seit drei Tagen eine Schleife knüpfen lehren, das Kind wollte aber durchaus nicht, und wurde ganz unartig, so daß ich sie gehen ließ und selbst ärgerlich über sie war; nun sagt mir die Hausfrau, sie sitze schon drei Stunden in einer Ecke und

knuppere an einem alten Band, auf einmal kommt sie zu mir herauf gesprungen, ‚guck, Jungfer Klara, des geb i dir‘, und hat eine ganz rechte Schleife geknüpft, — ist das nicht nett?“ „Herzig,“ meinte der Bruder, „aber Du vergißt ja ganz, Milch zu essen, und läßt sie mir allein.“ „Nein, so ist's nicht gemeint,“ rief Klärchen und aß jetzt eifrig, um die Milchschüssel zu expediren, und man konnte aus dem schlauen Ausdruck ihres Gesichtchens wohl vermuthen, daß sie nachher noch einen wichtigen Staatscoup im Sinn habe.

Richtig, sie stellte die Milchschüssel sammt Löffeln und Tellern vor die Laube und ließ nur das schwarze Brod auf dem Tisch; „hör', Gustav,“ fing sie nun an, „findest Du nicht, daß die Milch wirklich immer recht gut ist?“ „Gewiß, gewiß, wie alles, was meine vortreffliche Mamsell Soeur bereitet.“ — „Ach nein, im Ernst, schmeckt sie nicht ganz wie Rahm?“ „Ja delikat, im Ernst.“ „Und nun sieh!“ und mit strahlendem Gesicht stellte Klara das verdeckte Gericht aus der Ecke auf den Tisch und enthüllte unter den grünen Blättern ein goldgelbes Bällchen frische Butter. Der Bruder wußte noch nicht recht, was das bedeuten sollte; „ja sieh, das ist lauter Profit,“ rief sie, fröhlich in die Hände klatschend, „und Du hast's gar nicht gemerkt! Ich habe gefunden, daß auch die abgerahmte Milch delikat wird, wenn man sie gehörig lang rührt, da habe ich sie schon seit 8 Tagen abgerahmt und in einem irdenen Topf die Butter ausgerührt, und die kostet jetzt keinen Kreuzer!“ „Das ist aber ein enormer Luxus, noch nach der Milch,“ lächelte der Bruder, der ein großer Freund von frischer Butter war. „Ei, das ist auch nur für Dich, eine kleine Vorspeise auf den Sonntag, mein Magen ertrüge das gar nicht; aber Morgen Abend siede ich dann von den köstlichen Kartoffeln dazu, weißt, von den blauen, dann haben wir gleich ein Sonntagsessen;“ und

mit leuchtenden Augen sah Klärchen zu, wie der Bruder bedeutende Breschen in die ungehoffte neue Eroberung machte, so daß sie fast vergessen hätte, die Ueberschläge wieder vorzunehmen, die doch auch „lauter Profit“ waren. Endlich fiel dem Bruder ein, daß die Butter auch noch eine Sonntagsmahlzeit geben müsse; es wurde kühl im Gärtchen und Klara packte eilig das Geräth zusammen, hätte sie doch dem Bruder gern bei Tag gezeigt, wie schön jetzt das Zimmer mit Hannchens Blumen geschmückt war.

Das Wohnzimmer, zugleich des Bruders Schlaf- und Studierzimmer, war wirklich interessant durch seine Einrichtung, die, aus keiner Mode- oder Musterzeitung entlehnt, als ganz selbstständige Thatsache dastand. Der große, weit vorspringende Kachelofen bildete zugleich eine Art Alkoven, in dem des Bruders Bett ein gesichertes Plätzchen hatte, was jetzt im Sommer sehr angenehm war, und auch im Winter nicht so beschwerlich als man hätte denken sollen, da man zur Holzersparniß das Feuer bald ausgehen ließ; der Amtsverweser machte dann seine Studien im Bett und Klara war in der Stube der Hausfrau unten ein hochwillkommener Gast, wo sie allezeit etwas Hübsches vorzulesen oder zu erzählen hatte und damit einen Kreis junger Mädchen um sich versammelte. An dem einen Fenster, das in's Freie ging, stand ein sehr baufälliges Pult, das aber mit einer großen Konkordanz so wirksam unterstützt war, daß man seinen defekten Zustand kaum bemerkte; — äußerst symmetrisch waren in beiden Ecken des Zimmers zwei Koffer auf hochbeinigen Gerüsten aufgestellt, die der geschickte Knecht des Hausherrn nach Klara's Angabe konstruirt hatte; diese Koffer vertraten die Stelle von Weißzeugschränken, für die Kleider war „zum größten Glück“ in der Kammer ein geräumiger Wandschrank vorhanden. Die Stube hatte noch zwei Fenster an der Vor-

derseite, die auf die Straße gingen, zwischen diesen stand ein rechtes wirkliches Tischchen, das zugleich zur Speisetafel und zum Arbeitstisch für Klara diente, als Sonntagsputz aber mit einem alten rothen Shawl von Klärchen bedeckt war, der sich geberdete, wie ein eleganter Tischteppich (für festliche Gelegenheiten, Besuch aus der Nachbarschaft 2c., hatte Klärchen auf dem Boden eine alte Fallthür entdeckt, die sich mit gutem Erfolg als Tischplatte verwenden ließ). Ueber dem Tischchen hing ein Spiegel, dessen schiefziehendes Glas als ein gutes Präservativ gegen die Eitelkeit dienen konnte, der aber mit einer Epheuguirlande so hübsch dekorirt war, daß er in der That viel größer erschien, als er eigentlich war; auf dem Tischchen nun standen in einem Milchtopf geschmackvoll geordnet die schönen Blumen aus Müllers Garten. Denkt nun von diesem Ameublement wie ihr wollt, ich versichere euch, mit den weißen Vorhängen, dem reingescheuerten Boden und den hellen Fenstern nahm sich's so freundlich aus, als nur irgend ein eleganter Salon, besonders wenn ein Paar helle blaue Augen, wie Klärchens, es so seelenvergnügt betrachteten. Der Bruder bewunderte die Blumen gehörig und rühmte besonders den herrlichen Geruch als wirksames Gegenmittel gegen den Duft vom Kuhstall, der sich gegenwärtig sehr unangenehm bemerkbar mache.

„Nein, wie Du undankbar bist," sagte Klärchen vorwurfsvoll, „bist Du denn nicht wirklich gesunder, als je in Deinem Leben, und glaubst Du nicht, daß Du das dem Kuhstall verdankst, dessen Ausdünstung so bruststärkend ist? Andre Leute suchen mit Mühe und Kosten Wohnungen über Kuhställen auf, und wir haben's von selbst!" und noch dazu kommt der Geruch blos durch die vordern Fenster, wenn man die schließt und das andere öffnet, so kommt von weitem der herrlichste Waldgeruch herein!"

Nun mußte Klara das Geschirr reinigen und ein wenig nachsehen, wie Katharina, die große Tochter der Hausfrau, die erst seit Kurzem angefangen, unter ihrer Anleitung Samstags die Stube hübsch herzurichten für den Sonntag, ihre Sachen angriff, dann brachte sie die angezündete Lampe dem Bruder auf's Pult und setzte sich mäuschenstill zur Seite mit ihrem Strickzeug, um seine Studien nicht zu stören, bis die Stunde schlug, wo sie sich in die anstoßende Kammer, die an allerhöchster Einfachheit noch den Preis über die Wohnstube davon trug, zur Ruhe begab.

Der Sonntag Morgen war angebrochen, so hell und schön, wie man sich nur einen Sonntag Morgen denkt. Obgleich Klärchen bereits in ihrem bescheidenen Sonntagsputz waltete, so war der Sonntag Morgen doch noch kein Ruhetag für sie. Zuerst hatte sie im Haus alles auf's sorgfältigste zu beschicken, dann half sie der Hausfrau ihre kleinen Mädchen strählen und zöpfen und eilte damit, um dem Bruder beizeit in seinen priesterlichen Ornat helfen zu können, eh sie, ein Weilchen vor ihm, zur Kirche ging; denn aus Ehrfurcht vor der geistlichen Würde wollte sie nie zugleich mit ihm gehen.

Jetzt aber war alles bereinigt, die Stube sah so sonntäglich und still aus, wie ein Hauskirchlein. Der Bruder war schon gerüstet, und so standen die Geschwister, eh das Läuten begann, noch still beisammen und sahen zu, wie die Dorfbewohner sich in kleinen Truppen zum Kirchgang anschickten, — da fühlte der Bruder einen Tropfen auf seiner Hand und sah erstaunt aufblickend Klara's Augen in hellen Thränen stehen. „Du weinst, Klärchen, was hast Du?“ Die sah aus ihren Thränen so freundlich wie ein Mairöslein, „ach laß mich, es ist ja aus lauter Freude und Dank, daß mir's so gut geht; ja, und ich schäme mich auch, daß ich

oft so verzagt und unmuthig habe sein können. Weißt, nach der Mutter Tod, wie ich bei der Frau-Base war, wo wir den Kaufladen hatten, und dazu den Weinschank, da gab's eben gar keinen Sonntag; wenn ich zehnmal mein Buch zur Hand nahm, mußte ich's zehnmal wieder weglegen, an die Kirche war oft in sechs Wochen nicht zu denken, da war ich manchmal recht trostlos; die ganze Woche kam mir ohne Segen vor. Da schicktest Du mir einmal den Spitta, wo ich in dem schönen Morgengebet die Strophe fand:

Ich bitte nicht: gib mir viel äußere Stille,
Nein Herr, auch hier geschehe ganz dein Wille,
Doch gib du mir ein kindlich stilles Herz.

Das tröstete mich ein wenig und ich versuchte im Herzen den Sonntag zu feiern, aber es wollte doch nicht recht gehen und ich meinte oft, ich werde in meinem Leben keinen Sonntag mehr haben. Und nun habe ich so schöne, stille Sonntage und darf das Gotteswort unverkümmert hören und von Dir!" — Der Bruder sah sie an, auch mit feuchtem Auge; was sie ihm gewesen, wie sie, ohne es zu ahnen, in sein durch Zweifel und lange Herzenseinsamkeit verstörtes Gemüth Licht und Frieden, Glauben und Lebensmuth gebracht, das konnte er ihr nicht mit Worten sagen, darum behielt er's lieber im Herzen.

Das Glöcklein von dem alten baufälligen Kirchlein unterbrach Klärchens Freudenpsalm, — freundlich grüßend schloß sie sich dem Zug der Dorfweiber an, um so die Feier ihres Sonntags zu beginnen, der vom Kirchgang bis zum Abendspaziergang eine ununterbrochene Kette von Freuden für sie war.

So freudenreich sind aber nicht nur Klärchens Sonn=

tage, nicht nur die Abende, wo sie einen so unerhörten Profit gemacht hat, wie den mit der frischen Butter, — sie hat für jeden Tag ein besonderes Vergnügen, und das größte darunter ist ihre Industrieschule, in die wir sie am folgenden Nachmittag begleiten.

Die Industrieschule ist keine neue Stiftung von Klärchen, sie hat sie schon vorgefunden als sie vor einem halben Jahr des Bruders „ständige Amtsverweserei" mit ihm bezog, aber wie? — Unter der Leitung einer halb blinden Nähterin kamen vielleicht sechs oder acht der vielen Mädchen im Dorf mit einer verwahrlosten Arbeit, freudlose verdrießliche Geschöpfe, die durch das Keifen der Nähterin, durch das Geschrei kleiner schmutziger Geschwister, die ihnen nachgelaufen kamen, eben nicht aufgeheitert wurden. Schläfrig rückte das Geschäft vor, trotzig und mißvergnügt bei jedem Tadel der alten Lehrfrau liefen die Mädchen heim, wenn es ihnen einfiel; den Müttern war der Wunsch der jeweiligen Pfarrverweser, die Kinder in die Industrieschule zu schicken, höchst ungelegen, „geht schon viel Zeit mit der Schule drauf und die Mädchen lernen doch nichts." Das Dorf war arm und der trübselige zänkische Geist, der sich leider so oft in die vielgepriesenen „friedlichen Hütten der Armuth" niederläßt, hatte schon die Seelen der Kinder vergiftet.

Nun sah's anders aus, seit Klärchen waltete. Eine große Anzahl saubergewaschener Mädchen (es blieb keine gern zurück) sitzt schon vor dem bestimmten Stundenschlag in der Schulstube mit den unerläßlichen kleinen Geschwistern; die Vorposten, die von dem Schulhaus bis an Klärchens Hausthür aufgepflanzt waren, um sie „auszupassen," melden ihre Ankunft, die Kinder rüsten sich zum Empfang und ein Chorruf von „guten Morgen, Jungfer Klara!" schallt ihr entgegen, alle Hände strecken sich aus, um den ersten Patsch zu

bekommen; „wer hat die saubersten Hände?“ fragt Klärchen scherzend, „ich, ich!“ und jedes besieht die seinigen wieder und sucht etwaigen Schmutz mit dem Mund oder den Kleidern zu reinigen, während Klärchen allen nach und nach die Hand gibt.

Eh sich nun aber die Lehrstunde ordnet, haben Alle der Jungfer Klara etwas zu bringen oder mitzutheilen. Das eine hat ein neues Verschen gelernt, das andere ein Lob vom Schulmeister, eins kommt mit einem Sträußchen, das andere mit etwas Obst, — alle wissen Neues zu erzählen, bei dem Kätherle ist seine Dote gewesen, in des Ameiles Garten sind die Nägelein aufgegangen und das Agnesle hat gestern Nacht den Sternwagen am Himmel gesehen, gerad so wie's ihr die Jungfer Klara gezeigt hat. Ein kleines Mädchen sitzt ganz still und hat nichts zu geben und zu erzählen: „Aber Bärbele,“ fragt Klara, „Du hast ja heut Nacht ein Schwesterlein bekommen?“ — „Jo.“ — „Habt ihr eine rechte Freude?“ — „Noa. Der Vater sait, er häb' Mädla gnuag.“ — „Ach das ist ein Spaß vom Vater, gib acht, wenn Du recht fleißig wirst und ihm helfen kannst, so sagt er: wenn ich nur noch mehr so brave Mädchen hätte, wie mein Bärbele.“ Das Bärbele verzieht doch den Mund ein wenig zum Lächeln. „Und hast Du schon gesehen, was das Schwesterlein für nette Händlein hat?“ „Noa.“ — „Und für herzige Aeuglein, wo aus jedem ein ganz kleines Bärbele 'raus guckt?“ Das Bärbele schaute groß auf, daheim hatte niemand von des Kinds Aeuglein gesagt. „Jetzt gib nur Acht, wie nett das ist, wenn es die Aeuglein aufmacht, und hüt' es recht fleißig, dann lacht's Dich einmal zuerst an.“ Dem Bärbele war das Schwesterlein nun auf einmal wichtig geworden, und sie konnte kaum erwarten bis sie heim durfte.

Jungfer Jakobine, die alte Nähterin, die Klärchen in

ihrer Würde gelassen und bestärkt hatte, kam jetzt an, die Mädchen gingen auf ihre Sitze und an die Arbeit, Klärchen sammelte die Kleinen, die seither auf dem Boden herumgekrabbelt, und sagte: „So, jetzt mach ich eine große Reise, wenn ich wieder komme und ihr bekommt ein gutes Zeugniß von Jungfer Jakobine, so erzähle ich eine schöne Geschichte und dann singen wir.“ Das war nun ein Eifer unter den Mädchen!

Nun ging Klärchen mit den Kleinen in den Hof, wo sie statt allen kostbaren Spielzeugs einen Karren Sand hatte aufschütten lassen, eine unerschöpfte Quelle der Belustigung; da machte sie ihnen Gärtchen, Berge und Thäler in dem Sand, bis es Zeit war zu den Großen zurückzukehren, das ältere Mädchen, die nun an ihrer Statt die Kleinen hüten mußte, durfte dafür morgen zu ihr kommen und die versäumte Geschichte hören.

So verging der Nachmittag, und glücklich wie immer kam Klärchen heim. So hatte sie verstanden, leise und allmählig der Kinder Herzen aufzuthauen und ihren Blick hell zu machen für die kleinen Freuden des Lebens, die jedem offen stehen, dem Reichen wie dem Armen: Blumen und Bäume, Kinder und Vögelein, alles wurde jetzt den Kindern zu einer Quelle der Lust, und in so vielen jungen Augen durfte sie nun den Abglanz ihrer Herzensfreundlichkeit sehen.

Es war bald Abend, als sie nach Haus kam, da kommt ihr der Bruder eilig und sorgenvoll entgegen: „Klärchen, was anfangen? wir bekommen einen Gast!“ — „Ist das so arg?“ fragt Klara lächelnd, „wir haben ja schon mehr gehabt.“ „Ja, aber nicht zum übernachten; mein Universitätsfreund, der Erne, den Du auch einmal als Student gesehen hast, ist hier, er hat beim Schultheißen, zu dem er eben gegangen ist, ein Geschäft wegen eines Schuldners und will

bei uns übernachten, wo nehmen wir Platz her, wo ein Bett? und das Essen? Erne ist verwöhnt, so ein reiches Muttersöhnchen!" Klärchen aber hatte mit der Geistesgegenwart einer ächten Hausfrau bereits ihre Vorräthe in Gedanken überschlagen (war freilich bald geschehen) und war schon beruhigt. Das Essen machte ihr gar keine Sorge: „weißt Du nicht, daß wir noch grünen Thee in der Büchse haben? Thee ist ein recht anständiges Abendessen; nur schad, daß unsere eigene Butter zu End ist, aber ich weiß ein Weib, die heute ausgerührt hat; freilich gehört zu einem eleganten Thee nachher Schinken oder kalter Braten, das gibts hier nicht, aber halt! weichgesottene Eier gibt man ja in England dazu und ich habe ganz frische, weißt, von unsern eigenen," und Klärchen begann ihre Tafel zu rüsten und Anstalten zu treffen, ganz glücklich, daß sie so ein Haus mache.

Der Gast kam viel früher als sie erwartet hatten, und Klärchen hatte noch gar nicht an's Nachtlager für ihn gedacht! Gar gern hätte sie die Herrn ein wenig spazieren geschickt, um das große Problem zu lösen, wie man drei Betten aus zwei macht, aber es begann eben zu regnen und der Gast war so gut aufgelegt und unterhielt das Geschwisterpaar so lebendig, daß sie eine Weile ihrer Sorgen vergaß. Mit dem Schuldner, da war's freilich eine verdrüßliche Geschichte, er hatte wenig Aussicht auf Bezahlung. „Das ist nun das dritte Kapital von meines Vaters Erbe, mit dem ich in Gant gerathe," sagte er verdrüßlich zu dem Pfarrverweser, „wie geht denn Dir's?" „Ich bin noch mit keinem Kreuzer in Gant gekommen," versicherte er treuherzig, „mit keinem Pfennig," bestätigte Klärchen fröhlich lachend, indem sie aufstand, um ihren Thee zu serviren. Das Theegeräthe war etwas mangelhaft: ein irdener Kochtopf vertrat die Stelle der Theekanne, und um die Blätter abzuhalten, mußte der

Thee durch den eisernen Schaumlöffel gegossen werden; Milch, Brod und Butter war aber vortrefflich und Erne zeigte sich nicht als verwöhntes Muttersöhnchen, er that der Bewirthung alle Ehre an. Aber inmitten der fröhlichen Unterhaltung und ihres wirthlichen Waltens fiel dem Klärchen die Beherbergung des Gastes wieder schwer auf's Herz. —

Die Bäuerin hatte wohl drunten in dem Kämmerlein, das zugleich Klärchens Vorrathskammer war, eine leere Bettstelle, in der vor Zeiten der Aehne geschlafen hatte, aber die Betten darin waren längst vertheilt; nun hatte sie gedacht aus Bettstücken von ihrem und des Bruders Bett ein drittes zu konstruiren, aber der Gast saß just in der Stube, wo das Lager des Bruders stand, und ihr Kämmerlein hatte keinen eignen Ausgang; dies Kämmerlein für den Gast zu räumen, ging auch nimmer an, da es der unbedachte Bruder bereits als seiner Schwester Zimmer genannt hatte.

Nun kam aber dem Klärchen eine gescheidte Idee, — sie ging hinunter und hieß nun in der Dämmerung der Hausfrau Mädchen sich im Gärtchen aufstellen, das unter ihrem Kammerfenster war, dann ging sie oben in ihr Kämmerlein und warf dem Mädchen ihr Bett hinunter; einen Strohsack gab ihr die Bäuerin dazu und sie und die Kathrine räumten und kehrten und putzten die alte Milchkammer dergestalt her, daß sie einem ganz respektablen Gaststüblein, — wenigstens einem Bruderloch, wie man Gaststübchen zweiten Rangs betitelt, — ähnlich sah. Denn das Klärchen war ganz blutdürstig geworden und hatte jeden brauchbaren Artikel ihres Gemachs nach und nach hinunter geworfen; den netten in Papier gefaßten Spiegel, den ihr der Bruder auf dem letzten Jahrmarkt gekauft, praktizirte sie unter der Schürze hinunter, Blumen schaffte Kathrine herbei, kurz, es machte sich höchst anständig und sie setzte sich wieder ganz unbefangen, als ob

nichts geschehen wäre, zu den Herrn. Der Bruder war indeß wie auf Nadeln gesessen mit der heimlichen Frage:

> Kann ich denn Betten aus der Erde stampfen,
> Wächst mir ein Zimmer auf der flachen Hand?

Das Klärchen aber versichert nur so en passant, das Gastzimmer sei längst gerüstet, wie? war dem Bruder ein Räthsel, und höchlich erstaunte er, als er ziemlich spät dem Gast hinunter leuchtete, die alte Rumpelkammer so gar nett zugestutzt zu finden.

„Aber, Klärchen, wie hast Du's denn gemacht?“ „Ging alles ganz gut, leg Dich nur schlafen!“ rief Klärchen und ging eilig in ihr Stübchen, damit er nicht sehen sollte, wie sie es zu Gunsten des Gastes geplündert hatte.

Das Klärchen war früh am Morgen wieder wach und munter, um neue Anstalten zur Bewirthung des Gastes zu machen, der noch tief in den Federn steckte, ohne Ahnung, daß seine freundliche Wirthin dafür sich mit dem Strohsack begnügt hatte. Nach langem Kampf, ob sie nicht sogar der profitablen Henne an's Leben solle, entschied sie sich aber doch für eine andere Mahlzeit, die wie das Abendessen unter Lust und Scherzen verzehrt wurde.

Viel so luxuriöse Gäste hätte freilich das genügsame Pfarrhaus nicht brauchen können: mit dem Quantum Kaffee, das Klärchen heut zum Frühstück verwendete, hätte sie den Bruder wohl eine Woche lang erquickt, denn sie selbst trank keinen und behauptete, Milch sei ihr viel gesunder. Als sie gar noch des Nachbars Michele in die Stadt sandte, um Fleisch zu holen, und abermal einen Griff in des Bruders Pult machte, der die Kasse enthielt, da fragte der leise ganz ängstlich: „wirst doch den Kronenthaler nicht genommen haben?“ was den Gast, der's zufällig hörte, zu herzlichem Lachen brachte.

Nein, der Kronenthaler war's nicht gewesen, und die glücklich einfallende Taufe aus dem Haus eines der Dorfhonoratioren hätte das Geschwisterpaar in Stand gesetzt, diese üppige Lebensweise noch länger fortzusetzen, wenn nicht der Gast wieder abgereist wäre.

Dieser Besuch und die äußerst honnete Weise, mit der man ihn bewirthet habe, füllte wieder ein neues rosenfarbenes Blatt in Klärchens Erinnerungen. Ob die holdselige Wirthin auch bei dem Gast einen so freundlichen Eindruck hinterlassen, so daß er noch den Versuch wagen wird, für sein schön ausgestattetes Pfarrhaus diesen Edelstein zu gewinnen, oder ob das Klärchen noch das Glück erlebt, den Bruder in ein rechtes wirkliches Pfarrhaus zu begleiten, das bleibe der Zeit und der Phantasie meiner Leser überlassen.

Das gastfreie Pfarrhaus.

„Ist das grünliche Haus dort ein Gasthof?“ hätte in R. wohl jeder Fremde gefragt, wenn nach R. andere Fremde gekommen wären, als eben in das grünliche Haus. Wer aber in das sanfte, fast schüchterne Gesicht der Hausfrau sah und die abziehenden Gäste beobachtete, die niemals mit langem Gesicht und leerem Geldbeutel, sondern stets mit heitrer Miene und vollgepfropften Taschen abzogen, der konnte allmählig errathen, daß das kein Wirthshaus sei, sondern das Pfarrhaus des Orts.

In der That, es würden viele Gasthäuser für eine Frequenz dankbar sein wie die, mit der das Pfarrhaus zu R. gesegnet war. Selten verging ein Tag, wo nicht zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen Gäste eingesprochen hätten, höchst mannigfaltige Gäste: flüchtig einkehrende aus der nächsten Umgegend, „nur so auf einem Spaziergang,“ die man dann mit einiger Mühe zum Längerbleiben nöthigen mußte; Gäste über Mittag, Gäste über Nacht; recht dauerhafte, solide Gäste, um Luftkuren, Wasserkuren, Traubenkuren zu brauchen; perennirende Gäste sogar, die das Landleben recht aus dem Grunde kennen lernen wollten, die sich beim Buttern betheiligten, indem sie frisches Butterbrod in Menge verschlangen, beim Melken, indem

sie kuhwarme Milch tranken; die sich beim Grasmähen in das duftende Heu legten, mit einem Buch in der Hand, wenn es eben zusammengerecht war, die in der Ernte die ersten Ernteküchlein aßen und im Herbst Trauben verzehrten, als müßten sie sich vorsehen bis an ihr Lebensende.

Da waren frühaufstehende Gäste, die den guten Pfarrer um seinen Morgenschlaf brachten: langschlafende Gäste, denen man den Kaffee bis neun Uhr warm halten mußte; trübselige Gäste, die man aufheitern und schonend behandeln sollte; lustige Gäste, deren Gelächter den Trübseligen die Nerven angriff; Kindergäste, die das Obst unreif abrissen, des Pfarrers Lieblingskatze in den Schwanz kneipten und das Schwein in den Garten ließen; alte Gäste, die keinen Kinderlärm ertragen konnten; kurz Gäste von allen Arten und Sorten, die sich aber zuletzt unter dem gastlichen Dache des Pfarrhauses so friedlich vertragen lernten, als ob sie bei jenem Künstler in die Schule gegangen wären, der Katzen und Ratten, Tauben und Marder aus Einer Schüssel speisen ließ.

Aber warum dieser erstaunliche Zulauf zu dem Pfarrhause? War es ein Muster von Eleganz, von comfortabler Einrichtung? war es ein Palast an Umfang? war es ein Sitz besondern Geistesreichthums? oder blühten liebliche Töchter darin? Nichts von alle' dem. Der Pfarrer spielte zwar Flöte, war aber kein Paganini, noch Ole Bull; die Pfarrerin war ein guter, aber kein schöner Geist; das Pfarrhaus war ein alter Rumpelkasten, Kinder hatten sie keine, als eben solche, die ihrer gerade bedurften. Wo also stak der Zauber? Das ist schwer zu sagen, wenn er nicht in der lautern Güte, der selbstvergessenden Liebe und ungeschminkten Herzlichkeit bestand, mit der hier alle Gäste aufgenommen und beherbergt wurden.

Hier waren Alle willkommen, nicht die zumeist, die ihnen Vergnügen und Unterhaltung brachten, nein, die, denen sie

etwas geben, etwas helfen und nützen konnten; und für die Freude, die sie Andern bereiten durften, waren sie so kindlich dankbar, als hätte man ihnen das Größte gegeben. Was ihnen selbst angenehm und behaglich war, das hatten sie lange vergessen; daß sie nie mehr ruhig und in gewohnter Weise leben konnten, daran dachten sie nicht, sie hatten keine gewohnte Weise mehr. Wenn es regnete, fiel ihnen nie ein, daß sie nun doch vielleicht einmal in Ruhe bleiben könnten, nein, sie beklagten nur die etwaigen Gäste, die bei solchem Wetter unterwegs sein könnten. Hatten sie an einem schönen Tage sich gerüstet, auch einmal einen Besuch zu machen, und wurden vor dem Hause von einem Gegenzug besuchender Nachbarn abgeschnitten, ach da war's noch das größte Glück, daß sie nicht schon früher ausgegangen waren.

Eben dieser selbstvergessenden Güte wegen wurden sie auch nicht bloß heimgesucht von Freunden und Verwandten, vom Herrn Dekan auf der Visitation, vom Herrn Oberamtmann, wenn er Ruggericht, vom Notariatsassistenten, wenn er eine Theilung im Ort hatte. Nein, sogar ambulirende Krämer, geistliche Colporteurs und dergleichen Leute suchten ein Obdach in dem mildthätigen Hause; selbst für auswärtige Maurergesellen, die im Orte arbeiteten, fand sich noch ein Dachstübchen, und für die armen fremden Weiber, die im nahen Wald Erdbeeren und Himbeeren sammelten, wie für unzählige Handwerksbursche wenigstens ein Freitisch.

Auf Eleganz und Comfort konnte dabei natürlich nicht immer Rücksicht genommen werden. Der Sopha des Wohnzimmers hatte schon seinen siebten Ueberzug zerrissen, da mußte man auf's Dauerhafte sehen. Der Raum des Pfarrhauses war für eine gewöhnliche Menschenfamilie berechnet, nicht für ein Weltbürgerobdach. Darum ging es hie und da eng genug zu, und die Betten, so reichlich sie auch vorhanden waren,

mußten oft getheilt werden. Aber es hätten steinerne Herzen sein müssen, die nicht aus dieser warmen Liebesquelle ein Tröpfchen Genügsamkeit in sich aufgenommen hätten. Unter allen Mühen und Verlegenheiten, die aus dem Conflikt verschiedenartiger Gäste hervorgingen, wandelte die Pfarrfrau mit demselben sanften freundlichen Gesicht, überall aufmerksam, wo sie einen Wunsch erspähen, einem Mangel abhelfen könne. Selbst der Garten schien etwas von der Gabe überkommen zu haben, immer geben zu können, ohne arm zu werden, denn kein Gast wurde ohne einen duftigen Blumenstrauß oder süße Früchte entlassen, und doch blühte und duftete es drunten unermüdet fort.

Die Pfarrmagd war immer in Eile, stets im Amtseifer, selten ward ihr's so gut, sich in behaglichem Geplauder wo verweilen zu können, und eine Pfarrmagd plaudert doch so gern! Sie ist so eine Art von Standesperson und sich ihrer Würde stets bewußt; ein Abglanz vom Nimbus des Pfarrhauses umfließt auch ihr Haupt, und wenn der Pfarrer Sonntags recht erwecklich predigt, so schaut sie triumphirend in der Kirche herum: „Nicht wahr, mein Herr sagt's euch!“ Die Pfarrmagd in N. aber konnte nicht oft sich in Ruhe dem Bewußtsein ihrer Würde hingeben; sie hatte nicht nur für die Gäste des Hauses zu sorgen, ihr ward auch das angenehme Amt, im ganzen Dorfe die Freude- und Hülfebringende zu sein.

Ihr müßt nämlich nicht glauben, über den Fremden seien die eigenen Ortskinder vergessen worden; gewiß nicht. Da war heute eine Wöchnerin, die eine kräftige Suppe brauchte, dort eine andere, der eine süße Weinspeise wohlgethan hätte, morgen eine Frau in gesegneten Umständen, die besonderes Gelüsten nach einem gebratenen Huhn verspürte, oder ein altes Weib, das nichts mehr als Kaffee vertragen konnte; drüben

lag der Nachbarin krankes Mädchen, die nur gekochtes Obst genoß, unten im Dorf der genesende Michele, der alles aß und nie genug hatte. Für sie Alle reichte die Küche des Pfarrhauses, auf der der Segen jenes geweihten Oelkrügleins ruhte.

Ein Hauptreiz des Aufenthalts im Pfarrhause war auch, daß Jedermann alles treiben durfte, was ihm zusagte, und in diesem Punkte vereinte es die schwäbische Gastlichkeit mit der freieren englischen Sitte. Man gab, was man hatte und konnte, man verlangte und erwartete nichts, als daß die Gäste vergnügt seien. Die Pfarrerin hätte wo möglich noch einen Fischteich angelegt und eine Jagd gepachtet, um etwaige Jagd- und Fischliebhaber zu befriedigen. Die Gäste benutzten auch solche Freiheit zur Genüge und trieben was ihr Herz begehrte. Nicht nur, daß sie spazieren gingen, spielten, sangen, ja sogar tanzten, wenn es ihnen einfiel (wobei die Frau Pfarrerin sorgsam die Läden schloß, um keinen Anstoß zu geben): die Kinder warfen Scheiben ein, fielen Löcher in den Kopf und brachen Arme und Beine; Jünglinge und Jungfrauen fingen glückliche und unglückliche Liebschaften an, eine besuchende Frau kam in die Wochen, um dem kinderlosen Ehepaar auch den Genuß von ganz kleinem Kindergeschrei zu verschaffen, und ein langweiliger alter Herr starb sogar zu Gast, nachdem er sich zuvor wochenlang hatte verpflegen lassen.

Die Pfarrmagd hatte natürlich auch ihre Gäste auf eigene Hand, Brüder, Basen, Pathen und sonstigen Anhang, und es war respektabel vom Hofhund, daß er nicht auch größere Zusammenkünfte mit befreundeten Hunden veranstaltete.

Schon beim Beginn seines jungen Ehestandes hätte der Pfarrer seine Gastfreundschaft beinahe theuer bezahlen müssen. Es kam eines Tages ein seltsam und düster aussehender Mann in sein Dorf, der sich als Missionär zu erkennen gab und

den Wunsch aussprach, hier eine Missionsstunde zu halten. Der Pfarrer räumte ihm bereitwillig die Kirche ein, obwohl ihm der Mann mit seiner düstern, heftigen Frömmigkeit nicht gefiel. Da das Wirthshaus des Ortes schlecht war, so boten ihm die guten Pfarrleute die Wohnung im Pfarrhaus an, obwohl sie auf dieser ihrer ersten Stelle so beschränkt im Raume waren, daß die junge Frau in's Zimmer ihrer Mutter ziehen mußte, um dem Gaste im Schlafzimmer bei ihrem Manne Platz zu machen.

Inmitten der Nacht wacht die Mutter an einem ängstlichen Traume auf; jetzt erst beunruhigt sie's, daß man den Pfarrer so ganz allein mit dem seltsamen Fremden gelassen. Sie steht endlich auf, um hinabzugehen und an der Thüre zu lauschen; da alles still ist, geht sie wieder hinauf und legt sich zu Bette. Am frühen Morgen trafen sie den Missionär nicht mehr, der vor Tag abgereist war, der Pfarrer aber beklagte sich, daß ihn der unruhige Gast beinahe ganz um den Schlaf gebracht habe, da er die halbe Nacht im Zimmer auf und ab gegangen.

Nach langen Jahren, als der sonderbare Gast fast ganz vergessen war, kam ihnen in einem Missionsblatt der Bericht eines fremden Missionärs zu. Er erzählte darin, daß er sich vor Jahren auf einer Reise durch Deutschland in einer besonders trüben, heftig aufgeregten Gemüthsstimmung befunden habe. Einmal sei er in einem Pfarrhause mit ungemeiner Güte aufgenommen und in des Pfarrers eigenem Schlafzimmer beherbergt worden. Da, in stiller, schlafloser Nacht, sei ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht am besten thäte, den Pfarrer so in all seiner Herzensgüte, in der Fülle seines Glücks aus der Welt zu schaffen, ehe ihn der Hauch dieser bösen Welt vergifte. Er habe die ganze Nacht mit diesem Gedanken gerungen, ihn aber zuletzt niedergekämpft und sich vor Tage ent-

fernt, um ihn nicht am Ende doch noch auszuführen. Die guten Pfarrleute überlief's kalt, wenn sie an die schauerliche Liebeserweisung dachten, die ihnen zugedacht gewesen war; ihr gütiges Herz ward aber dadurch nicht abgeschreckt.

Ein so unheimlicher Gast hat nie mehr die gastliche Schwelle überschritten, und die Hand des stillen Gottesboten, der stets zur rechten Stunde kommt, hat den unsichtbaren Schild eingezogen, der das Pfarrhaus zu einem so gesuchten Gasthofe machte: eine offene Hand und ein liebevolles Herz.

Das geizige Pfarrhaus.

War ein recht sauberes geräumiges Haus, sah aber demungeachtet nicht erstaunlich einladend aus; ein gewisser frostiger Hauch schien es zu umwehen, selbst in warmer Sommerzeit. Jahr aus Jahr ein waren Fenster und Läden nach vorne geschlossen, als ob keine Seele drin wohnte; ein dürrer knurriger Spitz, der Jedermann mit bissigem Ton anbellte, war das einzige Lebenszeichen, das man in der Nähe des Hauses verspürte.

Es wurde von Gästen auch nicht stark heimgesucht; das zeigte der grasige Vorhof, die grünangelaufene Steintreppe, die zum Hause führte. Anfangs war das anders gewesen; da der Pfarrer einen gastfreien Vorgänger gehabt hatte und das Dorf unweit einer kleinen Stadt liegt, so machten die Stadtbewohner aus alter Gewohnheit zahlreiche Visiten und der Pfarrer kratzte sich täglich im Kopf und sprach von Wegmelden, auf die rauhe Alb, in ein Schwarzwaldthal, überall hin, nur nicht mehr so nahe zu einer Stadt.

Die Frau Pfarrerin that ihr Möglichstes, die Gäste wenigstens so unschädlich zu machen, als sich mit einigem Schein der Ehrenhaftigkeit vertrug. Sie reiste in eigener Person in eine Glashütte, um daselbst besonders dünne Bou-

teillen mit langen Hälsen auszusuchen, die mit dem Aeußern einer Halbmaßflasche den Gehalt eines Schoppens vereinigten. Sie kaufte ausgeschossene Tassen aus einer Porzellanfabrik, recht anständige Tassen, nur daß sie erstaunlich klein waren und nie eine obere zur untern paßte, auch waren sie sämmtlich mit X, Y und Q bezeichnet, da diese Buchstaben in der Fabrik nicht abgegangen waren. Das Brod im Hause war von höchst ehrwürdigem Alter, man konnte sich fast nicht erinnern, wann es gebacken worden; sie hätte es für Schiffszwieback verkaufen können. Wäre die Frau Pfarrerin ehrgeizig gewesen, so hätte sie auf ein Erfindungspatent für ihren Kaffee Anspruch machen können, denn der war aus Roggen und gelben Rüben mit einem solchen Minimum ächten Kaffees bereitet, wie gewiß nie erhört worden. Von Backwerk war natürlich ohnehin keine Rede; nur einmal, als die Frau Dekanin da war, hatte man glücklicherweise Reisbrei gekocht und konnte dessen Scharre, mit Zucker und Zimmt bestreut, als Dessert aufstellen.

Trotz dieser umsichtigen Anstalten wurde aber eben dennoch Einiges, wenn auch noch so wenig, durch die Gäste verzehrt; siehe da kam der Pfarrer auf den edlen Gedanken, daß jedesmal, nachdem Besuch dagewesen war, im Hause gefastet, wenigstens kein Wein und Kaffee genossen werden solle, bis die verursachten Unkosten wieder gedeckt seien. Wer hat je die Gastfreundschaft mit so theurem Opfer ausgeübt! Auch mochte wohl das Ehepaar nicht Viele dieses schweren Opfers werth halten; sie waren bald sehr selten zu Hause zu finden, und man munkelte stark davon, daß ein ankommender Besuch, der alle Zimmer leer traf, den Schlafrockzipfel des Herrn Pfarrers habe zum Ofenloch herausgucken sehen. Diese Kunde schreckte nun auch die unverdrossensten Gäste ab, und von nun an

durften sie ihren Roggenkaffee und ihren kunstreich mit Wasser versetzten Wein ungestört allein genießen.

Ein schwerer Schlag war es für sie, als die immer mehr sinkende Gesundheit des Pfarrers (er litt in Folge der spärlich geheizten Zimmer an Rheumatismen) einen Vikar nöthig machte, und es brauchte lange Nachforschungen und Berathungen, ein Individuum aufzufinden, das gehörig genügsam und bescheiden erschien. Es sollte kein Reicher sein, „die sind so verwöhnt und anspruchsvoll," kein Armer, „denn die wollen sich in einem ordentlichen Hause erst herausessen," keiner Wittwe Sohn, „der könnte der Mutter etwas zustecken wollen" (wäre eine Kunst gewesen), keiner aus der Nachbarschaft, „der könnte zuviel Anhang nach sich ziehen." Endlich war der Glückliche erkoren, den das Schicksal einer solchen Schule der Genügsamkeit für würdig hielt. Der hat gewiß seiner Zeit einen vortrefflichen Ehemann abgegeben und das „Verwöhntsein" ist ihm bei keiner spätern Versorgung mehr im Wege gestanden. Er hat mehr geleistet als der Gaul jenes Edelmannes, der da hätte lernen sollen nichts zu fressen, und leider krepirte, als er's konnte; dieser Vikar aber lernte das Nichtsessen und lebte doch fort.

Am Abend seiner Ankunft an einem kühlen Novembertag sah er sich in dem spärlich möblirten Stüblein, das ihm der Pfarrer anwies, vergeblich nach einem Ofen um; da schob der Pfarrer triumphirend einen Schieber am Fußboden zurück, so daß eine ziemlich weite Oeffnung in die Wohnstube unten entstand, und machte ihn mit dieser seiner eigenen sinnigen Erfindung bekannt. „Sehen Sie: bekanntlich steigt die Wärme nach oben; nun erhalten Sie alle die Wärme, die sonst nutzlos an unserer Zimmerdecke verloren geht, und sind so offenbar gegen uns im Vortheil." Das war nun freilich ein unlösbares physikalisches Räthsel, wie das bischen Wärme

in der Pfarrstube sich auch noch hinaufziehen und vertheilen sollte. Der Pfarrer lebte aber dieses festen Glaubens und war höchst indignirt, als der Vikar einst an einem sehr kalten Wintertag die Frechheit hatte, seine beiden langen Beine durch die Oeffnung hinabzuhängen.

Der Pfarrer ermahnte den Vikar stets, Nachts das Loch sorgfältig zu verschließen, „weil das Warmschlafen so ungesund für junge Leute sei.“ Das Schlafen war aber immerhin noch das Beste, und das Bett, das äußerst melancholisch aussah, weil es mit Trauerkattun bezogen war, den die Pfarrerin als Ladenhüter besonders billig erhandelt hatte, war der einzige Ort, wo er einigermaßen erwärmen konnte. Deßhalb war der Vikar stets getrost, wenn ihm die Frau Pfarrerin sein fabelhaft dünnes Licht zum Schlafengehen anzündete.

Als beim ersten Frühstück der junge Mann unbefangen nach einem Wecken griff, mit dessen Hülfe er hoffte, den Roggenkaffee bewältigen zu können, fragte der Pfarrer erstaunt: „Können Sie einen ganzen Wecken essen? das habe ich in meinem Leben nicht gekonnt.“ Der verblüffte Vikar versicherte, er sei eben im Begriff ihn zu halbiren. „Gut, dann rathe ich Ihnen aber, Ihre Hälfte in Schnitten zu schneiden; dann läßt sich das Uebrige leichter verwenden.“ — Mit dieser einen Scene ging dem vielgeprüften Jüngling eine Ahnung seiner Zukunft in diesem Hause auf: der Groschenwürste, aus denen die Frau Pfarrerin je achtundzwanzig Rädlein zu schneiden verstand, der hoffnungsvollen Gänse, die er vergebens mit froher Erwartung hatte schnattern hören, die aber ja nicht gebraten, sondern abgezogen und gesotten wurden, um ihnen jede Idee von Fett auszuziehen, und des Kalbsbratens, der viermal zum Nachtessen hinreichte, weil er gleich nach dem ersten dünnen Schnittchen gefragt wurde: „Begehren Sie noch mehr?“ Als er nicht wagte, dieß zu bejahen, trug die Frau

Pfarrerin den Braten eilig hinaus mit dem Schluß: „Ich esse nichts mehr, der Papa mag nichts mehr, der Herr Vikar begehren nichts, der Hermännchen kriegt nichts und die Magd braucht nichts.

In seinem Amt war der Pfarrer eifrig, wenigstens was den lukrativen Theil desselben anbelangt. Der Geldwerth jeder Amtshandlung stand stets unverrückt vor seiner Seele. Als er einst den großen Entschluß gefaßt hatte, einem Pfarrkränzchen beizuwohnen, und dort von verschiedenen geistlichen Verrichtungen, unter andern auch von einer Parentation die Rede war, fragte ein zufällig anwesender Fremder: „Was ist eine Parentation?“ — „Ein Gulden,“ rief unser Pfarrer sehr bestimmt über den Tisch herüber. Mit dem Ausdruck großer Zufriedenheit sagte er eines Tags zum Vikar: „Sehen Sie, hier ist mir Eine Leiche lieber als in meinem frühern Dorf zwei Hochzeiten.“

Auch die Frau Pfarrerin verstand es, die lieben Beichtkinder gehörig auszubeuten, und wußte ihnen recht eindringlich an's Herz zu legen, wie es ihre Pflicht sei, ihren geistlichen Hirten mit leiblicher Provision zu versorgen. Als einst ein armes Weib mit leeren Händen zur Anmeldung kam und auf die saure Miene der Frau Pfarrerin entschuldigend erwiderte: „Wir Leute haben eben so gar nichts, was wir mittheilen könnten,“ meinte jene: „Nun, einen Korb Dünger könntet Ihr immer auftreiben; Ihr wißt ja, daß wir viele Felder haben.“ Ob es wahr ist, daß der Ehemann des Weibes so boshaft war, dem Herrn Pfarrer eine Bütte, gefüllt mit dieser Seele der Landwirthschaft, in's Studirzimmer zu tragen, das weiß ich nicht bestimmt.

Der Pfarrer hatte durchzusetzen gewußt, daß das zur Amtskleidung gehörige Barett aus dem „Heiligen“ (Kirchenkasse) angeschafft werden mußte; von der Stunde an, wo

dieser Antrag durchgegangen war, sah man ihn auf seinen täglichen Spaziergängen stets mit dem Barett statt eines Hutes auf dem Kopf, was ihm ein gar ehrwürdiges Ansehen gab. Dem Vikar rieth er übrigens dringend vom vielen Spazierengehen ab, da es bei jungen Leuten den Appetit unnatürlich reize, was dann eine schädliche Ueberfüllung des Magens zur Folge habe.

Ein einziger Sohn, Hermann, war dieser harmonischen Verbindung zweier sparsamen Seelen entsprossen, und ein Glück war es, daß sie nicht mit mehr Kindern gesegnet war; ein Glück nicht nur für die etwaigen Kinder selbst, da doch vielleicht nicht bei allen die Hungerkur so gut angeschlagen hätte, sondern auch für die Pfarrleute, die sich gewiß vor der Zeit zu Tode gesorgt hätten; denn schon die Erwägung, wie dieser einzige Sprößling auf möglichst wohlfeile Weise genährt, gekleidet und unterrichtet werden könne, brachte ihnen so viel sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte, daß minder gedörrte Naturen unterlegen wären.

Hermännchen zeigte frühe schon einen sehr bedenklichen Appetit, der nur mühsam in Schranken zu halten war. Der freche Bursche hätte wohl schwerlich je gelernt, sich in die schmale Kost des Vaterhauses zu schicken, wenn er sich nicht in den Obstgärten und an den Brodlaiben seiner Dorfkameraden hätte erholen können. Unterrichten wollte ihn anfangs der Pfarrer selbst; solcher häusliche Unterricht ist aber für Väter und Söhne jedes Schlags jederzeit eine harte Nuß, und aller Liebesschmerz in der Welt ist nicht zu vergleichen mit dem Drangsal, das amo und amavi in väterlichen Schulstuben hervorgerufen. Der Pfarrer hatte zwar Niemeyers und Salzmanns Erziehungsschriften zuvor entlehnt und gelesen; dem ungeachtet endeten aber all seine Unterrichtsstunden mit jämmerlichem Geschrei von Seiten des Söhnleins

und heftigem Zorne des Papa, so daß oft das halbe Dorf zusammenlief. Auf die besorgliche Frage der Leute: „Warum schreit denn der Hermännle so?" erwiderte dann die Pfarrmagd geruhig: „Der Herr Papa thut ihn wieder unterrichten." — Zu großer Erleichterung der Mama übertrug man später diesen Unterricht dem Vikar, bei dem es friedlicher zuging. Aber in die Länge ging es doch nicht mit dem Buben; er schleppte oft ganze Schaaren von Kameraden mit in's Haus, verlangte Brod für sie und plünderte mit denselben den Apfelbaum, dessen Vorrath für Monate hätte ausreichen sollen; er fuhr, als Soldaten durch's Dorf ritten, mit dem Kopf durch die Scheiben, kurz, er beging zahllose Unthaten. Als er nun eines Tags für das Geld, das er dem Schuhmacher hätte bringen sollen, von Jägers Ludwig einen Fuchs erhandelte und diesen heimlich über Nacht in Papa's Studirstube sperrte, wo er saubere Arbeit machte, da war Hermännchens Maß voll und man beschloß ihn fortzuschaffen.

Der Pfarrer erinnerte sich, daß ein Gymnasialprofessor in *** ihm von den Studienjahren her noch eine ziemliche Summe schuldete, und beschloß, diesem nun seinen Hermann anzuvertrauen, damit er das Geld an demselben abverdiene. Aber wie wenig hatte Hermännchen in dem Elternhaus, dieser Schule der Genügsamkeit, profitirt, wie wenig von den schönen Exempeln, die ihm die Mama erzählt, von jungen Leuten, welche auf Schulen äußerst wenig, ja gar nichts gebraucht und mit Stundengeben noch arme Eltern unterstützt haben! Schon nach acht Tagen schickte er den Mantelkragen zurück, den ihm der Papa doch von seinem eigenen Mantel hatte abtrennen lassen, mit der Bemerkung, er wolle lieber gar keinen Mantel als so einen. Nicht genug, wenige Tage später schrieb er, die Beinkleider, die man ihm aus Papa's alten hatte fertigen lassen, fangen sämmtlich an zu brechen

und zu reißen. Was nun thun? Kurz zuvor war Hermännchens Jugendgespiele, der schwarze Ziegenbock, krepirt; der wurde nun abgezogen und sein Fell dem Sohne zugeschickt mit der Weisung, sich daraus Hosen machen zu lassen, die gewiß dauerhaft ausfallen würden. Aber siehe da, der undankbare Sohn verschmähte das Bocksfell und verschaffte sich mit Hülfe der Frau Professorin neue Tuchhosen, welche die seufzenden Eltern bezahlen mußten.

Aber ganz hatte der Geist des Vaterhauses Hermännchen nicht verlassen. Er entlehnte ohne des Professors Wissen eines seiner Rasirmesser und schnitt damit aus dem verachteten Bocksleder Hosenstege, die er zu billigen Preisen an seine Schulkameraden absetzte. Dieser schöne Zug versöhnte auch die Eltern einigermaßen mit seiner sonstigen Ueppigkeit.

Was aus Hermännchen später geworden, weiß ich nicht; die Pfarrleute aber haben, so viel ich weiß, allmählig die Scheu vor den großen Leichenkosten überwunden, sind zur Ruhe eingegangen und haben Hermännchen als gefaßten Erben ihrer zusammengesparten Schätze hinterlassen.

Noch ein gastfreies Pfarrhaus.

Zwar ist schon so viel Liebes und Schönes von den Pfarrhäusern gerühmt worden, daß man sich neben so viel Licht billig auch etwas Schatten gefallen lassen sollte; doch wäre es aber möglich, daß die ehrwürdige Geistlichkeit das geizige Pfarrhaus etwas übel genommen hätte. Darum soll es denn zwischen zwei gastfreie, wie ein Hering zwischen zwei fette Butterschnitten gepackt werden, als klarer Beweis, wie überwiegend in Pfarrhäusern das gute Element ist. Wer dann in dem geizigen hungrig geworden ist, der kann sich im gastfreien Nummer zwei wieder gehörig erholen.

Da zu einem Pfarrhaus gewöhnlichem Begriff nach zunächst Mann und Frau gehören, so will ich für diesmal etwas weit ausholen und erwähnen, wie sie zusammengekommen sind.

Wer hat nicht in seiner Kindheit in der tausend und einen Nacht das schöne Märchen vom Prinzen Kameralzaman und der Prinzessin Badure gelesen? Ein Prinz und eine Prinzessin von gleich wunderbarer Schönheit, in gleich üppiger Umgebung, sind aus verschiedenen Gründen der Ehe abgeneigt, bis sie einander gesehen haben und dann durch den Beistand etlicher guter Genien den Bösen zum Trotz zusammen-

kommen. In ähnlicher Weise hat dereinst der gastfreie Pfarrherr seine Hälfte (es waren eigentlich zwei Dritttheile) gefunden, nur mit weniger Schwierigkeiten, denn sonst hätt' er's bleiben lassen.

Bevor er zur geistlichen Würde gelangte, war er „des Oberamtmanns Ferdinand," die gute Stunde selber, wie seine Mama meinte: „ich sag' Ihnen, der Ferdinand hat Ihnen ein Herz, so findet man keins mehr, alles läßt er sich gefallen." Ja wohl, alles; der gute Ferdinand! Er hat sich's gefallen lassen, daß man ihm bis in's vierzehnte Jahr die Strümpfe und Stiefeln anzog, daß man ihm ein Chaischen anschaffte, darin ihn des Vaters Johann zur Schule fahren mußte, wenn es schmutzig zu gehen war; er hatte sich's gefallen lassen, daß beim Essen, wenn ihm die Suppe zu heiß war, der Johann kommandirt wurde: „Johann, verkühl' Er dem Herr Ferdinand seine Suppe!" und als er durch kein ärztliches Zeugniß vom Besuch der Kinderlehre im Winter befreit werden konnte, da ließ er sich's auch gefallen, daß der Johann zuvor ein Bärenfell auf dem Platz ausbreitete, wo er stehen mußte. Das Institut der Prügelknaben bestand nicht mehr, sonst hätte seine Mama gewiß auch einen Stellvertreter besoldet, der die Tatzen des Präzeptors für ihn ausgehalten hätte. Da nun diese aber unter die Sachen gehörten, die er sich nicht gern gefallen ließ, so entschloß sich der Ferdinand ordentlich zu lernen, was auch gelang, da er einen guten Kopf hatte. Als die Mama für gut hielt, ihn zum Theologen zu bestimmen, ließ er sich's auch gefallen; „was sollst Du dich im Staatsdienst plagen, Ferdinandle, wir haben's Gottlob! Mit Deinem Vermögen kannst Du einen guten Vikar halten, und dann hat ein Pfarrer das beste Leben auf der Welt!" In's Landexamen durfte der Ferdinand natürlich nicht, aber es reichte glücklich zum Studium

in der Stadt; und als er nahe an der Bedienstung war, da hielt es die Mama für Zeit, sich nach einer Frau umzusehen, die da würdig wäre, das ausgezeichnete Herz ihres Ferdinandles zu theilen.

Da ging just um diese Zeit ein Gestirn erster Größe auf in der Gegend, eine Pfarrtochter, aber was für Eine! Von einer Gouvernante erzogen, in einer französischen Pension polirt, ein Wunder von Geist und Schönheit, die Klavier und Harfe spielte und drei lebendige Sprachen sprach! Da sie daneben noch reich war, so konnte es nicht fehlen, daß dies Phänomen von allen heirathsfähigen Jünglingen weit und breit gesucht und gestürmt wurde. Gleich jener Prinzessin Badure war's ihr aber zu wohl daheim, als daß sie viel Lust zur Ehe gehabt hätte. Pfarrer hatten noch gar nicht gewagt, um die stolze Schöne zu freien, die Mama des Ferdinand aber, die gar viel von ihr reden hörte, setzte sich in Kopf, die Leonore müsse ihr Ferdinand haben, obgleich er selbst gar nicht geneigt war, seine goldene Freiheit und die gute Pflege der Mama aufzugeben. Eine Gelegenheit zum Zusammentreffen gab sich leicht, und der Ferdinand, als er die schöne Leonore gesehen, ließ sich's in der That gefallen, die nöthigen Schritte zu thun, um sie zu erlangen. Es war der Mama eben gelungen, eine sehr anmuthig gelegene Pfarrei für den Ferdinand zu erringen, da war's denn die beste Zeit für seine Bewerbungen, und es gelang ihm, was so Vielen mißglückt, die Festung ergab sich, so wenig er sich auf's Stürmen verstand. Vielleicht gewann eben seine außerordentliche Ruhe Leonorens bewegliche Natur, und da keine Lebensstellung in unsern hausbackenen Verhältnissen ihrem Geschmack entsprach, so wählte sie wohl am liebsten eine solche, die ihr am meisten Freiheit ließ, ihr Haus nach eigenem Sinn zu gestalten.

Das Hochzeitfest wurde sehr glänzend gefeiert, keine

Zimmtsternhochzeit, wo man die Gäste mit einem Kelch Malaga und einem Stückchen Backwerk wieder heimziehen läßt, ein recht solid schwäbisches Mittagsessen, das von Morgens elf Uhr bis Nachts elf Uhr dauerte; — nach Tisch aber, beim Dessert, war der vielbeneidete Bräutigam von der Seite der schönen Braut verschwunden. Man vermißte ihn längere Zeit, endlich wurde man unruhig, war es Unwohlsein? war es das Uebermaß seines Glücks, das ihn in die Einsamkeit trieb, um sich zu fassen? Die Braut selbst entschloß sich zuletzt, ihn suchen zu helfen, dunkle Ahnungen beschlichen ihr Herz, schaurige Geschichten tauchten in ihr auf von Verlobten, die am Hochzeittag jählings gestorben, — sie fürchtete zu kühl gegen ihn gewesen zu sein; sollte seine äußere Ruhe ein inneres Feuer gedeckt und Zweifel an ihrer Liebe ihn am Ende fortgetrieben haben, jetzt, an der Schwelle des Glücks? — immer schwärzer wurden ihre Phantasien, als sie ihn im Garten vergeblich suchte, bis sie in die dunkle Laube am äußersten Ende kam. — Da lag der Ferdinand, behaglich ausgestreckt, in so tiefem, festem, gesundem Schlaf, wie nur je ein Menschenkind einen geschlafen. Ein Schrei entfuhr der Braut, der ihn erweckte. Mit langem Dehnen richtete er sich auf: „So, Du bist's, Liebe?" — „Und Du hast geschlafen?" — „Ja, Liebe, siehst Du, wenn ich mehr esse als gewöhnlich, da schläfert mich's ungeheuer, und ich habe heut so viel gegessen, der Aal war delikat, ist der Kaffee schon getrunken?" — Da läßt sich nicht rechten, und die Braut ergab sich in ihr Geschick, als sie an seiner Seite zurückkehrte.

Da somit wenig Aussicht auf idyllische Honigmonde war, so fand es die Braut für's Beste, einige ihrer Brautjungfern zum Besuch in ihr neues Pfarrhaus einzuladen, das an Eleganz und Comfort es mit jedem Freiherrnsitz aufnehmen

konnte. Dem Pfarrer war das eine rechte Erleichterung, da er sich nicht so ganz auf die ausschließliche Hingebung verstand, die von einem jungen Ehemann billig erwartet wird, und nicht recht wußte, wie er's anzugreifen hätte, um wie sein unglücklicher Namensbruder „in einem Lächeln seiner Luise Stoff für Jahrtausende“ zu finden. Mit dieser ersten Einladung war denn das Signal zu Eröffnung einer so großartigen Gastfreundschaft gegeben, wie wohl kaum eine je ein Pfarrhaus belebte.

Um der Frau die häuslichen Sorgen und Mühen zu ersparen, zu denen sie weder Lust noch Zeit hatte, wurde eine gute unverheirathete Tante eingethan, die denn ihre Mission vollkommen begriff und täglich nur für wenige Stunden aus dem Küchendampf und Rauch auftauchte. So konnte sich nun die schöne Frau Pfarrerin recht mit Muße ihren Gästen widmen, die sich auch einstellten in allen Altern und Geschlechtern, von jedem Rang und Stand, zu jeder Zeit und Stunde.

Das Pfarrhaus gewährte auch alle erdenkliche Annehmlichkeit, die sich Gäste nur wünschen können: einen hübschen Salon, eine reiche Bibliothek, einen schönen Garten, eine vortreffliche Küche. Es war der Stolz der Tante, diese jederzeit so gut auf dem Laufenden zu erhalten, als die beste Küche der Stadt. „Aber wie machen Sie's nur, Jungfer Christiane, wenn Sie so unvermuthet Gäste bekommen?“ fragte eine verwittwete Frau Hofräthin, die allemal einen Tag in's Bett liegen mußte aus Erschöpfung, nachdem sie einen Gast gehabt hatte, „wenn man im Ort gar nichts haben kann?“ „O, das macht nichts,“ versetzte Jungfer Christiane mit würdevoller Ruhe, „man hat 'was im Rauch, man hat 'was im Salz, man hat 'was eingemacht, man hat 'was im Keller, man hat 'was in der Speiskammer.“ Das war gerade ein

Triumphtag für sie, wenn unvorhergesehen eine Kutsche voll Gäste vorfuhr und es wollte sich nimmer erschöpfen und leeren beim Aussteigen; zwar lamentirte sie gehörig in der Küche herum, aber es war nicht so schlimm gemeint, ein wahrer Schlachtenmuth wachte in ihr auf und sie setzte sich nur hie und da mit zu Tische, um sich am Anblick ihrer gelungenen Werke und am Appetit der Gäste zu freuen. Es ist eine alte Wahrnehmung nemlich, daß Gäste in Pfarrhäusern den allerbesten Appetit haben, hauptsächlich für Kinder sind sie wahre Eß-Eldorados, oder waren es wenigstens, solang die Zehnten noch nicht abgelöst waren.

Die Frau Pfarrerin saß indeß schön geschmückt in ihrem Salon und empfing die Gäste und wußte die unbedeutenden zusammenzuschieben, während sie die geistvollen um sich versammelte. Auf ihrem Tisch lagen stets die neuesten Werke, auf ihrem Klavier die neuesten Musikalien, in ihrem Kopf die neuesten Ideen. Sie ließ sich nicht nur ihre Gäste gefallen, sie wollte ihnen gefallen, und als Firstern, der sich um seine eigene Axe drehte, in seinem eigenen Glanze sonnte, konnte sie auch immer gleich liebenswürdig, gleich anmuthig sein. Die Frauen waren ihr gerade nicht sehr hold und wurden zu Zeiten ganz grimmig, wenn die Männer ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit priesen: „Ja, da ist's keine Kunst, liebenswürdig sein, wenn man am Werktag weiße Kleider trägt und Klavier spielt solang die Magd Wäsche aufhängt, ich will's auch einmal so anfangen und auf den Sopha sitzen und Gedichter machen, dann kannst Du zusehen, wer Deine Socken flickt und für's Mittagessen sorgt! Ja wohl liebenswürdig!"

Die Pfarrerin selbst zog auch männlichen Umgang weit vor und hatte stets einen Kreis von Verehrern, natürlich in allen Ehren. Am stärksten war sie in der Heranbildung strebsamer Jünglinge, mit denen sie geistvolle Korrespondenzen

anfing, sie in den Ferien beherbergte, in der Kunst des Umgangs unterrichtete und ihre Gefühle regulirte. Sie war wohl auch großmüthig genug, ihnen mit reellen Mitteln zu Fortsetzung ihrer Studien unter die Arme zu greifen, was ihr dadurch erleichtert war, daß ihr die freie Verfügung über ihr bedeutendes Vermögen zustand.

Aber der Herr des Hauses, der Ferdinand, der sich alles gefallen ließ, wie stand sich der dabei? O vortrefflich, er ließ sich auch das gefallen; es war ihm sogar sehr angenehm. Für die Unterhaltung seiner Gäste sorgte die Frau, für ihre Bewirthung die Tante, die Ausgaben bekümmerten ihn nicht; mit Galanterie gegen die Frau durfte er sich nicht anstrengen, so konnte es ihn nur freuen, wenn er jeder Zeit einer Gesellschaft zum Tarok oder zum Schach oder Bretspiel im eignen Hause gewiß war, und es kam ihn eine wahre Aengstlichkeit an, wenn er einmal den Salon leer fand.

Es konnte sich nämlich bei anhaltend schlimmem Wetter je und je ereignen, daß das Pfarrhaus leer von Gästen war, da nicht alle Bekannten des Hauses über Equipage verfügen konnten. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde im Pfarrhaus beschlossen, ein Roß einzustellen, das im Nothfall die Gäste herbeiholen konnte. So wurde denn ein ausgedienter Schimmel vom Militär angeschafft, der hier sein kriegerisches Feuer ablegen konnte, und sobald die Gastzimmer leer wurden und keine neuen Besuche in Aussicht standen, wurde die Pfarrkalesche hervorgeschoben, der Schimmel daran gespannt und Jakob, der Knecht des Hauses, ausgesandt, um frische Zufuhr zu bringen.

Nun sagt mir einmal, wo ist die Gastfreundschaft je so weit gegangen? Die alten Erzväter waren gewiß respektabel wegen ihrer Gastlichkeit, so auch die Araber und unterschiedliche orientalische Völker, aber nirgends habe ich von ihnen

gelesen, daß sie einen Gaul angeschafft haben, nur um Gäste herholen zu lassen.

Der Jakob bereitete der Jungfer Christiane einmal eine schöne Ueberraschung: er hatte eben ein Paar Gäste fortgeführt und sollte auf dem Heimweg in etlichen befreundeten Häusern der Stadt und Umgegend kleine Botschaften besorgen. Zuerst mußte er bei der Frau Oberamtmännin Levkoypflanzen mitnehmen; da er nun gewöhnt war, daß in sein Pfarrhaus jedermann und zu jeder Zeit eingeladen wurde, so hielt er's für seine Pflicht, auch in diesem Genre das Seinige zu thun.

„Sie kommen ja als gar nimmer in's Pfarrhaus," begann er, als ihm die Frau Oberamtmännin einen Schoppen vorsetzte, „die Frau Pfarrerin haben gesagt, Sie sollen nur auch einmal wieder kommen." — „Ach, Herr Pfarrers haben immer so gar viel Besuche, da bin ich schüchtern." — „Ei das macht gar nichts, das ist ihnen ihre Freud', und am nächsten Mittwoch ist kein Mensch mehr da, da wäre es recht angelegt." — „Nun, ich will mit meinem Mann sprechen." — „Aber nehmen Sie nur auch die Kinderlein mit, und der Herr Schreiber soll auch noch nachkommen im Feierabend, kommen Sie nur g'wiß am Mittwoch!"

Von da mußte Johann zum Doktor, um eine Anweisung zu Rattengift zu holen, auch im Auftrag der Tante; beim Gehen sagte er: „ei, des Herrn Oberamtmanns kommen am Mittwoch, Sie werden doch auch kommen." — „Ja, ja, kann schon sein." — Den Dekan, an den er ein Schreiben vom Pfarrer hatte, köderte er mit dem Doktor, und so warb er auf dem ganzen Heimweg überall, wo er zu thun hatte, neue Gäste, alles auf den Mittwoch, ohne zu zählen und zu bedenken, zu welcher Lawine seine Einladungen geworden. Als er wieder in's Pfarrhaus einrückte, ward's ihm doch

selbst bedenklich, ob er denn zu solcher Liberalität ermächtigt gewesen, und er hielts für's Klügste, inzwischen zu schweigen, er wußte ja, daß die Tante sich allzeit zu helfen wußte.

Die Tante aber, die hatte ihre eignen Plane auf den Mittwoch, an dem allerdings eine Pause in dem Strudel von Gästen zu erwarten stand; sie hatte große Thaten im Sinn, furchtbare Schlachtpläne: in der Küche mußte ein neuer Herd gesetzt, im Wohnzimmer Sopha und Sessel frisch gepolstert und in den andern Stuben geweißt werden, sie beschloß, lieber alles zugleich vornehmen zu lassen, da so äußerst selten Ruhe im Haus war zu solchen Geschäften. Die Tante hatte Löwenmuth zu dergleichen Unternehmungen. So wurde denn Jakob abermal ausgesandt mit Einladungen andrer Art, an Sattler, Maurer, Schreiner ꝛc. Nun erst war er mäuschenstill über seine Generosität und tröstete sich in der Stille mit der Hoffnung: hat's ja Keins gewiß versprochen, vielleicht kommen sie auch nicht! Doch fand er's gerathen, sich an dem verhängnißvollen Tag aus dem Staub zu machen: er mußte nothwendig mit dem Schimmel in die Stadt, um ihn beschlagen zu lassen.

Der Tag brach an, der Sturm ging los.
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?

Die Tante war schon vor der Sonne auf, überall und allenthalben auf dem Platz, räumte aus, gab und half an allen Ecken und Enden, die Mägde nebst einem Halbdutzend Gehilfinnen vom Dorf waren auf den Beinen, putzten und wuschen, die Frau Pfarrerin wollte auch nicht unthätig sein, sie machte sich d'ran, die Bibliothek auszuräumen, die heut noch gereinigt werden sollte. Der Pfarrer flüchtete sich in's Schlafzimmer, das allein noch einigermaßen verschont blieb, denn selbst die Studirstube war mit Gerümpel angefüllt,

das man aus andern Zimmern hergeschafft, — kurz, man meinte, das Weltende oder eine neue Schöpfung sei nahe.

Siehe, da gewahrte Lisbeth, die Küchenmagd, von der Höhe eines Fenstersims aus zwei Kutschen: „Gäst', Jungfer Tante, Gäst'!" schrie sie aus Leibeskräften. „Bist nicht gescheidt, das ginge mir ab!" „Gäst', zwei Kutschen voll!" schrie vom Hof die Hausmagd, und langsam, langsam, unaufhaltsam, unerbittlich wie das Schicksal, rollten die zwei Chaisen den Hügel heran, sie hielten im Pfarrhof, und mit etwas bedenklichem Gesicht schaute der Kopf der Frau Oberamtmännin aus der einen auf den Hof voll Geräthe, auf die ausgehobenen Fenster, an denen wie massive Gespenster die Maurer mit Pinseln sich hin und her bewegten.

Mit der Fassung der Jungfer Christiane war's diesmal zu Ende, mit zusammengeschlagenen Händen sank sie auf einen Küchenstuhl, nur dämmernde Gedanken „nichts im Haus, nichts am Feuer, blos Reis und Fleisch zu Mittag;" zogen schwarz durch ihre Seele. Die Pfarrerin aber zeigte, was Seelengröße ist: schön geputzt, anmuthig lächelnd wie immer, gegen Frauen gnädig, duldsam, gegen Männer verbindlich, stand sie unter der Hausthür, die Wagenthüren gingen auf:

Da speit das doppelt geöffnete Thor
Zwei ganze Geschlechter auf einmal hervor.

Oberamtmanns mit Familie, Herr und Frau Dekan nebst zwei Gästen, denen man auf diese Weise eine wohlfeile Ehre anthun konnte, kamen zum Vorschein. „So, Frau Pfarrerin, diesmal werden Sie zufrieden sein, daß wir auch einmal zum Essen kommen!" rief ganz beglückend die Frau Oberamtmännin. „Ja, wenn Sie's nicht gewesen wären," meinte der Herr Dekan, „so hätt' ich heute meine Frau nicht fortgebracht, sie hat

große Wäsche," mit bittersüßem Lächeln drückte die Frau Pfarrerin ihre Dankbarkeit aus und führte sie in's Haus; sie meinte, es müsse derweil irgend ein Wunder geschehen sein, um es produzibel zu machen. Dem aber war nicht so, — im Salon klopfte der Sattler, im Speiszimmer hauste der Maurer, im Kabinet polirte der Schreiner, in der Bibliothek war der Boden mit Büchern bedeckt, in den Gastzimmern putzten die Mägde; — so blieb nur eine Zuflucht, die Schlafstube, das Asyl des Pfarrers, der denn auch aufgescheucht wurde aus seiner Höhle, und nolens volens den Angenehmen spielen mußte. Während Jungfer Christiane in Desperation in der Waschküche stand, wo sie heute kochen mußte, und die totale Unmöglichkeit einsah, noch ein andres Diner herzustellen, that die Frau Pfarrerin ihr Möglichstes, liebenswürdig zu sein: sie sprach mit dem Herrn Dekan über Schleiermachers Monologen, mit der Frau Oberamtmännin über Erziehung, mit dem eingeführten Vetter über die Catalani — sie suchte großmüthigst den Gästen zu verbergen, wie entsetzlich ungeschickt sie gekommen waren, und begriff die seltsamen Blicke nicht, die die Frauen wechselten, während es doch an ihnen gewesen wäre, sich höchlich zu entschuldigen.

Es wurde Mittag, man deckte so gut es ging; Jungfer Christiane verbarg sich in den untersten Winkel der Waschküche, als sie Lisbeth mit der Reissuppe, die erst noch angebrannt war, und dem zähen Fleisch, das auf die guten Zähne der Maurer und Dorfweiber berechnet war, hinauf sandte; — ihr Schlachtenmuth war gebrochen, sie hatte nichts mehr ersinnen können; und auch der Jakob fort, der noch auf dem Schimmel hätte etwas herbeischaffen können! Immer bedenklicher wurden die Blicke der Gäste, als sie allmählich merkten, daß dies der ganze Umfang der Mahlzeit sei; die Frau Dekan hatte ihre Gäste nach der delikaten Küche der Jungfer Christiane

lüstern gemacht, der Herr Oberamtmann aß selbst gern was Gutes, — vergebens, vergebens; Reis und Kuhfleisch, hernach etliche Rettige, dabei bliebs, — dazu war der Schlüssel zum Speiskammerschrank verlegt und konnte nicht einmal Eingemachtes herbei geschafft werden; — mühselig würgten sie die einfache Kost hinunter, mühselig erhielt die Frau Pfarrerin die Unterhaltung im Gang; — es ist nun einmal so, man kann am eigenen Herd nach Umständen bei einem Wassersüppchen vergnügt sein, wo aber mehrere beisammen sind, da braucht es auch ein Uebriges an Speis und Trank, um die Unterhaltung zu erwärmen und zu beleben, und die reichsten Geister sind davon nicht ausgenommen.

Eben hatte man abgetragen und Jungfer Christiane war bemüht den Reis aufzufüllen, damit er noch ausreiche für Handwerker und Dienerschaft, da erscholl der Schreckensruf: „Jungfer Tante, noch eine Kutsch!“ — Diesmal trat Jungfer Christiane ihrem Schicksal selbst entgegen; da sprang eben der Doktor von seinem Einspänner und half seinem Töchterlein und halberwachsenen Filius herab. „Nicht wahr, wir kriegen schon noch was?“ rief er ganz erwartungsvoll, „habe da noch einen Krankenbesuch gemacht, nun meinte Mathilde, zum Essen kommen wir zu spät, ich aber sagte: das müßte gar nicht mehr die Tante sein, wenn sie nicht noch ein Stückchen Braten für uns übrig hätte!“

Mit säuerlichem Lächeln nahm die Tante diese Vertrauensadresse auf, doch hob sich dadurch ihre Kraft ein wenig; sie schickte zur Schulmeisterin um Geräth und brachte endlich noch Pfannkuchen zu Stand. Kaum fand der Doktor und seine Jugend noch Platz in der vollgepfropften Schlafstube und genoß den nachgebrachten Imbis, um den sie von den früher angekommenen Gästen sehr beneidet wurden.

Sie hatten abgespeist und die Hoffnung auf Braten und

Nachtisch zu Grabe gelegt, man stellte sich in Ermanglung andrer Unterhaltung an die Fenster, — siehe, da pilgerte der dicke Pfarrer von Grüpdorf nebst seinem langgelockten Vikar und rothbackigen Töchterlein auf das Pfarrhaus zu. — Mit stummer Fassung trat ihnen die Tante entgegen, — „ja, das kann doch nur die Jungfer Tante," rief bewundernd der Pfarrer, „zu Maurer und Schreinern noch Gäste einladen, das wäre ein Exempel für meine Frau, die heut nur wegen des Bettensonnens daheim geblieben ist!" — „Einladen?" frug unwillkürlich die Tante. — „Nun ja, der Jakob hat's doch recht ausgerichtet? auf Mittwoch? Pfarrers von Wend und der gelehrte Herr Magister, der wirklich in Feldberg wohnt, haben's auch so verstanden und kommen gleich nach, sie haben nur noch im Amthause zu Heimstett angerufen." Jetzt begann das Räthsel sich zu lösen; Jungfer Christiane, obwohl sie noch nicht an die grenzenlose Frechheit des Jakob glauben konnte, war doch nimmer so innerlich ergrimmt über die Gäste, von denen es ihr zuvor pure Bosheit geschienen, daß sie alle heut gekommen. Richtig kam noch die Pfarrfamilie von Wend und der interessante Privatgelehrte, ein spezieller Verehrer und platonischer Anbeter der Frau Pfarrerin, noch verstärkt durch die Amtmannsfamilie, die sich als ungebetene Gäste angeschlossen hatte, Alle in der angenehmen Gewißheit, höchst willkommen im Pfarrhause zu sein.

Als die droben noch die neue Zufuhr anrücken sahen, da begannen doch Alle mehr und mehr etwas Ungewöhnliches zu ahnen, das konnte nicht purer Zufall sein. Da ohnedies die Masse Leute in dem engen Schlafzimmer noch wunderbarer gewesen wäre als ein Haspel in einem Glasfläschchen, so beschlossen sie herabzukommen, um unten das Nähere zu vernehmen; der Pfarrer benützte diese kurze Erlösung, um sein Mittagschläfchen nachzuholen. So stand nun im Hof

die ganze Schaar der Gäste sammt Pfarrerin und Tante, und lachte und verständigte sich und erzählte einander gegenseitig den dringenden Zuspruch des Jakob. Da kam eben dieser Verräther mit seinem neubeschlagenen Schimmel den Hügel heraufgetrollt und übersah mit einem Blick sein Werk. Hat er aus dem Monolog der Jungfrau von Orleans deklamirt:

Und mich, der all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück
. . . .
Und aus der Freunde Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

so weiß ich's nicht, davonstehlen galt aber nicht; die Tante mit ihrer durchdringenden Stimme rief ihn alsbald herbei: „aber, Jakob, was hat denn Er denkt?“ — „Ha, i hab' halt denkt,“ sagte der Jakob, verlegen im Kopf kratzend, „se werde net glei alle so komma.“

Nun, geschehen war's, und Alle machten gute Miene zum bösen Spiel, Jungfer Christiane ließ die große Laube ausräumen, die heut der Zimmermann hatte repariren sollen; wer darin nicht Platz fand, der mußte sich außen placiren; und sie feuerte abermals unter ihrem Waschkessel, um Kaffee zu kochen. Lisbeth und Margreth wurden in's Dorf geschickt, um Milch beizuschaffen und Jakob, der einladende Bösewicht, wurde verurtheilt, wieder zur Stadt zu reiten und einen Korb voll Wecken aufzutreiben. Das that er denn auch und galoppirte dergestalt, daß der Thurmwächter in der Stadt ihn für einen Feuerreiter ansah und die Sturmglocke anzog, worauf die Feuermannschaft zusammenlief und alles schrie, lärmte und fragte, „was gibt's, wo brennts,“ bis endlich aus dem Bäckerhause eine Stimme brüllte: „s' Pfarrers Knecht von Aichelhausen hat Wecka g'holt.“ Und der Jakob, hoch zu Roß, sprengte mit einem gewaltigen Tragkorb donnernd

über das Pflaster und suchte das Weite, da er groß in Gefahr war, daß die Städtler ihre Feuerspritze auf ihn gerichtet hätten.

Das Einladen auf eigne Hand hat der Jakob von nun an unterlassen, auch hatte dieser Sturmtag zur Folge, daß das Pfarrhaus eine Zeit lang von Gästen aus der Nachbarschaft wenig heimgesucht wurde.

Jungfer Christiane ließ sich's übrigens nicht nehmen, daß, um die Ehre des Hauses zu retten, später die sämmtlichen Theilhaber dieser verfehlten Parthie eingeladen, und so reichlich und köstlich bewirthet wurden, daß das Andenken an den angebrannten Reis und das Kuhfleisch gänzlich auslöschen mußte.

Schöne Zeit, wo bist du? kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!

Suchet nicht mehr nach Ur- und Nachbildern solcher Pfarrhäuser, das alles ist dahin, ein Pfarrer hat kein Vorrecht mehr als das, der erste Bettler seiner Gemeinde zu sein, der für Alle bettelt und von allen angebettelt wird, und er muß fürchten, daß auch seine harmlosesten Gäste mit scheelen Augen angesehen werden. Während alle Welt, bis zum Schulknaben hinab, wenigstens eine Weile, sich schmeicheln konnte, Märzerrungenschaften gewonnen zu haben, kann der arme Pfarrer nur von Märzverlusten sprechen, und die sind viel dauerhafter, als die Errungenschaften gewesen sind.

Das fromme Pfarrhaus.

Damit soll nun abermals nicht gesagt sein, daß dieses das einzige seiner Art gewesen sei. Gewiß aber trug es vor vielen den Stempel des Geistes, der überall, und zumeist in einem Pfarrhause regieren soll; und scheint auch die Art und Weise, wie sich diese Frömmigkeit kund gab, etwas schwärmerisch, so hat sie sich doch als probehaltig bewährt.

Es waren nun mehr als fünfzig Jahre seit der Pfarrer zu B. sein Amt begonnen und seine junge Frau in sein Haus eingeführt hatte. Kein sonnenheller Tag war es gewesen, und kein fröhliches Geleite hatte das junge Paar zur eigenen Wohnung geführt. Aus dem Wagen hoben sie sorgsam die gichtkranke Mutter des Pfarrers, die, nachdem sie lange ein bitteres Gnadenbrod am Tische übelwollender Verwandten genossen, nun im Hause ihrer Kinder wieder eine Heimath finden sollte; und am Fenster des Hinterstübchens stand eine düstere bleiche Gestalt, die stieren Blickes den Ankommenden entgegen sah. Es war die geisteskranke Schwester der jungen Frau, die bereits mit ihrer Wärterin aus der Irrenanstalt angekommen war. Die Schwester wollte sie von nun an zu sich nehmen und die Wirkung ihrer liebevollen Pflege auf die Schwermüthige versuchen, da das Kostgeld im Irrenhause

bereits das kleine Vermögen der Kranken aufgezehrt hatte. — „Das ist meine einzige Mitgabe,“ sagte die Frau in wehmüthigem Tone zum Gatten, als ihre Augen auf das Jammerbild fielen. „Du hast noch einen reichen, reichen Vater,“ antwortete dieser getrosten Muthes.

Und als die Mutter bequem in einen Sessel gebettet, auch die Schwester geholt und an's freundlichste Plätzchen gesetzt worden war, da kniete das Ehepaar nieder, der Pfarrer sprach ein feuriges, glaubensvolles Gebet, darauf erhob sich die volle, glockenreine Stimme der Pfarrfrau zu dem schönen Choral: „Nun danket alle Gott, und als sie die Worte sang:

Der ewig reiche Gott woll' uns in diesem Leben
Ein fromm und fröhlich Herz und edlen Frieden geben,

da klangen die Töne so trostvoll, so innig zuversichtlich hinauf zum stillen Abendhimmel, daß wer es hörte denken mußte, diesem Hause sei ein wunderbares Heil widerfahren.

Die Pfarrerin, eine edle, aber schon etwas verblühte Gestalt, war wenig jünger als ihr Mann, der doch bereits die vollkommene Reife erreicht hatte, zu der bei uns die Diener der Kirche kommen, ehe sie Amt und Beruf erlangen. Vor vierzehn Jahren hatte sie der schüchterne Jüngling zuerst gesehen, die jugendlich blühende Tochter eines verehrten Lehrers, und damals kaum gewagt, seine Augen zu dem schönen Mädchen zu erheben. Aber im Herzen trug er sie als unerreichbaren Stern, und als er seine Studien vollendet hatte, schied er von ihr, ohne seine Liebe zu gestehen. Vier Jahre nachher traf er mit ihr im Postwagen zusammen. Sie hatte den Vater verloren und war auf dem Weg in die Fremde, um in der entsagungsreichen Stelle einer Gouvernante die Mittel zum Unterhalt ihrer Mutter zu suchen. Hier erst lernten sie sich kennen, hier erst ahnten sie beide den tiefern

Zusammenklang ihrer Seelen. Aber was konnte ein armer Vikar einem mittellosen Mädchen bieten? So sah er denn schweren Herzens die Geliebte ziehen, in der sichern Meinung, sie sei ihm nun verloren, denn er hielt es für unmöglich, daß solch ein Kleinod nicht viel begehrt sein sollte. Habe nicht bang, mein guter Vikar! ein armes Mädchen kann beim allerhöchsten Werth geruhig in ungestörter Einsamkeit verbleiben.

Acht Jahre verflossen wieder und der dreiunddreißigjährige Vikar hatte endlich ein Amt errungen. Da war Marie sein erster Gedanke, Marie, die auch seiner armen kranken Mutter gewiß eine gute Tochter sein würde, und er begann nach ihr zu forschen.

Sie hatte noch nicht lang ihrer Mutter die Augen zugedrückt und war im Begriff, auf's Neue den Wanderstab zu ergreifen, da es nun galt, für die Erhaltung der schwermüthigen Schwester zu sorgen. So durfte er schon wagen, der ganz einsamen seine Hand, seine bescheidene Heimath anzubieten. Daß die Zeit, daß Mühe und Leid indeß ihre Blüthe verzehrt, das machte ihn nicht irre; er hatte „in ihrem Auge den Strahl des ewigen Frühlings gesehen," und der war noch nicht erloschen. Selig empfing er ihr Jawort und führte sie mit der kranken Mutter und der unglücklichen Schwester an den eigenen Herd.

So umwölkt war der Himmel am Beginn ihrer Ehe, aber der siegende Strahl eines mächtigen Gottvertrauens brach durch. Dieses Gottvertrauen war nicht von der Art, wie das so vieler leichtherzigen und sorglosen Gemüther, die da unter ihrem täglichen Brod nicht nur, wie der alte Luther, „Essen, Trinken, Kleider, Schuh" 2c. verstehen, sondern auch gut Essen und Trinken, schöne Kleider und weiche Schuh, und die der guten Zuversicht sind, der liebe Gott sei dazu da, ihnen all

dies anzuschaffen und daneben überhaupt alles wieder gut zu machen, was sie dumm und leichtsinnig gemacht; die wie der heilige Crispin den Armen spenden, was sie, nicht ihrem eigenen Munde, sondern andern Leuten in irgend einer Weise abgenommen, die im Stand sind, das Tuch vom Halse zu verschenken, und sich morgen ein hübsches neues dafür kaufen. Nein, des Paares Gottvertrauen war mit der äußersten Genügsamkeit, mit der strengsten Selbstverläugnung gepaart, und darum hat es sie nie getäuscht.

Ihre Hausordnung war einfach und wechsellos. Jeder Morgen, jeder Nachmittag wurde von sämmtlichen Hausgenossen mit einem gemeinsamen Gebet auf den Knien begonnen, jeder Abend damit geendet. Hie und da mochte wohl ein alter Universitätsgenosse, der den Pfarrer heimsuchte, etwas stutzig werden, wenn er eben nach Tisch seine Pfeife anzünden wollte, um mit dem Pfarrer zu rauchen, und nun statt dessen dieser niederkniete zum Gebet und die klare Stimme der Pfarrfrau ein geistliches Lied anstimmte. Und doch trug diese bei uns etwas ungewohnte Andacht so sehr das Gepräge der Innigkeit und Wahrheit, daß Jeder, mochte er nun gesinnt sein wie er wollte, herzlich oder doch ehrfurchtsvoll mit einstimmte.

Rastlos thätig war der Pfarrer in den Arbeiten seines Berufes, und es schien unbegreiflich, wo er Zeit und Kraft hernahm, neben den regelmäßigen Gottesdiensten noch Erbauungsstunden für Junge und Alte, Bibelerklärungen und häusliche Andachten zu halten, wie er stundenlang sein Ohr jedem besondern Gewissensanliegen leihen konnte, das ihm vorgetragen wurde, und wieder Nächte durchwachte am Bette todesbanger Kranken, in der Hoffnung, vor dem Erlöschen noch Einen Trostesstrahl in ihre Seele fallen zu lassen. Und eben so wunderbar dehnbar schien die Zeit und die Kraft der Pfarrfrau, die mit einem zarten Körper die kranke Mutter pflegte,

in evangelischer Demuth die mühsamsten Arbeiten mit der Magd theilte, eine Kleinkinderschule beaufsichtigte, zu der sie ihren untern Hausraum hergegeben hatte, daneben dem Manne beistand, wo es galt, zu helfen und zu trösten, und doch noch Stunden dem hoffnungslosen Bestreben widmen konnte, die verdunkelte Seele der Schwester aufzuhellen. Und sie war dabei stets heitern Muthes, mit leichtem, leisem Tritt wandelte sie von einem zum andern, und keines schien sich verkürzt.

Daß in solcher Weise das Pfarrhaus auch zu einer Herberge der Verlassenen, zur Vorrathskammer der Hungrigen wurde, läßt sich leicht denken; hier jedoch war es nicht ganz vom Vorwurf einer gewissen Parteilichkeit frei zu sprechen. Mit einer frommen Miene, mit ein paar biblischen Sprüchen, mit gewissen geistlichen Schlagwörtern von „Erweckung und Bekehrung" u. dgl. konnten auch unwürdige Heuchler sich vom Pfarrer leichter Aufnahme und Hülfe verschaffen als andere einfache Leute, die ihm noch „unerweckt" schienen. — Da war es gut, daß die Pfarrfrau hierin etwas schärfer sah, und hie und da die Uebergüte ihres Mannes ein wenig eindämmen konnte. Sie war's, die dem wandernden Bruder Jeremias die Branntweinflasche aus der Tasche zog und schweigend vorhielt, als er eben erzählte, wie er seinen Leib kasteie und statt Wein zu trinken das Geld dafür der Mission bringe. Sie hatte den neuerweckten Juden durchschaut, der nach einer Weihnachtspredigt des Pfarrers sich diesem vorstellte als dürstend nach dem Licht des Evangeliums, welcher Durst ihn schon zuvor bei sieben verschiedenen Pfarrern angewandelt hatte, von denen er sich allemal während der Zeit des Unterrichts freihalten ließ. Sie hatte die fromme Bärbel, die zu ihr kam und verkündete, der Geist habe ihr geoffenbart, daß die Frau Pfarrerin sie acht Tage lang speisen werde, tüchtig Holz tragen lassen, also daß ihr der Geist schon am dritten Tage

offenbarte, sie solle wieder heimgehen; und als der krumme Schuster, der alle Versammlungen besucht und sein Handwerk liegen ließ, ihrem Mann einen gepolsterten Sessel aus dem Wohnzimmer abgebettelt hatte, „weil seine armen Kindlein nichts hätten, um darauf zu sitzen,“ hatte sie ihm denselben auf der Treppe abgenommen und ihm dafür einen hölzernen Stuhl verehrt mit dem Bemerken: darauf lasse sich viel besser arbeiten.

Wovon die Pfarrleute lebten, das schien auch räthselhaft. Das Einkommen war klein und der Veranlassungen zur Mildthätigkeit so viele, und doch sah man keinen Mangel und hörte keine Klage. Aber die Pfarrerin legte auch niemals die Hände in den Schooß und öffnete dazu den Mund, auf daß ihr Gott gebratene Tauben hineinfliegen lasse; nein, sie rührte die Hand und schloß den Mund lieber, als daß sie ihn zu überflüssigem Begehren aufgethan hätte.

Die kranke Mutter ging bald zur Ruhe, mit mehr als Kindestreue gepflegt, die Schwester aber lebte noch lange Jahre fort, trübsinnig und still; nur selten konnte ihr das unermüdet liebevolle Bemühen der Schwester einen hellen Funken entlocken; beim Gesang allein wurde oft ihr Blick klarer.

Sechs Kinder hatte die Pfarrerin geboren, wie es schien mehr zur Prüfung ihrer Geduld, als zur Lust und Freude. Fast alle waren zarte, schwächliche Geschöpfe. Drei Jahre nacheinander trug man jeden Frühling eine kleine Leiche aus dem Pfarrhaus. Keine Klage ging über die blassen Lippen der Mutter; sie selbst schmückte die Lieblinge für den Sarg, sie selbst ging festen und stillen Trittes hinter der Bahre her und ihre Stimme tönte vernehmlich im Grabgesang. — Drei Kinder blieben ihnen: Samuel, ihr erster und einziger Sohn, Maria, ein schönes blühendes Mädchen, und die bleiche kränkliche Dorothea, ein kümmerliches Geschöpf, ver=

kürzt an Leib und Seele, deren Dasein ein beständiges Hinwelken schien.

Dem Samuel hatte die ernste Zucht des Vaterhauses schlecht zugesagt, und als er in die Welt hinauskam, schien er zwiefältig einholen zu wollen, was er daheim versäumt an Lebenslust. Aus dem Seminar schon entwich er, um sich einer herumziehenden Schauspielerbande anzuschließen, und es läßt sich denken, welche Freude der Vater hatte, als man ihm seinen Samuel im Costüm des Carl Moor bei Nacht und Nebel daher brachte. Doch das wurde vergeben und vergessen, und mit Mühe und Noth gelang es, den Samuel in's berühmte theologische Stift zu Tübingen zu bringen. Aber nicht zu sagen ist es, wie viel Unfug er hier verübte, bis er zuletzt, nach Karzer und Ultimatum, inmitten der Nacht abgefaßt wurde, als er dem Stift entsteigen wollte, um einem Commers anzuwohnen.

So brachte man den erschütterten Eltern die hoffnungslose Frucht nach Haus, und nun entstand die große Frage: was soll aus ihm werden? Alles Mögliche wollte man aus dem Samuel machen: er sollte Kaufmann werden, Apotheker, Schreiber, Buchbinder — es ging alles nicht, er war zu keiner geordneten Thätigkeit zu bringen. So blieb am Ende nichts übrig als Amerika, dieser große Abzugskanal verdorbener Menschenkräfte. Der Pfarrer that sein Aeußerstes, um die nöthige Summe zur Ueberfahrt aufzubringen, und begleitete ihn selbst aus dem Lande. Bei diesem Abschied war es zum erstenmal, daß man die Pfarrerin weinen sah, als ob das Herz ihr brechen wollte; zum erstenmal versagte ihr die Stimme, als sie das Abendlied anstimmte. Aber kein Morgen und kein Abend verging seitdem, ohne daß der Pfarrer ein besonderes Gebet für den verlorenen Sohn zum Himmel geschickt hätte, ein Gebet, so feurig und kräftig, daß man

glauben mußte, es vermöge die Wolken zu zerreißen. Und es ist nicht unerhört geblieben.

Jahre vergingen ohne Nachricht von Samuel; vergessen war er nicht, aber Niemand wagte mehr etwas von ihm und für ihn zu hoffen, als die Mutter allein. Nach langen Jahren kam endlich ein Brief von ihm, eine Freudenbotschaft, wie noch keine im Pfarrhaus eingekehrt war. Samuel hatte nicht, wie man zu sagen pflegt, „sein Glück gemacht"; der Goldsand Californiens war noch nicht bekannt; er war jetzt Pfarrer, und seine Mittel zu bescheiden, als daß er nur an einen Besuch im Elternhaus hätte denken können; aber sich selbst hatte er wieder gefunden, sein Kindesherz und seinen Gott. Er hatte wunderliche Schicksale gehabt, der Samuel, er hatte sein Brod gesucht als Steinklopfer, als Hausknecht, als Laufbursche, bis er einmal im Dienst eines Bilderhändlers zu einer alten Frau kam. Das Mütterchen betrachtete ihn mit wehmüthiger Freundlichkeit, und beim Abschied fragte sie ihn ernst, ob er nie was Besseres gewesen? Da brach die Rinde, die sein rohes, selbstsüchtiges Jugendleben um sein Herz gelegt und die von der bittern Noth und Verlassenheit wohl schon lange war gelockert worden. Und der Sorge dieses ehrwürdigen Mütterleins war es gelungen, ihn für ein neues Leben zu gewinnen. Das war ein freudeheller Tag im Pfarrhaus, und „Nun danket alle Gott" klang am Abend von den Lippen der Mutter fast so hell wie vor dreißig Jahren.

Die blühende Maria faßte mit Zustimmung der Eltern den Entschluß, einem Missionär nach Afrika zu folgen, und von dem fröhlichen Kinderkreis war allein die blöde, unschöne Dorothea übrig. Alle Kraft der Liebe, eine Treue und Geduld, die kein Menschenauge erkennen kann, wandte die Mutter auf die Entfaltung dieser wenig versprechenden Blüthe,

und die Mühe war nicht verloren. Als die Mutter, wenige Jahre nach dem Freudentage, den ihr Samuels Brief gebracht, die Augen schloß zur ewigen Ruhe, da konnte sie das sonst so scheue, ungenießbare Geschöpf zurücklassen als einen stillen freundlichen Hausgeist, der allen diente und von keinem etwas begehrte. Und ob sie auch nur leise und schüchternen Tones das Abendlied anstimmte, des Vaters ungebrochene Stimme fiel ein, und es ist doch zum Himmel gedrungen.

Gar still war es freilich im Pfarrhause geworden; aber in ungebeugter Kraft versah noch immer der Pfarrer sein Amt, unermüdet war er, an den Betten der Sterbenden zu beten, an die Herzen der Lebenden zu pochen. — Mehr als fünfzig Jahre hatte er sein Amt geführt. „Sie sollten einen Gehülfen nehmen, Herr Pfarrer,“ meinte der Dekan, der mit Bewunderung die Leistungen des mehr als achtzigjährigen Mannes prüfte. — „Ich will selbst wirken, so lange es Tag ist,“ war die Antwort; „wenn es Nacht wird, so wird der Herr mich heimrufen.“

Am folgenden Sonntag Nachmittag schritt er aufrecht und freundlich, wie immer, in der Kirche unter den Kindern umher, da auf einmal wankten seine Schritte, kaum erreichte er noch den Altar, und mit dem Rufe: „Amen!“ sank er zusammen. — Der Herr hatte ihn heimgerufen, ehe die Nacht einbrach.

Inhalt.